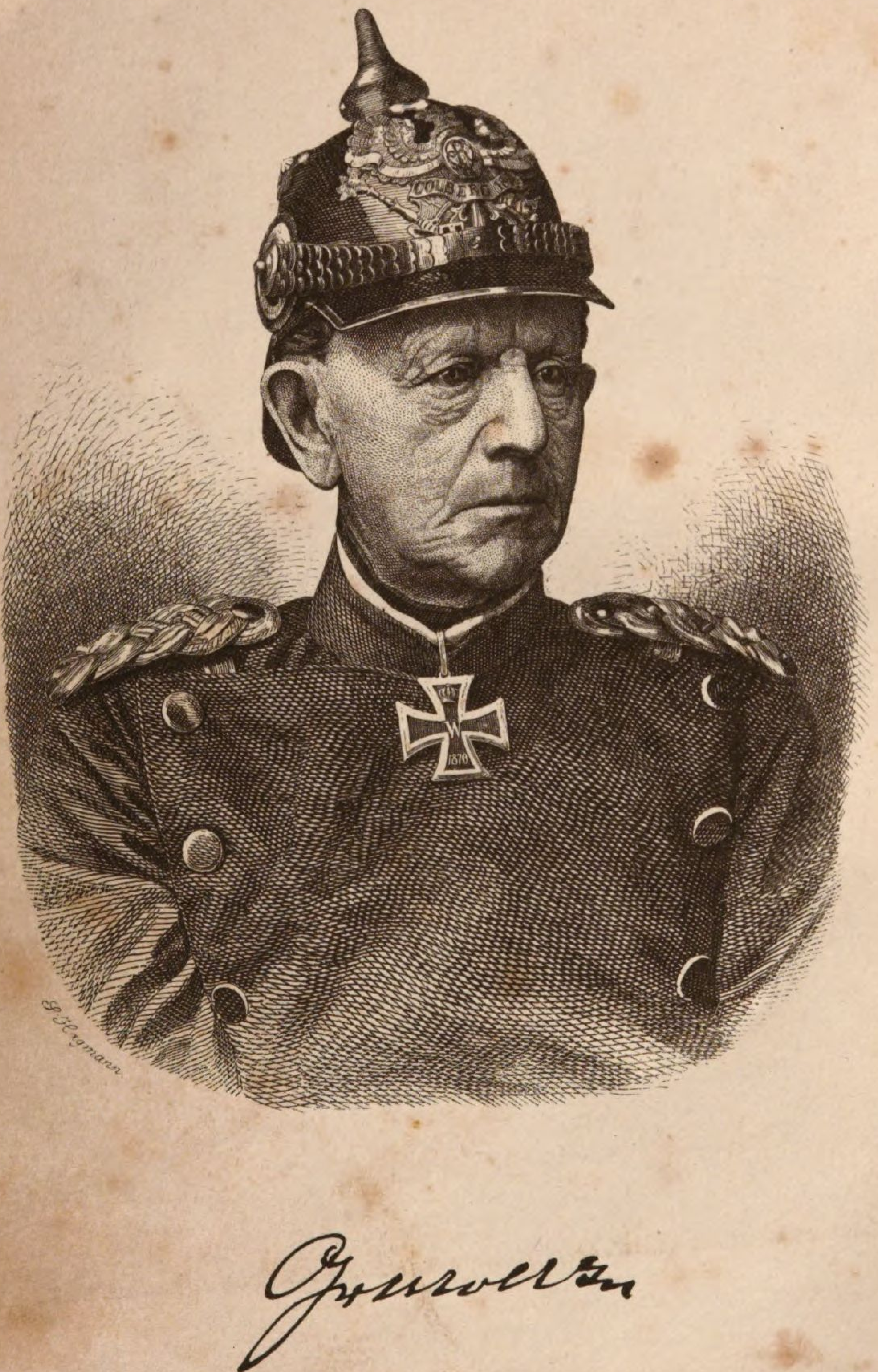
Generalfeldmarschall Graf Moltke.



Generalfeldmarschall
Graf Moltke
1800—1878.

Von
Wilhelm Müller,
Professor in Tübingen.

Mit dem Porträt Moltke's.

Stuttgart.
Verlag von Carl Krabbe.
1878.



Generalfeldmarschall

Graf Moltke

1800—1878.

Von

Wilhelm Müller,

Professor in Tübingen.

Mit dem Porträt Moltke's.

Stuttgart.
Verlag von Carl Krabbe.
1878.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Vorwort.

Das Leben des Generalfeldmarschalls Grafen Moltke gehört der Geschichte an. Ein Mann, welcher für die Macht und Einheit Deutschlands so Großes geleistet hat, kann sich der auf Dankbarkeit und Sympathie beruhenden, berechtigten Neugierde des deutschen Volkes nicht entziehen. Dieses hegt den Wunsch, über die näheren Lebensverhältnisse Moltke's möglichst viel, jedenfalls so viel, als offen vorliegt, zu wissen. Der Verfasser hat es daher, von mehreren Seiten hiezu aufgefordert, unternommen, eine Lebensskizze des Generalfeldmarschalls zu entwerfen, aufgebaut hauptsächlich auf die theils von Moltke selbst verfaßten theils von ihm mehr oder minder inspirirten Werke. Zu den ersteren gehören die Briefe aus dem Orient, die Darstellung des russisch-türkischen Krieges 1828—1829, die Briefe aus Rußland und aus Paris, zu den letzteren die Generalstabswerke über die Kriege von 1866 und 1870—1871. Außerdem hat der Verfasser noch benützt: das Werk des Grafen Waldersee über den deutsch-dänischen Krieg 1864, die Werke des Grafen Wartensleben und

des Freiherrn v. d. Goltz über die Operationen der unter dem Prinzen Friedrich Karl und unter dem General Manteuffel stehenden Armeen, die Werke der französischen Generale Wimpffen und Ducrot und das Werk des Generalstabes über den Italienischen Feldzug 1859. Trotz dieser Fülle des Materials bot diese Arbeit, bei welcher es sich ja um eine Lebensskizze handelte, manche Schwierigkeiten dar; denn abgesehen davon, daß das Leben eines Generalstabschefs in Friedensjahren sehr geräuschlos verlauft, tritt seine Thätigkeit auch in einem Feldzug nicht in dem Grade hervor, wie dies der Fall wäre, wenn er zugleich das Obercommando in seiner Hand hätte. Indem nun der Verfasser darauf bedacht sein mußte, überall, wo es möglich war, die Person Moltke's in den Vordergrund treten zu lassen, hat er es für das Richtige gehalten, von den zwei großen Kriegen, welche Moltke geleitet hat, nicht den Verlauf der Schlachten, wohl aber und ganz speciell die Feldzugsplane und die von Moltke an die Obercommando's der einzelnen Armeen gerichteten Befehle und Direktiven mitzutheilen, welche die Vorbereitungen zu den Schlachten und die Bedingungen der Siege waren. Der Aufenthalt Moltke's im Orient und seine Reden im Reichstag haben in dieser Darstellung die ihrer Wichtigkeit entsprechende, volle Würdigung gefunden.

Tübingen, am Sedanstag 1878.

Wilhelm Müller.

Inhalt.

Im böhmischen Feldzug

1866.

Der König von Preußen war am 2. Juli 1866 in Gitschin eingetroffen und hatte den Oberbefehl über sämtliche Truppen übernommen. In seinem Gefolge befanden sich der Ministerpräsident Bismarck, der Generalstabschef Moltke und der Kriegsminister Roon. Prinz Friedrich Karl, dessen Hauptquartier in Kamenitz war, hatte sich gleichfalls in Gitschin eingefunden. Er wollte seinen königlichen Oheim begrüßen, erstattete einen genauen Bericht über das Treffen vom 29. Juni und wohnte einem Kriegsrath bei. Auf seinen Antrag wurde beschlossen, den durch Märsche und Kämpfe erschöpften Mannschaften ein bis zwei Ruhetage zu gönnen. Um 3 Uhr Nachmittags kehrte der Prinz nach Kamenitz zurück. Moltke und mehrere Generalstabsofficiere blieben beim König. Landkarten, mit bunten Nadeln besteckt, lagen auf dem Tische. Moltke hielt Vortrag. Nach beendigter Berathung entfernte sich der Generalstab. Der König arbeitete noch bis nach 10 Uhr. Um 10½ Uhr, als er eben zu Bett gehen wollte, wurde der General Voigts-Rhetz, Generalstabschef bei der Armee des Prinzen Friedrich Karl, gemeldet. Er hatte dem Könige wichtige Nachrichten mitzutheilen. Bei

seiner Rückkehr nach Kamenitz waren dem Prinzen die Resultate der Rekognoscirungen, welche an diesem Tage unternommen worden waren, mitgetheilt worden. Oberst Zychlinski meldete von dem Schlosse Cerekwitz aus, daß sich ein östreichisches Lager bei Lipa befinde. Major Unger, welcher einen kühnen Ritt auf der Straße nach Sadowa bis Dub gemacht hatte, fand die dortige Höhe von einer östreichischen Brigade besetzt. Lieutenant Heister hatte vor und hinter Benatek große Bivouaks gesehen und erfahren, daß bei Sadowa ein feindliches Armeecorps stehe. Von Gefangenen erfuhr man, daß ungefähr vier Armeecorps an der Bistritz ständen, daß die Sachsen bei Problus aufgestellt, daß zahlreiche Artillerie und zehn Regimenter Kavallerie bei Lipa vereinigt seien. Der Inhalt dieser Meldungen deutete auf die Absicht einer östreichischen Offensive hin. Dieser wollte der Prinz zuvorkommen und beschloß sofort, am folgenden Morgen mit seiner ganzen Armee den Feind anzugreifen. Er erließ daher Abends 9 Uhr die nöthigen Befehle an die kommandirenden Generale seiner Armee, ertheilte dem unter seinem Kommando stehenden General Herwarth den Befehl, so früh als möglich mit der Elbarmee bei Nechanitz (an der Bistritz) einzutreffen, und schickte den Husarenlieutenant Normann mit einem Schreiben an den Kronprinzen nach Königinhof, worin er denselben bat, zur Sicherung seines linken Flügels mit dem Garde-Corps oder mit mehr Truppen in der Richtung nach Josefstadt auf dem rechten Elbeufer vorzugehen. General Herwarth erhielt den Befehl des Prinzen um 12½ Uhr; dem Kronprinzen wurde das Schreiben Nachts 1 Uhr überbracht.

Da der König das Oberkommando bereits übernommen hatte, so mußte der Prinz für die Ausführung seines Ent-

schlusses und für die von ihm getroffenen Anordnungen die Genehmigung des Königs einholen. Die eben angeführte Sendung des Generals Voigts-Rhetz diente diesem Zwecke. Dem König kam es fast unglaublich vor, daß, wie aus den Meldungen des Generals hervorgieng, Benedek, der östreichische Oberkommandant, seine ganze Armee an der Bistritz sollte aufgestellt haben, sei es um eine Defensivschlacht anzunehmen, sei es um die Armee des Prinzen Friedrich Karl anzugreifen. In beiden Fällen mußte ihm, wenn die Schlacht zu seinen Ungunsten ausfiel, die in seinem Rücken befindliche Elbe sehr verderblich werden. Der König befahl daher dem General, zu Moltke zu gehen und demselben genauen Bericht über die Sache zu erstatten. „Hält es der General Moltke für nöthig, darauf hin Beschlüsse zu fassen, so möge derselbe noch in der Nacht zu jeder Zeit kommen, um die nöthigen Befehle zu empfangen. Sie werden mich bereit finden." Moltke hatte eine längere Berathung mit Voigts-Rhetz; die Rekognoscirungsberichte der Officiere schienen ihm zuverläßig zu sein; die Anordnungen des Prinzen Friedrich Karl hatten seinen Beifall; ohne zu wissen, ob die gesamte östreichische Armee oder nur ein beträchtlicher Theil derselben an der Bistritz stehe, glaubte er die Gelegenheit, dem Feinde diesseits der Elbe eine Schlacht zu liefern, nicht unbenützt lassen zu dürfen. Wenn die drei preußischen Armeen sich zum Angriff vereinigten, so zweifelte er nicht am Siege; wenn nicht das ganze feindliche Heer, sondern nur einige Armeecorps an der Bistritz standen, und es zu keiner Entscheidungsschlacht kam, so gewährte doch auch ein solcher Sieg eine wesentliche Erleichterung für den später vielleicht nothwendig werdenden Angriff auf die Elbe-Stellung.

Während die Generale dies besprachen, hatte sich der König, in der Meinung, Moltke habe den Plan verworfen und finde es nicht für nöthig, ihm hierüber Vortrag zu halten, auf sein Feldbett gelegt. Aber Moltke ließ sich mit Voigts-Rhetz melden. Der König erhob sich sofort von seinem Lager; die Generale Roon, Alvensleben und Trescow wurden berufen; es wurde Kriegsrath gehalten. Die Sache hatte ihre nicht unbedenklichen Seiten. Die Truppen waren von den ununterbrochenen Märschen und von den Gefechten, die sie seit dem 26. Juni bestanden hatten, so ermüdet, daß vor einer entscheidenden Schlacht einige Erholung geboten schien. Die Armee des Kronprinzen war von dem muthmaßlichen Schlachtfeld so weit entfernt, daß es fraglich war, ob dieselbe rechtzeitig in den Kampf eingreifen könne, zumal da die Beschaffenheit des Bodens in Folge der vielen Regen das Marschiren sehr erschwerte; einige Truppentheile hatten einen Marsch von fünf bis sechs Stunden zu machen, um die rechte Flanke der östreichischen Aufstellung zu erreichen. Hatte Benedek, was man nicht wußte, worauf man sich aber gefaßt machen mußte, seine sämtlichen acht Armeecorps an der Bistritz versammelt, so hatte die preußische Armee, welche, die Truppen des Kronprinzen abgerechnet, nur 4½ Armeecorps umfaßte, einen sehr harten Stand, so lange jene, welche vier Armeecorps stark waren, nicht auf dem Kampfplatz erschienen. Andererseits hatte die Möglichkeit, die sich hier bot, durch einen großen Schlag dem Kriege eine wenn auch nicht vollständige Entscheidung, so doch immerhin entscheidende Wendung zu geben, etwas Verlockendes. Wenn alle Räder der Kriegsmaschine hübsch in einander griffen; wenn Herwarth bei Nechanitz, der Kronprinz etwa bei Ratschitz den Kampf aufnahmen; wenn diese Beiden

in den Flanken des Feindes, vielleicht auch in dessen Rücken vordrangen, während Prinz Friedrich Karl das Centrum bei Sadowa festhielt, so konnte ein ungeheurer Erfolg errungen werden. Die Wahl war schwer. Alles hieng davon ab, ob Benedek seine ganze Armee oder nur einen Theil derselben zwischen der Bistritz und der Elbe aufgestellt hatte, und ob der Kronprinz zu rechter Zeit oder zu spät auf dem Schlachtfelde eintreffe. War man des Kronprinzen sicher, so glaubte man auch des Sieges sicher zu sein, selbst wenn hinter der Bistritz acht Armeecorps standen. Wenn mit dem Angriff noch ein Tag gewartet, die Schlacht auf den 4. Juli verschoben wurde, so war freilich gar kein Zweifel, daß die Armee des Kronprinzen, und zwar dessen sämtliche vier Armeecorps, rechtzeitig der rechten Flanke des Feindes gegenüberstand. Ein Aufschub gewährte jedenfalls mehr Sicherheit; der sofortige Angriff dagegen erzeugte mehr Ueberraschung und sicherte andererseits davor, daß die Preußen nicht selbst in ungünstiger Stellung angegriffen wurden. Moltke selbst sagt hierüber: „Am Morgen des 3. Juli standen unsere Streitkräfte auf einer Front von vier Meilen; sie durften sich in dieser Ausdehnung nicht angreifen lassen. Unser offensives Vorgehen hingegen vereinigte alle Corps auf dem Schlachtfelde selbst und verwandelte so den strategischen Nachtheil der Trennung in den taktischen Vortheil einer völligen Umfassung des Feindes. Sieht man unsren ganzen Vormarsch an, so wird man stets dasselbe finden. Wir waren mit unseren drei so weit von einander getrennten Armeecorps in keiner brillanten Lage beim Beginn des Feldzuges; aber jeder Tag, der verfloß, ohne unser Vordringen zu verhindern, brachte uns nach menschlichem Berechnen der Siegesgewißheit näher."

Man mochte die Sache ansehen, wie man wollte: über das Risiko, das man bei der Ungewißheit des Eintreffens der kronprinzlichen Armee für den Schlachttag des 3. Juli heraufbeschwor, kam man nicht hinweg. Man mußte das Risiko auf sich nehmen oder den Plan aufgeben, um sich dann vielleicht vom Gegner einen anderen Plan diktiren zu lassen. Nicht bloß die militärischen, sondern auch die auswärtigen Beziehungen drängten zu einer raschen Entscheidung. Schon am 1. Juli, als das königliche Hauptquartier im Schlosse Sichrow sich befand, war die Ankunft des französischen Botschafters Benedetti angemeldet und ebendamit die Aussicht auf eine Reihe von diplomatischen Interventionsversuchen eröffnet worden, denen durch Vorlegung vollendeter Thatsachen am wirksamsten begegnet werden konnte. Moltke, seinem Wahlspruch: „Erst wägen, dann wagen!" getreu, entschied sich, nachdem er im mitternächtlichen Kriegsrath alles abgewogen hatte, für das Wagen. Er, in dieser Frage der gewichtigste Rathgeber des Königs, nahm das Risiko auf sich. Wohl konnte er dies thun; denn er kannte seine Preußen. Wußte er ja aufs bestimmteste, daß, wenn er auf Befehl des Königs dem Kronprinzen die Aufforderung zum schleunigsten Aufbruch zusende, dessen Armee, zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht, ob bei frischen Kräften oder ermüdet und erschöpft, augenblicklich den Marsch antreten und daß jeder einzelne Mann seinen letzten Herzschlag daransetzen werde, um dem Rufe des Königs zu folgen und die Adler Preußens im Feldlager des Feindes aufzupflanzen. Bei aller Vorsicht zeigte Moltke in den wichtigsten Momenten die größte Kühnheit. Dieselbe gründete sich vorzugsweise auf die Kenntniß der Leistungen der Armee und auf das Vertrauen, daß diese Leistungen mit der Größe des Augenblicks selbst auch größer

würden. Der Ausspruch Gneisenau's: „Das Kühnste ist auch das Sicherste" hatte noch seinen vollen Metallklang. Der Kriegsrath stimmte den Ausführungen Moltke's bei; der König sanktionirte den Beschluß. Sofort entwarf Moltke folgendes Schreiben an den Kronprinzen: „Den bei der ersten Armee eingegangenen Nachrichten zufolge ist der Feind in der Stärke von etwa drei Corps, welche jedoch noch weiter verstärkt werden können, bis über den Abschnitt der Bistritz bei Sadowa vorgegangen und ist dort ein Rencontre mit der ersten Armee in aller Frühe zu erwarten. Die erste Armee steht befohlenermaßen morgen den 3. Juli früh um zwei Uhr mit zwei Divisionen bei Horitz, mit einer bei Milowitz, mit einer bei Cerekwitz, mit zwei bei Psanek und Bristan, das Kavalleriecorps bei Gutwasser. Ew. Königl. Hoheit wollen sogleich die nöthigen Anordnungen treffen, um mit allen Kräften zur Unterstützung der Ersten Armee gegen die rechte Flanke des voraussichtlichen feindlichen Anmarsches vorrücken zu können, und dabei sobald als möglich eingreifen. Die heute Nachmittag unter anderen Verhältnissen gegebenen diesseitigen Anordnungen sind nun nicht mehr maßgebend." Wir bemerken in diesem inhaltschweren Schreiben die Eigenart Moltke's. Nie und nirgends ist in dessen Befehlen an die Kommandanten die Rede von einer kleinlichen Bevormundung, von einer detailirten Vorschrift für den zu unternehmenden Marsch; vielmehr gibt Moltke nur die Direktiven und überläßt es der Einsicht und der Energie der Kommandanten, wie sie, die an Ort und Stelle die ihnen vom Terrain und vom Feinde entgegengestellten Schwierigkeiten kennen zu lernen und zu überwinden hatten, am leichtesten und raschesten das Ziel erreichten. Bei Königgrätz, bei Gravelotte, bei Sedan, bei dem Zug gegen

Bourbaki: überall finden wir diese berühmten, weit ausschauenden, knapp gehaltenen Direktiven. Im Momente, als Moltke das Schreiben an den Kronprinzen abfaßte, wußte er nicht, ob Benedek drei oder acht Armeecorps zur Hand habe, ob Benedek der Angreifende oder der Angegriffene sein werde, ob die Schlacht sich mehr auf dem westlichen oder dem östlichen Ufer der Bistritz bewege: er gab dem Kronprinzen also nicht irgend ein Dorf, sondern ganz allgemein die rechte Flanke des Feindes als Zielpunkt an. An welchem Theile dieser ziemlich weit ausgedehnten rechten Flanke der Kronprinz mit seinen Angriffskolonnen anzusetzen habe, das mußte sich erst im Laufe des Tages, beim Fortgang des Kampfes, an Ort und Stelle zeigen. Der Kanonendonner war ja wohl hiefür der sicherste Wegweiser.

Das Schreiben Moltke's an den Kronprinzen wurde in zwei Exemplaren ausgefertigt. Das eine derselben nahm General Voigts-Rhetz mit nach Kamenitz zurück, um es von da nach Königinhof zu befördern; das andere wurde dem Flügeladjutanten Oberstlieutenant Graf Finckenstein übergeben, der es auf dem direkten Weg über Miletin nach Königinhof zu bringen hatte. Zugleich wurde letzterem, der auf seinem nächtlichen Ritt die Vorpostenlinie des ersten Armeecorps zu passiren hatte, ein Schreiben an den kommandirenden General Bonin mitgegeben, worin dieser von der bevorstehenden Schlacht benachrichtigt und aufgefordert wurde, sein Corps sofort zu versammeln, um völlig bereit zu stehen, wenn die Befehle des Kronprinzen bei ihm anlangten, eventuell aber nach Umständen selbständig einzugreifen. Graf Finckenstein, von einem einzigen Reitknecht begleitet, ritt zwischen 12 und 2 Uhr hinaus in die Nacht. Von Gitschin nach Königinhof waren

es etwa 5 Meilen. Der Ritt gieng durch feindliches Land, durch eine dem Reiter gänzlich unbekannte Gegend. Eine neue Gefahr tauchte auf. Wenn Oberstlieutenant Finckenstein unterwegs gefangen und getödtet wurde; wenn der Officier, welcher von Kamenitz aus in das Hauptquartier des Kronprinzen ritt, das nämliche Schicksal hatte, was dann? Auch dies mußte Moltke bei Entwerfung seines Schlachtplanes in Rechnung nehmen; auch hiefür übernahm er, wenn er seinem König den Rath gab, auf die Vorschläge des Prinzen Friedrich Karl einzugehen, die Verantwortung. Trafen die beiden Schreiben an den Kronprinzen nicht oder auch nur in Folge von irgend welchen Hindernissen zu spät ein, so hatte der Kardinal-Staatssekretär Antonelli schwerlich Veranlassung, auf die Nachricht von der Schlacht bei Königgrätz auszurufen: „Die Welt bricht zusammen!“ Aufs neue erschien das Plötzliche des Entschlusses, mit den ersten Morgenstunden diesen ungeheuren Einsatz in das Kriegsspiel zu machen, das Schicksal Preußens und seiner Dynastie auf diese eine zweifelhafte Karte zu setzen, die Zukunft Deutschlands von den Hufeisen zweier Officierspferde abhängig zu machen, als ein Wagstück ohne Gleichen. Moltke wagte es. Er glaubte zuversichtlich, daß Officiere von solchem Rang sich überall zurechtfinden, durch alle Schwierigkeiten sich hindurchschlagen würden. Und sie schlugen sich durch. Graf Finckenstein übergab um 3¼ Uhr das Schreiben an General Bonin, um 4 Uhr das Schreiben an den Kronprinzen. Auch das zweite, von Kamenitz aus abgesandte Schreiben traf rechtzeitig in Königinhof ein. Eine Stunde nachher, um 5 Uhr früh, sandte der Generalstabschef der kronprinzlichen Armee, General Blumenthal, bereits die Befehle an die Kommandanten der vier Armeecorps ab und

traf die nöthigen Anordnungen, daß die Truppen, unter Zurücklassung der Trains und der Bagagen, „sobald wie irgend möglich“ aufbrachen.

Moltke arbeitete bei dem König bis gegen 2 Uhr. Der Aufbruch des Hauptquartiers nach dem etwa 4 Meilen entfernten Schlachtfeld wurde auf 5 Uhr festgesetzt. Um 2 Uhr legten sich der König und sein Stratege noch ein wenig zur Ruhe. Um diese Zeit brach die Armee des Prinzen Friedrich Karl schon auf, um den zweiten Theil der Moltke-schen Trilogie in Scene zu setzen. Glücklich hatte Moltke die „getrennt marschirenden“ drei Armeen in das Land des Feindes gebracht; nun fragte es sich, ob es ihm gelang, die drei Armeen gleichzeitig gegen den Feind zu führen; die Ausbeutung des Sieges mochte den letzten Akt bilden. Die Leistungen des Generalstabs in dem ersten Stadium des Feldzugs, wo mit so verschiedenen Möglichkeiten gerechnet und in vielen Fällen geradezu divinatorisch vorgegangen werden mußte, waren hervorragender Art. Moltke hatte zu bedenken, daß er drei auf verschiedenen Kriegstheatern operirende feindliche Gruppen zu bekämpfen habe. Zur ersten Gruppe gehörten die Hannoveraner und Kurhessen, zur zweiten die Süddeutschen, zur dritten die Oestreicher und Sachsen. Die Streitkräfte der ersten schätzte er auf 36,000, die der zweiten auf 100,000, die der dritten auf 264,000. Die Hannoveraner und Kurhessen konnten, falls man sie unbeachtet im Rücken ließ, in hohem Grade unbequem werden, sofern sie im Stande waren, alle Verbindungen nach dem Rhein und nach den Elbherzogthümern zu unterbrechen. Moltke glaubte, falls dieselben auf das Wagniß wirklicher Feindseligkeiten sich einlassen würden, sicher zu sein, diese Gegner vor ihrer möglichen Versammlung auseinander-

zusprengen. Die Süddeutschen sah er trotz aller in Württemberg, Baiern und Hessen-Darmstadt vorangegangenen Rüstungen als einen erst entstehenden Feind an. Er wußte, wie wenig dort im Frieden für den Krieg vorbereitet war. „Der Mangel an einheitlicher Führung und Organisation versprach diesen an sich guten Truppen keine großen Erfolge, und es stand zu erwarten, daß sie spät und vereinzelt zur Wirksamkeit gelangen würden. Das sicherste Mittel war hier eine Offensive, die sie im eigenen Lande beschäftigte." Nur die dritte Gruppe hatte eine starke, wohl organisirte Armee, welche bereits schlagfertig dastand. „Dort lag der Schwerpunkt der ganzen Frage. Ein Sieg über die östreichische Armee mußte lähmend auf alle übrigen Feinde wirken; aber um die dafür nöthige Streitmacht zu versammeln, reichten die sieben Armeecorps im Osten der Monarchie nicht aus. Zog man auch die beiden westlichen noch zur Hauptentscheidung heran, so blieb die Rheinprovinz anscheinend schutzlos, und man konnte den Süddeutschen nur sehr untergeordnete Kräfte entgegenstellen. Nichtsdestoweniger faßte der König diesen schweren, aber folgenreichen Entschluß, durch welchen allein es möglich wurde, nachmals in den Gefechten der Hauptarmee, bei der Entscheidungsschlacht und endlich noch vor der feindlichen Hauptstadt in genügender Macht zu erscheinen. Die starken, durch Landwehren ausreichend besetzten Rheinfestungen konnten zwar nicht eine Invasion des Landes verhindern, wohl aber, daß der Gegner sich dort festsetzte. Gelang es, im Osten die Oberhand zu gewinnen, so war es leicht, zurückzufordern, was im Westen etwa verloren gegangen. Um indeß auch hier den Nachtheil eines feindlichen Einbruchs überhaupt vom eigenen Lande fern zu halten, wurde noch eine

besondere Armee formirt aus einem Theil der Truppen in Schleswig-Holstein und aus sonst für Festungsbesatzung bestimmten Regimentern, der die 13. Infanteriedivision als fester Kern diente. Letztere konnte aus den Kantonnements um Minden binnen kürzester Frist und in unmittelbarer Nähe der hannover'schen Hauptstadt versammelt werden. Man durfte darauf rechnen, Hannover und Kurhessen entwaffnen, dann sich gegen Baiern wenden zu können. Allerdings hatte dieses gleichsam improvisirte Heer eine dreifache Ueberlegenheit gegen sich und mußte durch Energie und Schnelligkeit ersetzen, was ihm an Stärke fehlte."

Die militärischen Streitkräfte der deutschen Mittelstaaten machten, wie wir sehen, dem preußischen Strategen nicht zu viele Sorgen. Alljährlich wurde in denselben zur Unzufriedenheit der Kammern und des Landes viel Geld für das Militärbudget ausgegeben; aber es wurde schon vor dem Kriege auch von Nichtmilitärs bezweifelt, ob diese mittelstaatlichen Bundesarmeecorps, wenn sie als selbständige Körper zu operiren versuchten, irgend etwas zu leisten vermöchten. Die kleinlichen Verhältnisse, in welchen sich in diesen Staaten alles bewegte, konnten keine großen Strategen erzeugen. War auch alles andere gut und brauchbar, so war doch der Generalstab nicht gerade die stärkste Seite dieser Bundeskontingente. Was sich daher von feindlichen Truppen an der Leine, an der Darm, an der Isar und am Nesenbach sammelte, das glaubte Moltke mit einer kleinen, improvisirten Armee, eins ums andere, aus dem Feld schlagen zu können. Die volle Kraft Preußens sollte gegen Oestreich gerichtet werden. Eine Menge der wichtigsten Vorfragen drängte sich hier auf. Es handelte sich darum, ob das preußische Gebiet vor einer feind-

lichen Invasion bewahrt werden könne oder nicht; ob sämtliche preußische Armeecorps zu einem gewaltigen Heerhaufen vereinigt und mit diesem in Napoleonischer Weise vorgegangen, oder ob diese Streitmacht in mehrere selbständige Armeekörper getrennt und mit diesen nach einem gemeinschaftlichen Zielpunkte vorgerückt werden sollte; ob in Böhmen oder in Mähren oder in beiden zugleich der Einmarsch erfolgen sollte. Auch hierüber war Moltke, wenn auch seine Entschließungen von den Aufstellungen der Oestreicher theilweise abhängig waren, nicht im Zweifel. Die Bahnen, welche in den beiden schlesischen Kriegen und im siebenjährigen Kriege Friedrich der Große begangen hat, waren ihm ja wohl bekannt. Nur standen einem Feldherrn im Jahre 1866 weit größere Truppenmassen zu Gebot als damals. Diese richtig zu vertheilen, zweckmäßig zu führen und rechtzeitig wieder zu vereinigen, war für den Strategen eine neue Aufgabe. „Nichts wäre erwünschter gewesen, als für die gesamte Streitmacht eine Aufstellung zu finden, welche gleichzeitig Berlin und Breslau gedeckt hätte, wenn sie auch vorerst das Land links der Elbe und an der oberen Oder nicht schützen konnte. Der geeignetste Punkt hiefür wäre Görlitz gewesen. Die Schwierigkeiten, welche bei Anhäufung einer Viertel Million Menschen für die Verpflegung entstehen, hätten besiegt werden können, wenn ein baldiges Vorgehen in Aussicht stand: sie wurden aber unübersteiglich, wenn man auf ganz unbestimmbare Zeit in solcher Versammlung abwarten sollte, ob es überhaupt zum Handeln kam. Die Koncentrirung der ganzen Armee an einem Punkt, sei es bei Görlitz oder vollends in Oberschlesien, erforderte einen bedeutenderen Aufwand an Zeit. Denn, mußte auf wenigen und schließlich auf nur einer

Eisenbahn transportirt werden, so verzögerte sich der Aufmarsch des Ganzen um mehrere Wochen. Die Marken und Schlesien bedurften aber eines sofortigen Schutzes, und so blieb nur die Aufstellung von zwei getrennten Armeen übrig. Daß dabei ein koncentrirtes östreichisches Heer sich mit ganzer Kraft auf die eine Hälfte des preußischen werfen konnte, lag klar zu Tage; aber welche Anordnung man auch traf, keine vermochte die geographische Gestaltung des Kriegsschauplatzes zu ändern oder den Umstand zu beseitigen, daß ein Feind in Böhmen zwischen der Lausitz und Schlesien steht. Es gab nur ein Mittel, dem Uebelstande zuvorzukommen, nämlich selbst in Böhmen einzurücken. Auf alle Fälle mußten aber doch erst die Armeecorps auf den Eisenbahnen so nahe herangezogen werden, wie dies überhaupt angänglich war."

Wollte man in Preußen zwei oder drei Armeen bilden und diesen die Richtung nach Böhmen anweisen, so mußte man durchaus, um den Grundsatz: „Getrennt marschiren — vereint schlagen" festzuhalten, Herr des sächsischen Gebietes sein. Bei der bekannten Großmannssucht, von welcher der sächsische Ministerpräsident Beust besessen war, und bei dem langjährigen Antagonismus gegen Preußen, in welchem die sächsische Regierung das Ziel ihrer Politik sah, war nicht daran zu denken, daß Sachsen sich mit Preußen gegen Oestreich alliirte. Feindlich gegen dasselbe aufzutreten, bevor es selbst einen feindseligen Schritt gethan hatte, dazu konnte sich der König nicht entschließen, obgleich sein Ahnherr, Friedrich der Große, am 29. August 1756 mit günstigem Erfolg es so gemacht hatte. Aber König Wilhelm wollte seine Gegner durch ein urkundliches Aktenstück sich selbst ins Unrecht setzen lassen und dann erst zur Wahrung seines Rechtes das Schwert

ziehen. Der Generalstab fühlte sich durch dieses Bedenken etwas genirt. „Hätte man nicht das sächsische Gebiet zu respektiren gehabt, so würden die aus Rheinland, Westfalen, Pommern und den Marken dorthin führenden Linien gestattet haben, bei Dresden eine bedeutende Truppenmacht sehr schnell zu versammeln. Thatsächlich aber endeten jene Schienenwege für den preußischen Transport bei Zeitz, Halle, Herzberg, Görlitz, Schweidnitz und Neiße. An diesen Punkten, welche einen Kreisbogen von 60 Meilen Länge bilden, war man genöthigt, auszusteigen, um sodann marschiren zu können. Es war das selbstverständlich nicht der beabsichtigte strategische Aufmarsch der Armee, sondern eine erste unvermeidliche Etappe zu demselben." Das Votum der Mehrheit der Bundestagsgesandten am 14. Juni, wodurch die Mobilmachung der Bundestruppen gegen Preußen beschlossen wurde, machte jede weitere Rücksichtnahme auf Sachsen überflüssig. Von diesem Augenblick an entschied sich der König, den Krieg offensiv zu führen. „Jetzt war nicht mehr die Rede von defensiven Flankenmärschen; man durfte die Gegner in ihrem eigenen Gebiet aufsuchen." Wie an Hannover, Kurhessen, Nassau, so ergieng auch an Sachsen am 15. Juni eine preußische Sommation, und da es dieselbe ablehnend beantwortete, überschritten die Preußen am 16. Juni die sächsische Grenze. „Das Einrücken in Sachsen war nöthig, nicht bloß aus politischen Gründen, sondern auch weil es den strategischen Aufmarsch der Elbarmee und der Ersten Armee auf der Linie Dresden-Bautzen, d. h. ihre Vereinigung, in wenig Märschen auf zahlreichen und konvergirenden Straßen, ermöglichte. Dann bildete die preußische Streitmacht nur noch zwei Heere, und diese so zu leiten, daß sie zur schließlichen Entscheidung

zusammenwirkten, war die schwere, aber lösbare Aufgabe der oberen Führung. Armeen von mehr als 100,000 Mann tragen eben in sich selbst einen hohen Grad von Selbständigkeit; auch konnten die Oestreicher ihre ganze Macht nie gegen die eine allein entwickeln; sie mußten jederzeit auch der anderen einen Theil entgegenstellen. Immer führte der kürzeste Weg zur Vereinigung nach Vorwärts, und dabei mußte denn freilich der feindliche Widerstand zu Boden geworfen werden."

Die preußische Hauptmacht war damals in drei Gruppen vertheilt. Die Elbarmee unter General Herwarth von Bittenfeld stand bei Torgau, die Erste Armee unter dem Prinzen Friedrich Karl bei Görlitz, die Zweite Armee unter dem Kronprinzen bei Neiße. Außerdem stand ein Reservecorps von 24,000 Mann bei Berlin, und die erst im Werden begriffene Mainarmee unter General Vogel von Falckenstein hatte die Aufgabe, Hannover und Kurhessen unschädlich zu machen und dann gegen die beiden süddeutschen Armeecorps im Fränkischen und bei Frankfurt sich zu wenden. Nach dem Einmarsch in Sachsen standen am 20. Juni die drei obengenannten kooperirenden Armeen bei Dresden, Görlitz und Neiße. Die beiden ersten marschirten am 23. in Böhmen ein. Benedek, welcher bis zum 17. Juni bei Olmütz stand und von dort einen Einfall in Oberschlesien machen zu wollen schien, wandte sich an diesem Tage nach Böhmen, um seine Hauptmacht am rechten Ufer der oberen Elbe, in der Gegend von Josefstadt und Königinhof, zu versammeln. In Folge dessen war es dem Kronprinzen möglich, seine Stellung bei Neiße aufzugeben, durch die Päße des Riesengebirges zu marschiren und die Vereinigung mit den beiden anderen Armeen zu erstreben.

Dem General Moltke, welcher über die Bewegungen des Feindes in diesem böhmischen Feldzug stets sehr gut unterrichtet war, war der Abmarsch Benedeks nicht unbekannt geblieben. Darauf ordnete er am 19. Juni an, daß der Kronprinz nur ein einziges Corps bei Neiße zurückließ und mit den anderen nach denjenigen Stellungen abmarschirte, von wo aus er jeden Augenblick bereit sein konnte, den Uebergang über das Gebirge zu unternehmen. Als auch in den nächsten Tagen keine Anzeichen auf einen Einfall östreichischer Truppen in Oberschlesien hindeuteten, erfolgte am 22. Juni von Berlin aus telegraphisch der Befehl an den Prinzen Friedrich Karl und an den Kronprinzen, daß beide Armeen in Böhmen einrücken und die Vereinigung in der Richtung auf Gitschin aufsuchen sollten. In einem vom nämlichen Tage datirten Schreiben an die beiden Prinzen fügte Moltke folgende Erläuterung hinzu: „In dem soeben abgesandten Chiffre-Telegramm von heute ist mit Rücksicht auf Entfernungen, Straßenverbindungen und Eisenbahnen die Richtung auf Gitschin behufs Vereinigung beider Armeen bezeichnet worden. Es ist damit natürlich nicht gemeint, daß dieser Punkt unter allen Umständen erreicht werden müsse; vielmehr hängt die Vereinigung ganz von dem Gang der Begebenheiten ab. Nach allen hier vorhandenen Nachrichten ist es durchaus unwahrscheinlich, daß die Hauptmacht der Oestreicher in den allernächsten Tagen schon im nördlichen Böhmen koncentrirt stehen könnte. Die von uns ergriffene Initiative dürfte leicht Gelegenheit geben, den Gegner in getheiltem Zustand mit überlegenen Kräften anzugreifen und den Sieg in anderer Richtung zu verfolgen. Dennoch bleibt die Vereinigung aller Streitkräfte für die Hauptentscheidung stetig im Auge zu

behalten. Die Armee-Commando's haben von dem Augenblicke an, wo sie dem Feinde gegenübertreten, nach eigenem Ermessen und nach Erforderniß zu handeln, dabei aber stets die Verhältnisse der Nebenarmee zu berücksichtigen. Durch fortgesetztes Vernehmen unter einander wird die gegenseitige Unterstützung ermöglicht sein." Dem Prinzen Friedrich Karl wurde noch der specielle Auftrag ertheilt, er solle, da der Zweiten Armee die schwierige Aufgabe des Debouchirens aus dem Gebirge zufalle, unmittelbar nach seiner Vereinigung mit der Elbarmee „durch ein rasches Vorgehen die Krisis abzukürzen suchen." Dieser Aufmarsch der drei Armeen an der oberen Elbe, wie er von Moltke geplant war, sollte am 28. Juni beendet sein.

Benedek konnte die Ausführung dieses Planes am wirksamsten dadurch stören, daß er mit seiner ganzen Macht entweder der von Norden her eindringenden Ersten Armee oder der von Schlesien her vorrückenden Zweiten Armee entgegentrat und die eine zurückzuwerfen suchte, bevor die andere ihr zu Hilfe kommen konnte. Statt dessen stellte er jeder der preußischen Armeen immer nur ungenügende Streitkräfte entgegen, ließ jene täglich an Terrain gewinnen und kam zuletzt in die unangenehme Lage, sich selbst zwischen zwei Feuern zu befinden. Moltke kritisirt das Verfahren Benedeks mit folgenden Worten: „Das östreichische Heer konnte mit verhältnißmäßig geringen Kräften den starken Abschnitt der Iser oder den der Elbe vertheidigen, je nachdem es mit überlegenen Kräften sich gegen den Kronprinzen oder den Prinzen Friedrich Karl wenden wollte. Es scheint nun, daß der Feldzeugmeister diesen, an sich gewiß richtigen Gedanken mit der unerschütterlichen Festigkeit im Auge behielt, die eine der

schönsten Eigenschaften für den tüchtigen Kriegführer ausmacht. Fraglich aber bleibt, ob jener Gedanke auch da noch richtig war, als er zur Ausführung gelangen sollte, als die preußischen Heere bereits in vollem Anmarsche waren. Ließ man die Preußen bis an die Elbe und Iser vordringen und fielen einzelne Defileen dieser Abschnitte in ihre Hände, so war es offenbar sehr bedenklich, sich zwischen beide Heere hineinzuschieben. Man lief dann Gefahr, indem man das eine angriff, selbst von dem anderen im Rücken angefallen zu werden." So widerfuhr denn dem östreichischen Feldherrn, was ihm der ebenso umsichtigen als kühnen Strategie Moltke's gegenüber widerfahren mußte. Die von Clam-Gallas befehligten östreichisch-sächsischen Truppen wurden vom 26. bis 29. Juni in täglichen Gefechten bei Hünerwasser, Liebenau, Podol, Münchengrätz, Gitschin von den Truppen der Elbarmee und der Ersten Armee geschlagen und über die Iser gegen die obere Elbe zurückgedrängt. Prinz Friedrich Karl besetzte Gitschin und erwartete dort die Vereinigung mit der schlesischen Armee. Diese hatte bei ihrem Uebergang über das Riesengebirge, welchen sie in drei Kolonnen ausführte, zuerst ein ungünstiges Gefecht bei Trautenau, schlug aber in den Kämpfen bei Nachod, Skalitz, Burgersdorf und Soor, Schweinschädel, vom 27. bis 29. Juni, die einzeln ihr entgegentretenden Corps der östreichischen Generale Gablenz, Ramming, Erzherzog Leopold, Festetics, erstürmte Königinhof, besetzte die dortige Elbbrücke und setzte sich mit der Ersten Armee in Verbindung.

Auf die Nachricht von diesen glücklichen Erfolgen reiste der König am 30. Juni mit Moltke und den übrigen Personen des großen Hauptquartiers von Berlin nach dem Kriegs-

schauplatz. Mit freudiger Genugthuung konnte Moltke auf diesen ersten Akt seines militärischen Drama's zurücksehen. Die schwierige Aufgabe, im Angesicht der zahlreichen feindlichen Armee von zwei Seiten aus in das feindliche Gebiet einzufallen und in das Innere des Landes einzudringen, war gelöst. Moltke's Feldzugsplan hatte sich von Berlin bis Gitschin bewährt; selbst die für die Vereinigung der Armeen vorausbestimmte Zeit war beinahe bis auf den Tag eingehalten worden. Die Vorbereitungen zur Eröffnung des zweiten Aktes kennen wir bereits. Am 3. Juli morgens 5 Uhr brach der König mit dem großen Hauptquartier auf. Sie fuhren auf der Straße, welche von Gitschin über Horitz und Sadowa nach Königgrätz führt. Kurz vor 8 Uhr kamen sie auf der Höhe von Dub, welcher Ort zwischen Horitz und Sadowa, letzterem jedoch näher, liegt, an und bestiegen die Pferde. Die Schlacht hatte bereits begonnen, und mit jeder Stunde wurde es Moltke klarer, daß Benedek nicht mit einem Theile seiner Armee, sondern mit seinen sämtlichen Streitkräften auf den jenseits der Bistritz gelegenen Höhen postirt sei. Eben dies hatte ja Moltke bei seinen Anordnungen in Rechnung gezogen und zu diesem Zwecke die Armee des Kronprinzen auf das Schlachtfeld berufen. Letzteres war aber auch absolut nothwendig; denn Benedek verfügte nicht nur über acht Armeecorps und über etwa 500 ~~gezogene~~ Geschütze, sondern er hatte auch, da er schon am 1. Juli in die Stellung von Königgrätz eingerückt war, sich volle Zeit nehmen können, um das für die Defensive höchst günstige Terrain durch geschickte Aufstellung der Batterien zu einer festungsartigen Position zu machen. Die auf der Höhe von Lipa aufgestellten Geschütze beherrschten im Nordwesten des Schlachtfeldes das

Thal der Bistritz; die Höhe von Chlum überragte den Norden des Schlachtfeldes, wo die Orte Masloweb, Horeniowes, Benatek waren, und hielt zugleich einen von Osten her vordringenden Feind auf; wer an der unteren Bistritz, bei Nechanitz, vorgehen wollte, stieß sich an den Batterien auf den Höhen von Problus und von Prim. Solcher Uebermacht an Truppen und solchen befestigten Stellungen gegenüber hatten die drei Armeecorps des Prinzen Friedrich Karl und die 1½ Divisionen des Generals Herwarth einen harten Stand. Sie mußten zufrieden sein, wenn sie sich bis zur Ankunft der kronprinzlichen Armee auf dem Schlachtfeld halten konnten; zog sich aber diese Ankunft zu lange hinaus, dann mußte man auf das Aeußerste gefaßt sein. Die Schlacht hatte ihre sehr bangen Momente. Moltke ließ sich durch keine Schwierigkeit, durch keine Gefahr, durch keine augenblickliche Aussichtslosigkeit aus seiner eisernen Ruhe bringen. Meist in der Nähe des Königs weilend, hie und da nach einem günstigen Aussichtspunkt vorsprengend, um den Verlauf eines hitzigen Kampfes zu verfolgen, immer wägend und wagend, saß er ruhig mit unveränderter Miene auf seinem Pferde, ließ sich durch die in seiner nächsten Nähe einschlagenden Granaten nicht im mindesten stören und gab seine Siegeshoffnung keinen Augenblick auf.

Prinz Friedrich Karl hatte das Centrum der feindlichen Stellung, rechts und links von der Straße Sadowa-Königgrätz, anzugreifen. Auf der rechten Seite war der Uebergang über die Bistritz zu forciren, die Orte Sadowa, Dohalitz, Dohalitzka, Mekrowans zu nehmen und dann gegen die Stellung von Lipa vorzugehen. Erst gegen 10 Uhr konnte die Infanterie über die Bistritz gehen, nahm die Dörfer, konnte

aber gegen die auf der südwestlichen Seite kahl ansteigende Höhe nicht vordringen. Weiter oben, vor der nordwestlichen Seite der Höhe, lag der Wald von Sadowa. Die preußischen Truppen drangen in denselben ein, kamen bis in die Mitte desselben und bemächtigten sich endlich des ganzen Waldes. Nun aber fiel ein Hagel von Granaten über den Wald, und die östreichische Infanterie drang wieder im Walde vor. Gegen 1 Uhr führte Prinz Friedrich Karl seine 2 Reserve-Divisionen ins Gefecht. Diese drangen in den Wald ein, machten sich Bahn bis zum jenseitigen Saume, konnten aber ebenfalls nicht weiter kommen. Die Verluste an Mannschaft waren ungeheuer. Die preußische Artillerie leistete gegen die Batterien von Lipa das Möglichste; aber jene war ungünstig, diese waren sehr günstig aufgestellt; so war denn davon, daß diese zum Schweigen gebracht werden konnten, keine Rede. Der Kampf zog sich hier bis gegen 2 Uhr hin. Die Höhe konnte man von hier aus nicht erstürmen; vom Kronprinzen wußte man noch nichts; vom rechten Flügel bei Nechanitz spürte man noch keine Erleichterung. Es war Gefahr, daß das Centrum der Ersten Armee durchbrochen werde. Für alle Fälle zog man die Kavallerie derselben zusammen. Sie sollte, falls die Infanterie zurückgezogen werden mußte, dieser zur Aufnahme dienen. Nicht besser stand es auf dem linken Flügel der Ersten Armee, wo links von der Straße die Division Fransecky das Dorf Benatek wegnahm und von hier aus gegen den zwischen Sadowa und Maslowed liegenden Wald und gegen das Dorf Maslowed vorgieng. Die Batterien von Chlum beherrschten Dorf und Wald; etwa 3 östreichische Divisionen machten jeden Fußbreit des schwierigen Bodens streitig; zwei Stunden lang hielten sich die preußi-

schen Bataillone im Wald; gegen 11 Uhr drang der übermächtige Feind mit aller Gewalt vor, drängte die Preußen zurück und suchte ihre linke Flanke zu umfassen. Fransecky ließ seine letzten Reservebataillone vorrücken, erhielt von rechts her 2 Bataillone Verstärkung und 5 weitere Batterien und rückte wieder vor. Bis gegen 1 Uhr zog sich hier das Gefecht hin. Vorwärts kamen die Bataillone hier nicht; etwa der vierte Theil der Mannschaft lag todt oder verwundet auf dem Schlachtfeld. Weniger ungünstig, aber langsamer, als man geglaubt hatte, verliefen die Operationen der Elbarmee, welche den rechten Flügel der preußischen Gesamtaufstellung bildete und die Aufgabe hatte, bei Nechanitz über die Bistritz zu gehen, gegen die linke Flanke und den Rücken des Feindes vorzugehen und dessen Centrum um seine Rückzugslinie besorgt zu machen. Nach einem fast fünfstündigen Marsch kam die Avantgarde dieser Armee um 8 Uhr bei Nechanitz an, rückte über die Brücke gegen das Dorf vor, warf die sächsischen Truppen aus demselben und hatte nun die Höhen von Problus und von Prim vor sich und links gegen Lipa hin Infanteriemassen und Geschützreihen. Da für den Uebergang der drei Divisionen und der Artillerie nur die eine Brücke bei Nechanitz verfügbar war, so dauerte es mehrere Stunden, bis ein massenhafter Angriff gemacht werden konnte. Es war bereits gegen 2 Uhr, als eine Division gegen Problus, eine zweite gegen Prim anrückte. Noch weiter rechts, aber später als jene, gieng die dritte Division vor und bedrohte die linke Flanke der östreichischen Aufstellung mit Umzinglung. Ober- und Unter-Prim fielen in die Hände der Preußen. Problus wurde trotz der östreichischen Uebermacht gegen 3 Uhr genommen. Die Sachsen zogen

sich gegen das Centrum zurück; Herwarths linker Flügel fand Fühlung mit der Ersten Armee, während sein rechter Flügel gegen die nach Königgrätz führende Straße vorwärts drängte. Doch traten diese Erfolge zu spät ein, als daß sie für die Entscheidung und Ausnützung des Sieges die nämliche Bedeutung gehabt hätten, wie das Eintreffen der kronprinzlichen Armee. Von diesem ausschließlich hieng das Schicksal des Tages ab.

Die verhängnißvolle Stunde war die zwischen 1 und 2 Uhr. An der Bistritz, gegenüber von Lipa, machten um diese Zeit die Oestreicher einen Vorstoß gegen Ober-Dohalitz, wurden aber von der preußischen Infanterie zum Rückzug in ihre Höhenstellung genöthigt. Bald darauf erfuhr man hier durch Oberst Sandrart die Ankunft der vordersten Abtheilungen der Zweiten Armee. Auf dem linken Flügel der Armee des Prinzen Friedrich Karl, wo Fransecky mit 14 Bataillonen und 24 Geschützen gegen 51 östreichische Bataillone mit mehr als 100 Geschützen Stand hielt, dauerten die Kämpfe im Walde von Masloweb bis 2½ Uhr fort. Doch spürte man zwischen 1 und 2 Uhr eine Abnahme der feindlichen Angriffe. Die Annäherung der kronprinzlichen Armee bewog die zwei dort aufgestellten östreichischen Armeecorps, nicht mehr an die Vernichtung der Division Fransecky, sondern an die Rettung der eigenen Armee zu denken. Andererseits wirkte die dort durch den Major Burg verkündigte Nachricht von dem Anmarsch der Zweiten Armee belebend auf die erschöpften Kräfte der dem schwersten Kampf ausgesetzten preußischen Division. Von den Truppen des Kronprinzen griffen die erste Gardedivision und das sechste Armeecorps zuerst in den Kampf ein. Jene nahm gegen 2 Uhr die Höhe von Horeniowes, die Division Zastrow eroberte Rat-

schitz, die Division Prondzynski das Dorf Trotina in der Nähe der Elbe. Darauf rückte die Gardedivision, Maslowed rechts lassend, gegen Chlum vor, nahm um 2³/₄ das Dorf Chlum, um 3 Uhr das Dorf Rosberitz. Sie stand nun im Rücken des östreichischen Centrums; denn Rosberitz lag hart an der Straße, die von Lipa nach Königgrätz führt. Benedek war verloren, wenn er nicht Rosberitz wieder nahm. Alle Anstrengungen der Oestreicher richteten sich gegen dieses Ziel. Das Dorf gieng für die Garde, die nur wenige Bataillone dort hatte, verloren. Dagegen nahm die erste Gardedivision um 3¹/₄ Uhr die Waldhöhe von Chlum, schlug alle Versuche des Gegners, die Stellung wieder zu erobern, zurück und die Avantgarde der zweiten Gardedivision nahm das Dorf Lipa. Inzwischen waren weitere Truppen der Zweiten Armee angekommen. Die Avantgarde des ersten Armeecorps marschirte von Benatek aus gegen Chlum vor, rückte in die ausgedehnte Linie der ersten Gardedivision ein und schlug, im Verein mit dieser und von der Artillerie unterstützt, alle Angriffe, welche die Oestreicher von Rosberitz aus machten, zurück und nahm wieder Rosberitz. Die Schlacht war gewonnen. Benedek gab seinem Centrum den Befehl zum Rückzug. Die preußischen Batterien warfen von der Höhe von Chlum ihre Geschosse unter die Reihen der Abziehenden. Die Armee des Prinzen Friedrich Karl rückte nun in Masse vor; die Reiterei hieng sich an die Fersen des Feindes. Die Division Zastrow, welche Sendraschitz und Nedelist genommen hatte, wandte sich gegen Swintj und Wschestar, nahm beide Orte, überschritt hier, südlich von Rosberitz, die Königgrätzer Straße und nöthigte dadurch die noch rückwärts befindlichen östreichischen Abtheilungen, in der Richtung nach Südwesten auszuweichen. Der

Rückzug der östreichischen Armee, von der zahlreichen Artillerie bis zum einbrechenden Abend gedeckt, gieng nach den Elbebrücken, welche zu diesem Zweck schon vor der Schlacht von den Pontonieren geschlagen worden waren; andere wandten sich nach Königgrätz oder nach der Brücke bei Pardubitz. Die Trophäen des Tages waren bedeutend: 19,800 Gefangene (verwundet oder todt waren 24,400 Mann von der feindlichen Armee), 160 östreichische Geschütze und 1 sächsisches, 5 Fahnen, viele tausend Gewehre, mehrere hundert Wagen. Die Verluste der preußischen Armee beliefen sich auf 359 Officiere und 8794 Mann, und zwar hatte die Erste Armee fast doppelt so viel Leute verloren, als die beiden anderen zusammen.

Der preußischen Führung ist vielfach der Vorwurf gemacht worden, daß sie nicht durch eine rastlose Verfolgung die Ausbeutung des Sieges bis zur Vernichtung des Feindes gesteigert und nicht das Beispiel Gneisenau's nachgeahmt habe, welcher am Abend der Schlacht von Waterloo sagte: „Wie man siegt, das haben wir gezeigt; nun wollen wir auch zeigen, wie man verfolgen kann," und nun, den letzten Hauch von Mann und Roß aufwendend, die ganze Nacht hindurch den Feind verfolgte und gegen Tagesanbruch vollständig erschöpft bei Frasne anlangte. Auf dies antwortet Moltke: „Unsere eigenen Truppen befanden sich auf überaus engem Raume zusammengedrängt und durch einander gemischt, eine natürliche Folge des koncentrischen Angriffs, welcher auf dem Schlachtfelde selbst und nicht erst jenseits den Erfolg sucht. Dieser war erreicht. Einem unmittelbaren weiteren Nachdringen setzte die Elbe ein wesentliches Hinderniß entgegen. Nachdem der Feind die über diesen Fluß vorbereiteten Brücken erreicht hatte und ihm außerdem ein völlig gesicherter

Uebergang in der das Vorterrain völlig beherrschenden Festung Königgrätz zu Gebot stand, war die Verfolgung auf den Umweg über Pardubitz angewiesen. Die Truppen, welche großentheils bereits in der Nacht aufgebrochen waren, hatten ihre Kräfte bis aufs äußerste angestrengt. Der anfangs beabsichtigte und ihnen höchst nöthige Ruhetag war zum Schlachttag geworden. Sie waren aus Entfernungen bis auf 3½ Meilen herangerückt; viele schon 19 Stunden in Bewegung und 10 Stunden im Gefecht. Niemand hatte abkochen können, die Pferde waren ohne Futter geblieben und die wenigsten Mannschaften führten Mundverpflegung bei sich. Außerdem ließen sich die größeren Truppenverbände augenblicklich nicht wieder formiren; es bedurfte eines Marsches, um die drei Armeen gesondert von einander wieder hinzustellen, und das konnte erst am folgenden Tage geschehen. Unter diesen Umständen wurde, nachdem nicht ohne Mühe Officiere der verschiedenen Obercommando's versammelt waren, der Befehl diktirt, wonach am 4. Juli im allgemeinen geruht und nur die zur Bequemlichkeit und Wiedervereinigung der Truppen nöthigen Märsche ausgeführt und vom Truppencorps des Generals Herwarth, so weit dies möglich, eine Verfolgung des wesentlich in der Richtung auf Pardubitz zurückgegangenen Feindes unternommen werden sollte."

Auch der zweite Akt des strategischen Drama's war vollständig gelungen. Dem „Getrennt Marschiren" war das „Vereint Schlagen" auf dem Fuße gefolgt. Der Sieg von Königgrätz hatte gezeigt, daß die dem ganzen Feldzugsplan zu Grunde liegende Idee nicht bloß geistreich, sondern auch praktisch durchführbar war, und daß die Obercommando's der drei Armeen und ihre Truppen jederzeit bereit waren,

den vom Generalstab an sie gestellten Anforderungen und dem in sie gesetzten Vertrauen zu entsprechen. Die Zuversicht Moltke's hatte sich aufs glänzendste bewährt. „Unsere Nordarmee existirt nicht mehr," meldeten die östreichischen Zeitungen. War dies auch nicht wörtlich zu nehmen, so war doch jedenfalls das sicher, daß diese seit dem 26. Juni täglich geschlagene Nordarmee dem Vordringen der siegreichen Preußen keinen nachhaltigen Widerstand mehr zu leisten vermochte. Es folgte der dritte Akt. In diesem zog Moltke die Konsequenzen von Königgräß und führte die preußische Armee an die schöne blaue Donau. Benedek hatte noch etwa 180,000 Mann. Um wieder feldtüchtig zu werden, brauchten dieselben einige Sammlung. Diesem Zweck entsprach vollständig das verschanzte Lager von Olmütz. Dort fand die östreichische Armee die nöthige Ruhe und Sicherheit und leistete zugleich der bedrohten Hauptstadt den so wichtigen Dienst, daß sie den Gegner von jener abzog und auf sich lenkte und dadurch jedenfalls der Hauptstadt die nöthige Zeit verschaffte, um neue Truppenkörper zu ihrer Vertheidigung heranzuziehen. Denn es war kaum zu erwarten, daß, solange die Benedek'sche Armee in Olmütz stand, die Preußen ihren Vormarsch gegen Wien antreten würden. Doch ganz traute Benedek dieser Erwartung nicht. Er sandte das Gablenz'sche Corps und den größten Theil der Reiterei nach Wien, marschirte mit den übrigen 7 Corps nach Olmütz und schickte von dort aus am 11. Juli auch das 3. Corps und die Sachsen mittelst der Eisenbahn nach Wien. Mit 5 Armeecorps und einer Reiterdivision blieb er in dem verschanzten Lager bei Olmütz und harrte der weiteren Ereignisse. Sobald Moltke erfuhr, daß die Hauptmasse des östreichischen Heeres in der Richtung

nach Olmütz abmarschirt sei, war sein Plan gemacht. Wie er im Beginn des Feldzugs Gitschin in Böhmen als Zielpunkt für die preußischen Operationen bezeichnet hatte, so jetzt für das Ende des Monats Juli Wien. Eine Umsicht und eine Energie ohne Gleichen sah man aufs neue in dem preußischen Hauptquartier sich entfalten. Auch äußere Gründe trieben zu einem raschen Vorwärts, zur Schaffung neuer vollendeten Thatsachen. In der Nacht vom 4. auf den 5. Juli, als das Hauptquartier noch in Horitz, nördlich von Sadowa, war, traf in demselben ein Telegramm des Kaisers Napoleon ein. Dasselbe war die Folge jenes östreichischen Schachzugs, wodurch der Kaiser Franz Josef Venetien, das er in dem geheimen Vertrag vom 9. Juni bereits an Napoleon abgetreten hatte, nun öffentlich vor aller Welt an denselben abtrat und dessen Vermittlung zur Herbeiführung des Friedens anrief. Mit Freuden nahm Napoleon, den die Trophäen von „Sadowa" nicht schlafen ließen, das Geschenk und die Vermittlerrolle an und telegraphirte frisch drauf los. In dem Telegramm an den König Wilhelm sagte er: „Das durch die so großen und raschen Erfolge der preußischen Waffen herbeigeführte Ergebniß nöthige ihn, aus seiner Rolle vollständiger Enthaltung herauszutreten; er kenne zu gut die hochherzigen Gesinnungen des Königs, um nicht zu glauben, daß dieser, nachdem die Ehre der preußischen Armee so hoch gehoben, nun die Bemühungen, welche er selbst geneigt sei, zur Herstellung des Friedens aufzuwenden, mit Genugthuung aufnehmen und daß ein Waffenstillstand den Weg zu Friedensverhandlungen eröffnen werde."

Diesen Vermittlungsantrag weder abzulehnen noch anzunehmen, war Aufgabe der preußischen Diplomatie, welche

vorzugsweise in der Hand des politischen Strategen Bismarck lag. Dem Kaiser wurde am 5. Juli noch von Horitz aus telegraphisch geantwortet, daß man im Princip seinen Vorschlag annehme; am 7. wurde von Pardubitz aus Prinz Reuß mit einem Schreiben des Königs nach Paris gesandt, worin besonders betont war, daß die militärische Situation nicht erlaube, einen Waffenstillstand ohne Bürgschaften für den eventuellen Inhalt eines künftigen Friedens zu schließen. Die militärischen Operationen aber wurden mit allem Nachdruck fortgesetzt. Glücklicherweise erlaubten die vielfachen Störungen der telegraphischen Verbindungen nicht einen lebhaften diplomatischen Verkehr; bis man sich zwischen dem Hauptquartier und Paris über eine Friedensgrundlage geeinigt hatte, und zwar im Einvernehmen mit Italien, mochten die preußischen Avantgarden nicht mehr weit von der Donau sein. Moltke's Plan gieng also dahin, daß die Dreitheilung der Armee beibehalten, der Kronprinz und Herwarth auf den Flügeln, Prinz Friedrich Karl im Centrum bleiben sollte, daß nur die vier Corps des Kronprinzen den Oestreichern nach Olmütz folgen, die übrigen aber sofort und direkt nach Wien abmarschiren sollten, „um den Feldzug in kürzester Frist zu entscheiden." Von einer Belagerung oder völligen Einschließung der ausgedehnten Festungswerke von Olmütz konnte keine Rede sein; vielmehr erhielt der Kronprinz den Auftrag, nordwestlich davon, bei Mährisch-Trübau, zunächst beobachtend sich aufzustellen. Die Deckung des Vormarsches nach Wien war die Hauptaufgabe des Kronprinzen. Wollte Benedek demselben zuvorkommen oder ihn stören, so sollte der Kronprinz die abziehenden Oestreicher im Rücken und in der Flanke fassen und über die March nach den Karpathen hinüberwerfen;

wollte Benedek die Offensive gegen den Kronprinzen ergreifen, so sollte dieser, falls jener, worüber man nicht unterrichtet war, mit numerisch weit überlegenen Streitkräften angriff, nach Schlesien ausweichen und den Feind nach sich ziehen. Von den drei nach Wien führenden Straßen, welche über Iglau-Znaim, über Brünn-Nikolsburg, über Kremsier-Göding-Lundenburg führten, sollte die Elbarmee die erste (die westlichste), die Erste Armee die mittlere, die Zweite Armee, falls sie nachfolgte, die dritte Straße einschlagen. Auch mit anderen Möglichkeiten mußte gerechnet werden. Nach dem Siege von Custozza und nach der officiellen Abtretung Venetiens war es nicht wahrscheinlich, daß Oestreich seine italienische Armee vor dem Mincio stehen ließ; es lag vielmehr wesentlich in seinem Interesse, nur wenige Truppen dort zurückzulassen und den größten Theil so schleunig als möglich nach Wien zu führen. Die Vereinigung dieser Südarmee mit Benedeks Nordarmee zu hindern, letztere also nicht nach Wien marschiren zu lassen, war die Aufgabe, welche Moltke sich stellte. Daß er den Abmarsch von drei Armeecorps Benedeks nicht mehr hindern konnte, haben wir bereits gesehen. Dieser Plan, welchen Moltke dem König vorlegte, wurde am 6. Juli genehmigt. Der Waffenstillstand, um welchen General Gablenz am 4. Juli im Hauptquartier zu Horitz, am 8. Juli im Auftrage des Ministers Grafen Mensdorff in Pardubitz bat, wurde, da er lediglich im Interesse Oestreichs war, nicht gewährt und von Moltke der schriftliche Bescheid gegeben, daß er dem Könige hierüber Vortrag erstattet habe, und daß dieser gerne bereit sei, einen Waffenstillstand behufs solcher Verhandlungen zu bewilligen, welche zu einem dauerhaften Frieden führen könnten, auf solche Be-

dingungen aber, wie sie in der Instruktion des Generals Gablenz enthalten seien, einzugehen, unter allen Umständen jetzt nicht in der Lage sei.

Die Armeen rückten vor. Am 12. Juli besetzte die Erste Armee Brünn; am 13. wurde das Hauptquartier des Königs dahin verlegt, und die Avantgarde Herwarth's zog in Znaim ein. Aber auch die östreichischen Heere rückten vor. Von allen Seiten sollten die Armeecorps zur Vertheidigung Wiens herbeieilen. Erzherzog Albrecht, zum Oberkommandirenden sämtlicher Armeen ernannt, reiste am 12. Juli nebst seinem Generalstabschef, General John, von Italien nach Wien, nachdem er angeordnet hatte, daß zwei Corps seiner Armee ebendahin marschiren sollten. Am gleichen Tage ertheilte er Benedek den Befehl, derselbe solle die in Olmütz vereinigten fünf Armeecorps sofort nach Wien aufbrechen lassen. Dieser ließ seine Armee am 14., 15. und 16. Juli von Olmütz abmarschiren und die Straße einschlagen, welche auf dem rechten Ufer der March über Kremsier und Göding führt, dort südöstlich sich wendet und über die Kleinen Karpathen Tyrnau und Preßburg erreicht. Die Erreichung dieses Zieles suchte Moltke zu verhindern. Bevor er Nachricht von diesem Abmarsch erhielt, traf er, um für jeden Stoß den Gegenstoß schon bereit zu haben, in seinem Befehl vom 14. Juli die Anordnung, daß Prinz Friedrich Karl, welcher dieser Linie am nächsten stand, ein Detachement nach Lundenburg schickte, die von da über Göding gegen Olmütz führende Eisenbahn unbrauchbar machte, dagegen dafür sorgte, daß die Eisenbahnstrecke Brünn-Lundenburg-Gänserndorf der preußischen Armee zur ungehinderten Verfügung stände. Erst in der Nacht auf den 15. Juli erfuhr das Große Hauptquartier in Brünn, daß

größere Truppenkörper von Olmütz nach dem Süden abmarschirten; ob die ganze Armee Benedeks oder nur ein Theil derselben, darüber hatte man noch keine Gewißheit. Sofort wurde die Ausführung des an den Prinzen Friedrich Karl erlassenen Befehls beschleunigt und der Kronprinz aufgefordert, den einen Theil seiner Armee vor Olmütz stehen zu lassen, mit dem anderen dem abziehenden Feinde zu folgen und mit der Ersten Armee in Verbindung zu treten. Schon am 14. hatte der Kronprinz die Anfänge des Abmarsches bemerkt und schickte am 15. die Kavalleriedivision Hartmann und eine Brigade Bonin in der Richtung nach der March. In den Gefechten von Tobitschau und Rokeinitz wurde ein östreichisches Corps vom rechten auf das linke Marchufer zurückgedrängt, ein anderes auf letzterem in große Verwirrung gebracht. Doch hatten die Oestreicher einen zu starken Vorsprung, um von der ziemlich rückwärts stehenden Armee des Kronprinzen, zumal von der den Ausschlag gebenden Infanterie, erreicht zu werden. So drang Benedek bis Kremsier und Hradisch vor. Aber südlich davon stand ein eherner Schlagbaum. Prinz Friedrich Karl hatte gemäß dem Befehl des Großen Generalstabs die Divisionen Horn und Fransecky in das Thal der March abgeschickt. Jene besetzte am 16. Juli Göding, diese das südlich davon gelegene Lundenburg. So sah sich Benedek genöthigt, das Marchthal zu verlassen und die Vereinigung seiner Armee mit der bei Wien sich sammelnden Südarmee auf dem Umweg über die Kleinen Karpathen anzustreben. Was er dadurch an Zeit verlor, suchte er durch starke Märsche einzubringen; denn wenn er Wien retten wollte, mußte er vor den Preußen in Preßburg eintreffen, da er im anderen Falle erst in dem entfernten

Komorn den Uebergang über die Donau bewerkstelligen konnte. Aber auch Moltke dachte an Preßburg. In seinem Befehl vom 17. Juli an die drei Obercommando's gab er die Weisung, daß die Erste Armee auf beiden Ufern der March vorrücken, die Uebergänge über diesen Fluß sichern und den Rückzug der feindlichen Armee von Olmütz nach Wien und Preßburg verhindern solle. „Die Erste Armee hat ins Auge zu fassen, daß eine Division bestimmt werden kann, von Malaczka aus (zwischen March und Tyrnau) in beschleunigtem Vormarsche sich Preßburgs, des dortigen Donau-Ueberganges und womöglich der Punkte Hainburg und Kitsee zu versichern, wozu indessen der Befehl noch vorbehalten bleibt." Die Zweite Armee sollte mit so vielen Truppen, als sie vor Olmütz entbehren konnte, auf der Linie Nikolsburg-Lundenburg sich sammeln und den Bewegungen der beiden anderen Armeen unmittelbar folgen. Nur das erste Armeecorps blieb vor Olmütz zurück, vom 23. Juli an sogar nur eine einzige Division; die übrigen Corps marschirten ab nach Süden und standen am 19. schon in der Nähe von Nikolsburg, wohin am 18. das Große Hauptquartier von Brünn verlegt worden war.

Es war störend für die Entwürfe der preußischen Strategie, daß sie die Stärke des auf dem rechten Donauufer bei Wien aufgestellten Feindes nicht kannte. Es fragte sich, wie viele Armeecorps Benedek bereits in der ersten Hälfte des Juli dahin hatte abschicken können; wie viele Truppentheile bereits aus Italien eingetroffen seien; wie stark die Reserve-Armee sei, welche aus den vierten und den neu formirten fünften Bataillonen gebildet werden sollte; ob die Florisdorfer Verschanzungen bloß den Zwecken der Vertheidigung dienen

oder auch dazu bestimmt sein sollten, einer offensiv vorgehenden und in das Marchfeld hinaustretenden östreichischen Armee einen Rückhalt zu gewähren. Angesichts dieser verschiedenen Möglichkeiten war es für den preußischen Generalstab geboten, nach allen Seiten hin ein scharfes Auge zu haben, die eigenen Streitkräfte zusammenzuhalten und die Armeecommando's von den Absichten des Großen Hauptquartiers in Kenntniß zu setzen. In seinem Befehl vom 19. Juli sagte Moltke: „Es sei die Absicht, die Armee in einer Stellung hinter dem Rußbach (welcher das Marchfeld in der Richtung von Nordwest nach Südost durchschneidet) zu koncentriren, und zwar mit der Elbarmee bei Wolkersdorf, mit der Ersten Armee hinter Deutsch-Wagram, mit der Zweiten Armee als Reserve bei Schönkirchen. In dieser Stellung solle die Armee zunächst in der Lage sein, einem Angriffe entgegenzutreten, welchen der Feind mit etwa 150,000 Mann von Florisdorf aus zu unternehmen vermöchte; sodann solle sie von dieser Stellung aus entweder die Florisdorfer Verschanzungen rekognosciren und angreifen, oder unter Zurücklassung eines Observationscorps gegen Wien, möglichst schnell nach Preßburg abmarschiren können." Weitere Anordnungen sowohl für einen Angriff auf die Florisdorfer Linien, als für einen Uebergang über die Donau und für eine Erweiterung des Kriegsschauplatzes waren: die Bereithaltung eines Artillerieparks von 50 gezogenen Zwölfpfündern in Dresden, die Heranziehung der Ponton-Kolonnen, die Ablösung der nach Mähren beorderten Division Rosenberg in Prag, die Herstellung der Eisenbahnstrecke Turnau-Prag-Pardubitz, die Aufstellung des Stolberg'schen Detachements in Teschen, welcher Ort die Basis für eine später auszuführende Unternehmung nach

Ungarn bilden sollte. Die Spitzen der Avantgarde der Elb-Armee und der Ersten Armee kamen am 20. Juli bis Stockerau und Wagram, am 22. über letzteren Ort hinaus bis Groß-Enzersdorf. Doch sollte auf dieser Seite nicht angegriffen werden, bis die Zweite Armee gleichfalls auf dem Platze war; einen Angriff des Feindes jedoch sollten die erstgenannten Armeen unter allen Umständen annehmen. Dieser Angriff erfolgte nicht. Selbst aber offensiv vorzugehen, die Florisdorfer Linien zu erstürmen und die Südarmee jenseits der Donau aufzusuchen, dazu hatte der Generalstab am 21. Juli noch nicht alle Vorbereitungen getroffen; auch war die Zweite Armee noch nicht in die Angriffslinie eingerückt. Aller Augen waren daher nach Preßburg gerichtet. Die östreichischen Kolonnen waren am 18. Juli in das Waagthal gelangt. Das Corps Thun, welches am weitesten voran war, stand an diesem Tage bei Neustadt, 12 Meilen von Preßburg entfernt; die preußische Division Horn dagegen stand nur noch 6 Meilen von Preßburg, bei St. Johann. Letztere war am 17. bei Göding über die March gegangen, zog den Fluß entlang in gleicher Höhe mit der von Lundenburg aus am rechten Ufer vorrückenden Division Fransecky und rückte in Folge eines Befehls des Generals Moltke am 20. bis Stampfen vor. Dorthin gelangte am 21. auch die Division Fransecky, welche bei Anger die March überschritten hatte. General Fransecky übernahm das Commando über beide Divisionen. Mit aller Macht wurde gegen Preßburg vorgerückt. Dieser wichtige Uebergangspunkt sollte, wenn der preußische Adler den Stefansthurm umkreiste, eine entscheidende Rolle in dem Schlußakte des Moltke'schen Drama's bilden. Am 21. standen dort nur 2 östreichische Brigaden. Das Corps

Thun war am 20. erst in Tyrnau angekommen, von wo es doppelt so weit nach Preßburg hatte, als die Division Horn von Stampfen aus. Ueber tausend Landwagen waren in Tyrnau zur Fortschaffung des Corps Thun bereit gestellt. Vermittelst dieser und vermittelst der Pferde-Eisenbahn gelang es, bis zum Vormittag des 22. Juli das Corps vollständig nach Preßburg zu bringen. Hatten die Oestreicher unter Benützung von Wagen das Wettrennen nach Preßburg gewonnen, so glaubte Fransecky, die ermatteten Truppen des Generals Thun nebst der dort aufgestellten Brigade Mondl zurückwerfen zu können und schließlich doch Preßburg zu gewinnen. Er griff am 22. die feindliche Stellung bei Blumenau an und ließ dieselbe durch die Brigade Bose links umgehen. Gegen 11 Uhr stand General Bose, der auf dem Umgehungsmarsch viele Schwierigkeiten zu überwinden gehabt hatte, bei der Jägermühle (zwischen Blumenau und Preßburg) und schickte sich an, die Stellung bei Blumenau im Rücken anzugreifen und nach dem Eintreffen der noch im Anmarsch befindlichen Bataillone gegen Preßburg vorzugehen. Die Vernichtung des Feindes und die Einnahme der Stadt war die sichere Beute des Kampfes. Es war 12 Uhr. Noch eine einzige Stunde und der Sieg war errungen. Aber diese einzige Stunde fehlte. Am 22. Juli Mittags 12 Uhr hatte die in Nikolsburg verabredete fünftägige Waffenruhe zu beginnen, und die Oestreicher, von ihrem Obercommando hievon benachrichtigt, beeilten sich, diese lähmende Nachricht den vorwärtsstürmenden Preußen mitzutheilen. Fransecky hatte schon um 7½ Uhr Kunde hievon erhalten, den Kampf aber fortgesetzt, da es nicht zu gewagt war, wenn er sich der Hoffnung hingab, daß bis zur Schicksalsstunde zwölf Uhr Preßburg in seinen Händen sein

werde. Die Wirklichkeit entsprach nicht seiner Hoffnung. Preßburg blieb im Besitz der Oestreicher.

Der französische Botschafter in Berlin, Graf Benedetti, war in der Nacht vom 11. auf den 12. Juli im Großen Hauptquartier angekommen mit dem Auftrag, so rasch als möglich einen Waffenstillstand zu vermitteln. Aber da seine Instruktionen kaum auf gleicher Höhe mit der Arrièregarde der preußischen Armee, geschweige mit der Avantgarde derselben standen, so fehlte seiner Mission die nöthige Grundlage. Preußen beharrte auf der Antwort, welche der König in seinem Schreiben vom 7. Juli dem Kaiser Napoleon gegeben hatte. Am 16. Juli lief im Hauptquartier zu Brünn ein Telegramm ein, welches die von Napoleon vorgeschlagene Friedensbasis enthielt. In dieselbe war zwar das Ausscheiden Oestreichs aus dem neu zu gestaltenden Deutschland und die Bildung einer norddeutschen Union unter preußischer Führung aufgenommen, aber von einer Vergrößerung des preußischen Gebietes war mit keinem Wort die Rede. Die telegraphische Antwort, welche am 18. nach Paris abgieng, lautete demgemäß dahin: „Als Basis für den definitiven Frieden könne das Programm nicht als ausreichend anerkannt werden, da ein bestimmter Machtzuwachs Preußens durch territoriale Vergrößerung auf Kosten der feindlichen Staaten in Norddeutschland durch die Kriegsereignisse und durch die Stimmung der Nation zur Nothwendigkeit geworden sei. Zum Abschluß eines Waffenstillstandes, dessen Zweck die Eröffnung definitiver Friedensunterhandlungen sei, genüge jedoch das Programm, falls Oestreich dasselbe annehme." Benedetti brachte von Wien, wohin er sich zur Erleichterung der Verständigung und zur Benützung der ungestörten Telegraphen-

linie zwischen Paris und Wien begeben hatte, am 19. die Nachricht mit, daß Oestreich die französische Friedensbasis im Princip annehme und einen Waffenstillstand zum Zweck der Friedensunterhandlungen abzuschließen wünsche. Darauf erklärte Preußen sich bereit, eine fünftägige Waffenruhe eintreten zu lassen. In Eibesbrunn kamen am 22. Juli Vormittags 10 Uhr die Generale Podbielski und John, wovon jener Generalquartiermeister der preußischen Armee, dieser Generalstabschef der östreichischen Armee war, zusammen, um die während der Waffenruhe nothwendigen Vereinbarungen zu treffen und eine Demarkationslinie festzustellen. Gegen Mittag war der Vertrag abgeschlossen und bestimmt, daß sofort Mittags 12 Uhr bis 27. Juli Mittags 12 Uhr alle Feindseligkeiten eingestellt werden sollten. Am Abend des 21. Juli kamen die östreichischen Bevollmächtigten, welche über die Friedenspräliminarien verhandeln sollten, in Nikolsburg an: der Feldzeugmeister Graf Degenfeld, Graf Karolyi und Baron Brenner. Die Verhandlungen begannen am 22. Juli. Mit Karolyi und Brenner verhandelte Bismarck über den politischen Theil der Frage, mit Degenfeld über die für die Dauer des Waffenstillstandes abzuschließende Militärkonvention Moltke. Doch versäumte letzterer nicht, während der fünftägigen Waffenruhe auch diejenigen Anordnungen zu treffen, welche sofort zur Ausführung zu kommen hatten, falls bis zum 27. Juli Mittags 12 Uhr die Verhandlungen nicht zum Abschluß kamen, sondern sich zerschlugen. Die Vorbereitungen für den Angriff auf Florisdorf und für einen Donau-Uebergang wurden ungestört fortgesetzt; von den in Marsch befindlichen Verstärkungen erhielten jedoch einige den Befehl, nicht weiter vorzurücken; in dem Hauptquartier zu

Nikolsburg lagen am 26. Juli die Befehle bereit, wodurch, falls die Feindseligkeiten wieder begannen, für den folgenden Tag die Elbarmee und die Erste Armee auf die Linie Wolkersdorf-Stampfen, die Zweite Armee bei Gaunersdorf wieder versammelt wurde. Die Streitkräfte, welche bei einer Fortsetzung des Feldzugs zur Verfügung standen, wurden auf 243,600 Mann berechnet, wovon 194,000 in erster Linie, 49,600 in einer Reservestellung standen. Mit einer solchen Streitmacht glaubte Moltke allen Eventualitäten eines zweiten Feldzuges gewachsen zu sein. Aber es kam nicht so weit. Die Marschbefehle zu erneuerter Koncentration ergiengen am 27. Juli nicht mehr an die Armeecommando's. Die Verhandlungen, welche vom 23. bis 26. Juli geführt wurden, kamen am 26. zum Abschluß. Die Napoleonische Friedensbasis bildete die Grundlage für die Unterhandlungen. Die Erhaltung der Integrität Oestreichs (mit Ausnahme Veneziens), das Ausscheiden desselben aus Deutschland, die Gründung eines norddeutschen Bundes, die Berechtigung der süddeutschen Staaten zur Bildung eines selbständigen Bundes, die Aufrechthaltung einer nationalen Verbindung zwischen Nord und Süd: dies waren lauter Punkte, welche mit jener Friedensbasis bereits angenommen waren. Schwieriger waren die Verhandlungen über die vom König von Preußen gewünschten Territorialveränderungen. Die Rechte Oestreichs auf Schleswig-Holstein wurden zwar ohne Zaudern an Preußen abgetreten; aber auf die Erhaltung der Integrität Sachsens legten sowohl Oestreich als Napoleon einen großen Werth. Andere Veränderungen, welche etwa Preußen in Norddeutschland vornehmen wollte, wurden zum voraus anerkannt.

Sah man diesen Friedensvertrags-Entwurf als Ganzes an, so enthielt er für Preußen, auch für Deutschland wesentlich günstige Momente; im einzelnen betrachtet hatte er für beide nicht unbedenkliche Schattenseiten. Die von Napoleon so entschieden geforderte selbständige Stellung der süddeutschen Staaten war eine Gefahr für die nationale Entwicklung Gesamtdeutschlands; die Vorenthaltung des Besitzes von Sachsen entzog Preußen ein nicht sowohl wegen der Arrondirung, als aus anderen Gründen sehr wünschenswerthes Territorium. Die Frage, ob auf solche Bedingungen hin der Präliminarvertrag von Nikolsburg von Preußen unterschrieben werden solle, war also eine sehr ernste. Sie wurde nach allen Seiten hin erwogen. Moltke sagt hierüber: „Sollte der Krieg fortgesetzt werden in der Hoffnung auf noch größere Resultate? Die Armee stand vor Wien. Preßburg war schon nahezu in der Hand der preußischen Streitkräfte gewesen. Auf den Ausfall einer zweiten Schlacht, wenn sie erforderlich werden sollte, blickte man ohne Besorgniß, und möglich war der Einzug in Wien ohne allzu große Opfer. Die militärischen Bedingungen also waren für den Augenblick günstig, und von diesem Standpunkte aus die Wünsche natürlich, den Sieg bis an die äußerste Grenze zu verfolgen und der bewährten Kraft des preußischen Heeres volle Entfaltung zu gestatten. Ein Ziel, welches sich der erste Napoleon nie versagt hatte, die Hauptstadt des Gegners, lag in verlockender Nähe, ihre Thürme waren den Blicken der Vorposten sichtbar. Andererseits aber blieb wohl zu erwägen, daß Oestreich, selbst nach dem Verlust von Wien, nicht genöthigt war, Frieden zu schließen. Sein Heer konnte auf Ungarn ausweichen und die Komplicationen europäischer Politik abwarten. Kam auf der vom

Kaiser Napoleon vorgeschlagenen und dem Wesen nach öffentlich bekannten Basis ein Friede nicht zu Stande, so verletzte dies die Interessen nicht minder wie die Würde Frankreichs. Ein großes Ziel war erreicht; sollte man, um ein größeres zu gewinnen, neue Opfer und äußerste Anstrengungen dem preußischen Volke auferlegen, das Errungene nochmals in Frage stellen? Eine weise Politik bemißt ihre Ziele nicht nach dem Begehrenswerthen, sondern nach dem Nothwendigen. Deutschlands nationale Entwicklung unter Preußens Führung war durch den dargebotenen Frieden gesichert, weiter gehende Projekte der Eroberung, wie man sie Preußen zuzuschreiben gern geneigt ist, lagen nicht in dem Willen seiner Regierung. Monarch und Volk durften sich sagen, daß sie der Pflicht Genüge gethan, welche ein hoher Beruf dem Staate wie dem Einzelnen auferlegt; sie mußten anerkennen, daß ein weiteres zwingendes Bedürfniß für die Sicherheit und die Entfaltung des nationalen Lebens Preußens und Deutschlands nicht vorlag. Was Preußen jetzt zu gewinnen im Begriff stand an territorialem und an Machtzuwachs, das durfte es hoffen, bald und vollständig zu einem gemeinsamen Organismus mit dem bisherigen Bestande des Staates verwachsen zu sehen. Die von Oestreich dargebotenen Bedingungen schloßen ferner die Möglichkeit künftiger Wiederherstellung eines freundschaftlichen Verhältnisses zu den früheren Bundesgenossen nicht aus. Weder der Ehre noch der Macht Oestreichs war eine Wunde geschlagen, welche eine unheilbare Feindschaft zwischen beiden Staaten nothwendig im Gefolge hatte. Wenn man mehr forderte, wenn eine glückliche Fortsetzung des Krieges mehr zu erzwingen erlaubte, so mußte ein Stachel zurückbleiben, den keine Zeit entfernt hätte. Den Bruch zwischen Preußen

und Oestreich zu verewigen, konnte nicht im Interesse Deutschlands und Preußens liegen."

Die Entscheidung des Königs, welcher mit seinen ersten politischen und militärischen Rathgebern das Für und Wider in dieser inhaltsvollen Frage besprach, fiel im Sinne des Friedens aus. Auf seinen Befehl unterzeichnete am 26. Juli Bismarck die Friedenspräliminarien, Moltke die Militärkonvention. In letzterer wurden hauptsächlich hinsichtlich des Rayons, innerhalb dessen die preußischen Truppen während des folgenden vierwöchentlichen Waffenstillstandes Stellung nehmen sollten, und hinsichtlich der Etappenstraßen feste Bestimmungen getroffen. Mit Sachsen und mit den süddeutschen Staaten wurden die Verträge über Waffenstillstand und Friede besonders abgeschlossen. In den Direktiven, welche Moltke beim Beginn des Feldzugs dem General Falckenstein, dem Oberbefehlshaber der Mainarmee, mittheilte, hieß es: „Wie für den ganzen Krieg der Schwerpunkt des Widerstands in der östreichischen Armee liege, so bilde Baiern den Kern der süddeutschen Koalition. Bei einer Offensivbewegung über Kassel direkt auf Frankfurt stehe zu besorgen, daß sich das 8. Corps nach Mainz werfe und man dann keinen Gegner im Felde vor sich haben werde. Es sei daher rathsamer, den Weg über Fulda nach Schweinfurt einzuschlagen. Man könne sicher sein, die bairische Armee zu treffen, wenn man sie im eigenen Lande aufsuche, und dürfe hoffen, durch die gewählte Richtung die Vereinigung des 7. und 8. Corps zu verhindern." Nach diesen Angaben operirte General Falckenstein. Nach der Kapitulation der Hannoveraner schlug er zuerst die Baiern, hierauf Theile des 8. Corps und zog in Frankfurt ein. Sein Nachfolger im Obercommando, General Manteuffel, drängte

die beiden süddeutschen Corps von der Tauber nach dem Main bei Würzburg, während der Großherzog von Mecklenburg von Sachsen aus bis nach Nürnberg vordrang. Die Nachricht von dem Abschluß der Nikolsburger Friedenspräliminarien erweckte auch unter den süddeutschen Kontingenten allgemeine Friedenssehnsucht. Ein voreiliges Telegramm des bairischen Ministers v. d. Pfordten rief die falsche Ansicht hervor, als ob vom 27. Juli an am Main Waffenruhe bis zum Beginn des Waffenstillstandes herrsche. General Manteuffel erhielt am 28. und 29. Telegramme von Moltke, worin gesagt war, daß mit Baiern auf drei Wochen, vom 2. August an, ein Waffenstillstand abgeschlossen und der General bevollmächtigt sei, einen solchen auch Baden, Württemberg und Darmstadt, nicht aber den norddeutschen Staaten, zu bewilligen, sofern jene darum nachsuchten; er solle inzwischen, behufs der Verhandlungen auf der Basis des Besitzstandes, Terrain occupiren, größere Waffenentscheidungen aber nicht mehr suchen. Ein am 30. eingehendes Telegramm präcisirte dies noch näher dahin, daß auch württembergisches Land in Besitz genommen werden müsse. Von einer Waffenruhe vor dem 2. August war in diesen Moltke'schen Telegrammen keine Rede. Um sich hierüber Gewißheit zu verschaffen, fragte Manteuffel am 28. im Großen Hauptquartier telegraphisch an. Das am 30. einlaufende Chiffre-Telegramm Moltke's enthielt die Antwort: „Volle Freiheit des Handelns bis zum 2. August." Die nächste Folge dieser lakonischen Antwort war, daß die Preußen am 2. August auch Würzburg besetzten. An diesem Tage begann der Waffenstillstand, welchem wenige Tage darauf der Friede folgte. Moltke charakterisirt den Mainfeldzug mit folgenden Worten: „Ohne große Entscheidungsschlacht und

nur durch Gefechte nach links und rechts war auf dem westlichen Kriegstheater der Zweck erreicht, daß am Schluß des Feldzugs Preußen im faktischen Besitz des ganzen oder eines erheblichen Theiles des Territoriums aller seiner Feinde stand und ihnen die Bedingungen des Friedens vorschreiben konnte. Einheit in der Führung und rastloses thätiges Handeln hatten die numerische Ueberlegenheit der Gegner ausgeglichen."

Am 1. August wurde das Große Hauptquartier von Nikolsburg nach Brünn zurückverlegt; am 3. brachte ein Extrazug die Sieger von Königgrätz nach Prag; am 4. Abends 11 Uhr kamen sie in Berlin an. Der Prager Friede, welcher die Nikolsburger Präliminarien bestätigte, wurde am 23. August abgeschlossen. Damit begann auch für die Truppen die Zeit der Rückkehr. Ihr Marsch auf vaterländischem Boden war ein fortdauerndes Freudenfest. Jedes Dorf schmückte sich für die Durchziehenden, so gut es konnte. Glänzend war der Einzug des Königs an der Spitze seiner Truppen. Derselbe erfolgte am 20. und 21. September. Unmittelbar vor dem König ritten Bismarck, Moltke, Roon nebst den beiden Generalstabschefs der Ersten und Zweiten Armee, Voigts-Rhetz und Blumenthal; unmittelbar hinter dem König ritten der Kronprinz und Prinz Friedrich Karl. Die zahllos versammelte Menge begrüßte die Sieger mit jubelndem Zuruf. „Mancher freilich," sagt Moltke am Schluß des Generalstabswerkes, „kehrte nicht wieder heim; die Opfer waren groß und schwer gewesen. 4450 Söhne des Vaterlandes hatten den Sieg mit ihrem Leben erkauft, 6427 waren der Cholera oder anderen Krankheiten erlegen, 16,177 hatten ehrenvolle Wunden davongetragen. Immerhin bleiben aber diese Zahlen weit hinter den Verlusten anderer Kriege zurück, und noch nie hatte

Preußen einen Feldzug von so kurzer Dauer und von so bedeutenden Resultaten geführt. Schon der Zuwachs an Land und Leuten belief sich auf über 1300 Quadrat-Meilen und mehr als 4 Millionen Seelen; höher aber ist der Gewinn zu erachten, welcher in dem neu erprobten Vertrauen zur eigenen Kraft wie in der Bedeutung liegt, welche Preußen sich wiederum erkämpft hatte. Vor allem aber war eine Situation geschaffen, in welcher das von König Wilhelm bei Beginn des Krieges zu seinem Volke gesprochene Wort zur vollen Erfüllung gelangen konnte: „Verleiht uns Gott den Sieg, dann werden wir auch stark genug sein, das lose Band, welches die deutschen Lande mehr dem Namen als der That nach zusammenhielt, in anderer Gestalt fester und heilvoller zu erneuern." In mündlicher Unterhaltung sprach Moltke folgende Worte über den Feldzug des Jahres 1866: „Es steht zu hoffen, daß das Ergebniß dieses beispiellos schnell und glücklich verlaufenen Feldzuges eine segensreiche Zukunft für Deutschland und die heranwachsende Generation herbeiführen wird. In dieser ernsten Prüfung hat der König sein Volk gewogen und auch das Volk seinen König. Welch Gefühl heute, ein Preuße zu sein — vom König bis zum letzten seiner Unterthanen! Und auch die jüngeren Männer, in welche das preußische Heer in zukünftigen Kämpfen sein Vertrauen setzen darf, sind gewogen worden, sowie der Patriotismus der Bürger und die Opferbereitwilligkeit des ganzen Volkes. Jetzt kennt Preußen sich! Das ist das größte Resultat des Krieges! Jetzt kann Deutschland sagen, es sei Deutschland, kann mit festem Vertrauen in die Zukunft schauen; denn es hat ja gesehen, daß am Tage von Königgrätz der preußische Adler ebenso jung, so kraftbewußt seinen Sieges-

flug nahm, wie bei Fehrbellin, Leuthen und Belle-Alliance.“ Ueber seine Betheiligung an den Trophäen dieses Feldzugs sagte Moltke: „Ich habe eine Antipathie vor Lobhudeleien. Es macht mich für einen ganzen Tag verstimmt, so etwas zu hören. Ja! Der böhmische Feldzug ist ein erhabenes, ein unsterbliches Blatt in der Weltgeschichte, ein Ereigniß, dessen Tragweite niemand — niemand heutzutag zu berechnen fähig ist. Ich habe dabei ehrlich meine Pflicht, meiner Stellung gemäß, gethan, wie alle meine Kameraden die ihrige gethan haben, weiter nichts. Gottes Allmacht hat den preußischen Adler in seinem Siegesfluge geleitet. Die Tapferkeit unserer Armee, die Umsicht unserer Führer, sowie meine Plane waren nur das Werkzeug seines Willens. Und wenn ich jetzt jene grenzenlosen Lobhudeleien, die das Publikum mir spendet, mitanhöre, so verläßt mich keinen Augenblick der Gedanke: wie würde es sein, wenn der Erfolg, dieser beispiellose Erfolg nicht unser Unternehmen gekrönt hätte? Wären dann diese unverdienten Lobeserhebungen nicht ebenso viele unverständige Kritiken, unverständige Tadel geworden?“ Anknüpfend an diesen Gedanken sagte Moltke über General Benedek: „Ein besiegter Feldherr! O wenn der Laie nur eine entfernte Idee hätte, was das zu bedeuten hat! Der Abend von Königgrätz im östreichischen Hauptquartier! O wenn ich mir den vorstelle! Solch ein verdienstvoller, tapferer, umsichtiger General, wie Benedek!“

Mit Recht sagte Moltke wenige Tage nach seiner Rückkehr vom Kriegsschauplatz: „Ich habe meine Pflicht gethan — weiter nichts!“ Aber er hat sie gethan mit einer Virtuosität, in welcher man den geborenen Strategen erkennt. Es war ihm bei der Entwerfung seines Planes sofort klar,

wo die Entscheidung liege, wo demgemäß die Truppen zur Vorbereitung ihres strategischen Aufmarsches sich aufzustellen, in welcher Vertheilung sie aufzumarschiren und wo sie ihren Vereinigungspunkt zu finden hätten. Er selbst sagt hierüber: „Zwei Rücksichten sind für den Ausgang der Sache, nächst Gottes Beistand und der Tapferkeit der Soldaten und ihrer Führer entscheidend geworden: die ursprüngliche Vertheilung unserer Streitkräfte auf den verschiedenen Kriegstheatern und ihre Versammlung auf dem Schlachtfelde. Offenbar war Oestreich der mächtigste und der vorbereitetste unserer Gegner; mit seiner Niederwerfung mußte das Bündniß aller übrigen Feinde Preußens von selbst auseinanderfallen, die zwar gegen uns einig, unter sich aber uneinig, ohnehin noch nicht einmal versammelt waren. Es war eine kühne, aber für den Ausgang des ganzen Feldzugs entscheidende Maßregel, daß gleich anfangs alle neun Armeecorps nach dem Centrum der Monarchie in Bewegung gesetzt wurden, indem politische Verhältnisse uns erlaubten, den Schutz der Rheinprovinzen einem gleichsam improvisirten Heere anzuvertrauen und damit den Kern der späteren Mainarmee zu bilden.“ Am 22. Juni standen die drei Armeen noch bei Dresden, Görlitz und Frankenstein; an diesem Tage brachen sie in der Richtung nach Böhmen auf; am Nachmittag des 3. Juli kämpften sie Schulter an Schulter auf dem hügeligen und waldigen Terrain zwischen der Bistritz und der Elbe; am 22. Juli standen sie vor Wien und Preßburg. In den acht Tagen, in welchen die Hauptgefechte sich zusammendrängten, wurden 200 Geschütze, 11 Fahnen und Standarten genommen, 39,800 Gefangene gemacht. In hohem Grade beglückend war das Bewußtsein, zu diesem großen Resultate einen reichlichen Theil beigetragen und dem

König und dem Vaterlande einen so ausgezeichneten Dienst erwiesen zu haben. Moltke durfte bei aller Bescheidenheit dieses Bewußtsein haben. Wenn auch seine „Kameraden“ alle ihre Pflicht gleich redlich gethan hatten, und Moltke ohne diesen allgemeinen Wetteifer in der Erfüllung der soldatischen Pflicht die drei Armeen nicht von Sieg zu Sieg hätte führen können, so stand doch gerade er auf einem Posten, auf welchem jede, auch die geringste Versäumniß, sei es in abwägender Vorsicht und weiter Voraussicht oder in überraschender Kühnheit und schnellem Handeln, einen lähmenden Einfluß auf die ganze preußische Armee haben mußte. Wir haben bei der Darstellung des böhmischen Feldzugs einigemal gesehen, daß Moltke, des Gegners Plane ahnend, den Gegenstoß schon bereit hatte, bevor jener zum Stoß ausholte, und daß er in seinen Operationen eine Energie der Offensive entwickelte, welche dem Gegner die Möglichkeit, dessen Absicht ganz zu durchschauen, raubte. Wie man sich auch die Frage beantworten mag, ob ein ohne Moltke unternommener Feldzug zu den gleichen Resultaten geführt hätte, sicher ist jedenfalls, daß innerhalb dieser kurzen Frist und mit den Mitteln des damaligen Preußens ein größeres Resultat nicht zu erzielen war. Kein Wunder, daß von nun an der Name „Moltke“ überall genannt wurde, hier mit Freude und Stolz, dort mit Neid und Beklemmung. Bisher war General Moltke nur in der preußischen Armee näher gekannt, vor dem Feldzuge kaum hier in allen Kreisen in seiner vollen Bedeutung gewürdigt; das Volk kannte ihn wenig und außerhalb Preußens fast gar nicht. Von 1866 an wußte jedermann in Deutschland, daß Moltke der Sieger von Königgrätz war, und jedermann war von der Ueberlegenheit seiner Strategie so voll-

ständig überzeugt, daß eine Verfinsterung des politischen Horizonts, von welcher Seite sie auch kommen mochte, wenig Besorgniß hervorrief. Der preußische Landtag bewilligte Moltke, auf den Vorschlag der Regierung, eine Dotation von 200,000 Thalern. Bismarck und die Generale Roon, Herwarth, Steinmetz und Vogel von Falckenstein erhielten gleichfalls Dotationen. Moltke erkaufte sich 1867 mit dieser Dotationssumme, was im Sinne der Geber war, ein Landgut, und zwar das Gut Creisau, in der Nähe von Schweidnitz in Schlesien, und richtete sich dasselbe zu einem Herz und Geist erfrischenden Tuskulanum her.

Jugendjahre und Wanderjahre

1800—1856.

Wie Blücher, der Held von der Katzbach, von Leipzig und von Waterloo, so ist auch Moltke in Mecklenburg geboren. Das Geschlecht der Moltke ist ein in Dänemark und Norddeutschland vielverzweigtes. Die Familie, welcher der Sieger von Königgrätz angehört, ist eine altmecklenburgische. Das Gut Samrow bei Ribnitz, in der Nähe von Rostock, vererbte in derselben, ohne Majorat zu sein, durch Jahrhunderte vom Vater auf den Sohn. Erst der Großvater Moltke's veräußerte dasselbe. Dieser hatte zwei Söhne, Helmuth und Fritz. Beide wurden Officiere, jener im mecklenburgischen, dieser in preußischen Diensten. Letzterer wurde Hauptmann im Regiment Möllendorf und vermählte sich 1797 mit Henriette Paschen, der Tochter des preußischen Geheimen Finanzraths Paschen, welcher in Hamburg lebte. Dem Wunsche des Schwiegervaters entsprechend, trat Freiherr Fritz v. Moltke aus dem Militärdienst und kaufte in der Priegnitz ein Landgut. Nach zwei Jahren verkaufte er es wieder und zog auf die Einladung seines Bruders, welcher als mecklenburgischer Hauptmann in der Garnisonsstadt Parchim lebte, dorthin. Vom Sommer 1799 bis zum Jahre 1801 blieb Fritz

v. Moltke in Parchim und wohnte mit seiner Familie in dem oberen Stockwerk des Hauses, welches sein Bruder bewohnte. Er hatte zwei Knaben, und am 26. Oktober 1800 wurde ihm ein dritter geboren, welcher bei der Taufe die Namen Helmuth Karl Bernhard erhielt. Nach dem Oheim wurde er Helmuth genannt. Das deutsche Volk nennt ihn seit Königgrätz und Sedan seinen Moltke. Die Zeit seiner Geburt war eine trübe. Napoleon war erster Konsul und hatte eben in diesem Jahre 1800 über die Oestreicher den Sieg bei Marengo erfochten, ganz Oberitalien wieder erobert, durch den von Moreau bei Hohenlinden errungenen Sieg Wien bedroht und dadurch den Kaiser Franz zum Abschluß eines ungünstigen Friedensvertrags geneigt gemacht. Die Napoleonische Militärherrschaft, welche ganz Europa mit ihren eisernen Klammern umfaßte, stand bereits auf ihrer ersten Etappe. Der kleine Helmuth sollte bald Gelegenheit haben, dieselbe auf ihren weiteren Etappen kennen zu lernen. Seine Eltern hatten 1801 Parchim verlassen und das mecklenburgische Rittergut Gnevitz angekauft. Nach zwei Jahren verkauften sie es wieder und ließen sich in der alten Hansestadt Lübeck nieder. Hier blieben sie bis zum Jahre 1807. Inzwischen hatte sich Napoleon zum französischen Kaiser gemacht, in der Dreikaiserschlacht von Austerlitz Oestreich und Rußland besiegt, Scepter und Kronen nach Willkür ausgetheilt, durch die Stiftung des Rheinbundes das heilige römische Reich deutscher Nation aufgelöst und Preußen, welches, wie die Königin Luise schrieb, auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen eingeschlafen war, in der Schlacht bei Jena tödtlich getroffen. Von etwa 60,000 Franzosen verfolgt, hatte sich Blücher mit 20,000 Mann nach der Ostsee zurückgezogen und in Lübeck

festgesetzt. Am 6. November 1806 wurde die Stadt von den Franzosen erstürmt und aufs schändlichste mißhandelt. Auch in die Wohnung des Freiherrn v. Moltke fanden die Franzosen den Weg und plünderten sie aus. Diese erste Bekanntschaft Moltke's mit den Franzosen war somit keine freundliche. Wenige Monate darauf kaufte sein Vater das Rittergut Augustenhof bei Kiel, und im Herbst 1811 brachte er seine beiden Söhne, Fritz und Helmuth, in das Haus des Pastors Knickbein zu Hohenfelde, welcher damals als Erzieher und Lehrer einen ziemlichen Ruf hatte. Die beiden Moltke verlebten dort zwei schöne Jahre und entwickelten sich körperlich und geistig aufs günstigste. Das Pfarrhaus wurde ihnen ein zweites Vaterhaus. Wie sehr dies von Moltke geschätzt und anerkannt wurde, sehen wir daraus, daß derselbe, 30 Jahre nachdem er das Pfarrhaus verlassen hatte, im Jahre 1841 das von ihm herausgegebene Buch: „Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei aus den Jahren 1835 bis 1839" dem Pfarrer Knickbein zusandte und auf den Einband des Buches die Worte schrieb: „Meinem lieben Lehrer und väterlichen Freunde, dem ich so vieles verdanke, sende ich dies mein Erstlingswerk als ein schwaches Zeichen meiner Verehrung. H. v. Moltke."

Was unmittelbar auf den Hohenfelder Aufenthalt folgte, war nicht geeignet, das zartfühlende Herz des jungen Helmuth zu befriedigen. Der Vater brachte die beiden Brüder im Herbst 1811 nach Kopenhagen, um sie in der dortigen Land-Kadetten-Akademie für den Militärdienst heranbilden zu lassen. Zuerst waren sie in dem Hause des alten Generals Lorenz untergebracht, welcher sich nicht um sie kümmerte, während eine zänkische Haushälterin bei jeder Gelegenheit

ihren üblen Humor über sie ausgoß; später, als zwei Plätze in der Kadettenanstalt frei geworden waren, traten sie als Alumnen in dieselbe ein, erhielten dort Wohnung und Kost und einen Gehalt von je 50 Thalern. Das Lorenz'sche Haus mit seinen permanenten Gewitterwolken vertauschten sie nun mit einem einförmigen Kasernenleben. Noch in späteren Jahren war Moltke dieser Aufenthalt in Kopenhagen eine höchst unangenehme Erinnerung. Er sagte im Jahre 1866 hierüber: „Ohne Verwandte und Bekannte in einer fremden Stadt, brachten wir dort eine recht freudlose Kindheit zu. Die Behandlung war streng, selbst hart, und heute, wo mein Urtheil doch unparteiisch darüber geworden ist, muß ich sagen, sie war zu streng, zu hart. Das einzige Gute, was diese Behandlung mit sich brachte, war, daß wir uns früh an Entbehrungen aller Art gewöhnen mußten. Jedoch auch diese Behandlung hatte vielleicht ihre gute Seite, und wenn es auch keine andere wäre, als mich mit unvergänglicher Dankbarkeit für eine Kopenhagener Familie zu erfüllen, die uns liebreich und freundlich aufnahm. Der General Hegermann=Lindencrone besaß einen sehr hübschen Landsitz nahe der Stadt, welcher der Tummelplatz unserer Knabenspiele am Sonntage wurde mit den drei Söhnen des Hauses, welche sich später alle drei in der dänischen Armee hervorgethan haben. Der Verkehr mit den edlen, feingebildeten Mitgliedern dieser Familie hat höchst wohlthätig auf meine ganze Entwicklung gewirkt." Moltke hatte in der Kadettenanstalt einen sechsjährigen Kurs durchzumachen, und so schwierig für ihn auch der Anfang war, da er sich erst die Kenntniß der dänischen Sprache, in welcher alle Lektionen ertheilt wurden, aneignen mußte, so machte er doch vermöge seines Fleißes und seiner günstigen Anlagen

solche Fortschritte, daß er bei der Officiersprüfung im Jahre 1818 die erste Note erhielt. Bevor er jedoch als Lieutenant angestellt wurde, mußte er, wie alle Kadetten, welche als Alumnen der Anstalt eine Staatsunterstützung genossen hatten, noch ein Jahr als Hofpage dienen. Endlich, nachdem er volle sieben Jahre in Kopenhagen zugebracht hatte, trat er im Jahre 1819 als Lieutenant in ein Infanterieregiment ein, welches seine Garnison in Rendsburg hatte. „Er war ein schlanker junger Mensch," schreibt ein Jugendgenosse von ihm, „mit vollem, blondem Haar und gutmüthigen, blauen Augen, von stillem, aber freundlich entgegenkommendem Wesen und treuherzigen, offenen Antlitzes, über dessen ernste Mienen in unbewachten Augenblicken zuweilen ein Zug von verhaltener Wehmuth flog. Sein eiserner Fleiß und energischer Wille schreckten vor keiner Aufgabe zurück und wußten sie mit sicherer Hand zu erreichen. Bei seinen Kameraden stand er in einem gewissen Respekte; er wußte dies auch; niemals aber machte er von seinem Uebergewicht und Ansehen den geringsten Gebrauch. Gesprächig und mittheilsam im Verkehr, ernst zurückhaltend im Dienst und bei der Arbeit, beseelten ihn vorzugsweise ein unermüdlicher Pflichteifer und eine fast beispiellose Gewissenhaftigkeit."

So geartet trat Moltke seine militärische Laufbahn an. Die politischen Verhältnisse waren inzwischen andere geworden. Napoleon war gestürzt, und an die Stelle der vielen Kriegsjahre trat eine lange Friedenszeit. Moltke's Oheim, in dessen Hause zu Parchim er geboren war, hatte als mecklenburgischer Officier den russischen Feldzug mitmachen müssen und an der Beresina den Tod gefunden. Die Eltern Moltke's waren in ihren Vermögensverhältnissen zurückgekommen. Das Gut

Augustenhof in Holstein war 1808 samt den reichen Vorräthen niedergebrannt. „Bald darauf," schreibt Moltke, „starb mein Großvater, welcher über ein sehr großes Vermögen verfügte. Sein Testament enthielt zahlreiche und große Legate. Diese so zahlreichen Verluste, welche der Krieg ihm verursachte, die er nicht übersah, fielen der Universalerbin, meiner Mutter, zur Last, welche so fast leer ausgieng. Das Gut mußte verkauft werden." Moltke's Vater trat in dänische Militärdienste, um seine zahlreiche Familie erhalten zu können, und avancirte bis zum Generallieutenant. Unter diesen Umständen war der Lieutenant Helmuth Moltke hinsichtlich seiner Einkünfte lediglich auf seinen Officiersgehalt angewiesen. Aber die Aussichten eines dänischen Officiers waren eben damals höchst ungünstig. Dänemark hatte als langjähriger Bundesgenosse Napoleons große Verluste erlitten, hatte Norwegen an Schweden abtreten müssen, eben deßhalb sein Heer bedeutend verkleinert, die Officiere aber beibehalten. So gab es in jedem Regiment viele überzählige Officiere, und den jüngeren derselben war das Avancement in unübersehbare Ferne gerückt. Daher nahmen viele Officiere ihren Abschied, und unter diesen auch Moltke. Sein Bruder Fritz blieb in der dänischen Armee; Helmuth aber zog es unwiderstehlich fort von diesen engen Verhältnissen, die seinem kühnen Adlerflug keine freie Bahn eröffneten, nur kleinliche Schranken setzten. Er war Deutscher von Geburt, und so zog es ihn nach demjenigen Staate hin, der in den Befreiungskriegen durch die Kühnheit seiner Feldherren, durch die Tüchtigkeit seiner Armee sich vor allen anderen Staaten hervorgethan hatte und eine bedeutende Zukunft zu haben schien. Daß ihm, wenn er in preußische Dienste trat, seine vier dänischen

Dienstjahre als Page und als Lieutenant nicht angerechnet wurden, und daß er einer neuen Officiersprüfung sich unterwerfen mußte, hätte Moltke abschrecken können. Aber als 22jähriger Lieutenant glaubte er diese vier Jahre leicht opfern zu können, zumal wenn eine reichere Zukunft in der anderen Wagschale lag, und vor einer neuen Prüfung brauchte ja gerade ihm nicht bange zu sein. Am 5. Januar 1822 erhielt er den erbetenen Abschied. Mit guten Empfehlungen seines Regimentschefs, des Herzogs von Holstein-Beck, versehen, reiste er nach Berlin. Hier unterzog er sich einer neuen Prüfung, bestand sie aufs glänzendste und wurde sofort als Sekondelieutenant im 8. Leib-Infanterieregiment angestellt, das in Frankfurt an der Oder in Garnison stand. Die nächsten Jahre verfloßen für Moltke ziemlich geräuschlos unter anstrengenden dienstlichen Arbeiten und gründlichen Studien. Wir finden Moltke im Jahre 1823 in Berlin, wo er in einem vierjährigen Kurs an der allgemeinen Kriegsschule seine militärischen Kenntnisse erweitert und mit Vorliebe die Vorträge des Majors von Canitz über Kriegsgeschichte, des Professors Ritter über Geographie und des Professors Erman über Physik hört. Der Aufenthalt in der theuren und verlockenden Stadt Berlin ließ ihn empfinden, was es heißt, mit einem Lieutenantsgehalt, ohne irgendwelchen Zuschuß von Hause, auskommen zu müssen. Aber, von den hauptstädtischen Vergnügungen sich fernhaltend, verstand er es so trefflich, mit seinem Diensteinkommen hauszuhalten, daß er nicht nur damit immer auskam, sondern auch noch so viele Ersparnisse machte, um davon seine literarischen Bedürfnisse und seinen Eifer für Erlernung der neueren Sprachen befriedigen zu können. Sein gediegener Charakter, seine scharfsinnige Auf-

fassung und seine klare, präcise Darstellung erregten die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten. Im Jahre 1827 kehrte er wieder zu seinem Regiment nach Frankfurt zurück. Hier wurde ihm die Leitung der „etwas verwilderten“ Divisionsschule übertragen, und als er seine Aufgabe zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten gelöst hatte, wurde er im folgenden Jahre der topographischen Abtheilung des Großen Generalstabes, welcher in Schlesien und Posen Landesvermessungen vorzunehmen hatte, zugetheilt. Diese praktischen Studien leitete General v. Müffling, einer der Officiere, deren man sich, wie Moltke sagte, sein Lebenlang mit aufrichtigster Hochachtung erinnert, wenn man das Glück gehabt hat, mit ihnen in nähere Berührung zu kommen. „In lebhafte Spannung versetzten uns die taktischen Aufgaben als Schlußprüfungen. Wir wußten, daß es dabei nicht nur auf eine richtige, sondern auch auf eine kurze und präcise Lösung ankam. Die gedrängte und logische Schreibweise des Chefs selbst wurde gefordert.“ Im Jahre 1832 wurde Moltke zum Großen Generalstab kommandirt; am 30. März 1833 wurde er Premierlieutenant und zugleich durch den General von Krauseneck völlig in den Generalstab „einrangirt“; am 30. März 1835 erhielt er das Hauptmanns-Patent.

Um jene Zeit fühlte er einen mächtigen Drang, in die ferne, weite Welt zu ziehen, fremde Völker und Einrichtungen kennen zu lernen, durch Anschauung völlig neuer Verhältnisse den Blick zu erweitern und zu schärfen. Da es ihm nicht auf Genuß, sondern auf weiteres Studium ankam, so wählte er zur Befriedigung seiner Sehnsucht nicht die breite Straße, die nach Paris und London führt, sondern den damals noch engen und einsamen Weg nach dem Osten. Was ihn zu-

nächst anzog, das waren die Wunder des Orients. Konstantinopel wollte er sehen, die türkischen Zustände, die halb wie ein Märchen, halb wie ein Schauerbild in den europäischen Bildungskreis hineinragten, durch eigene Anschauung kennen lernen, und zugleich das griechische Alterthum an Ort und Stelle studiren. Er erbat sich daher einen sogenannten Königsurlaub, um, wie er dachte, drei Wochen in Konstantinopel zuzubringen, die interessantesten Punkte Griechenlands zu besuchen und über Neapel und Rom (Genua hatte Moltke im Sommer 1834 besucht) nach einer Abwesenheit von einigen Monaten in die Heimat zurückzukehren. Die Umstände fügten es anders. Im Herbst 1835 verließ Moltke Berlin, und im Herbst 1839 kam er wieder dahin zurück, ohne Griechenland und Italien besucht zu haben. Volle vier Jahre blieb er in der Türkei, durchstreifte Vorderasien bis zum Euphrat und Tigris und machte den türkischen Feldzug von 1839 gegen Mehemed Ali mit. Es ist uns möglich, Moltke auf dieser orientalischen Reise fast Schritt für Schritt zu begleiten; denn in einer Reihe von Briefen, welche theils an seine Schwester, theils an Freunde gerichtet waren, theilte er seine Erlebnisse und seine Wahrnehmungen mit. Im Jahre 1841 erschienen diese „Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei aus den Jahren 1835—1839“ zuerst im Druck, in zweiter Auflage 1876. Der größte Geograph der Neuzeit, der im Jahre 1859 verstorbene Karl Ritter in Berlin, führte durch ein sehr anerkennendes Vorwort „die anspruchslose, aber gehaltreiche Schrift in das größere, allgemeinere Publikum“ ein. Ritter sagt darüber: „Die vorliegenden Briefe waren zwar keineswegs für eine öffentliche Mittheilung, sondern nur an verschiedene theilnehmende Freunde, im Drange

des Herzens und in Folge einer seltenen Reihe überraschender Situationen und merkwürdiger Begebenheiten geschrieben, in welche der unternehmende Verfasser nach und nach verwickelt wurde; um so größeren Werth haben sie bei einer so lebendigen als treuen und geistreichen Auffassung und Abspiegelung nach innen und außen, und desto größeren Dank ist man der wohlwollenden Mittheilung derselben schuldig. Man sieht, wie der Herr Verfasser, von einer absichtslos unternommenen Wanderung zu seiner Belehrung an den herrlichen Bosporus, dort, durch die Zeitumstände und seine eigene militärische Ausbildung begünstigt, eine einflußreiche Stellung für die innere Organisation des Heeres im Orient gewinnt und in Folge dieser eine seltene Gelegenheit zu Beobachtungen und Erfahrungen, zu Entdeckungen und Unternehmungen der mannigfaltigsten Art findet, zumal in den Ländern der Türken, Turkmanen, Araber und Kurden, am oberen Euphrat und Tigris, welche wohl nicht so bald ein zweitesmal sich wiederholen möchte. Da diese Landschaften nicht bloß zu den weniger bekannten, sondern zum Theil zu den noch gänzlich unbekannt gebliebenen gehören und die Reisen durch dieselben mit eigentlichen Rekognoscirungen und theilweisen Aufnahmen derselben, zu Entwerfung von Planen und Karten, verbunden waren, so geht daraus ein um so reicherer Gewinn für die geographische Wissenschaft hervor. Von besonderem politischen Zeitinteresse werden aber diese ausgezeichneten Mittheilungen, weil sie einen tieferen Blick in die innere Organisation der Osmanen-Verwaltung gestatten, und noch obendrein dadurch, daß sie unmittelbar vom türkischen Hauptquartier des jüngsten Kriegstheaters, am oberen Euphrat selbst, ausgiengen, welches zu einer ebenso über-

raschenden, wie wichtigen Wendung der orientalischen Angelegenheiten, die zugleich die europäischen geworden sind, die Wege bahnte." Es ist schwer zu sagen, ob wir bei der Lektüre dieser Briefe mehr die in denselben hervortretenden historischen und kriegswissenschaftlichen Kenntnisse oder die scharfe Auffassung der Zustände und Charaktere und das daran sich knüpfende zutreffende Urtheil oder endlich den eleganten, präcisen, ungemein lichtvollen, mit feinem Humor durchwirkten Stil bewundern sollen.

Im Oktober 1835 traf Moltke mit seinem Reisegefährten, einem Baron v. B., in der türkischen Inselfestung der Donau, in Neu-Orsowa, ein und machte hier seine erste Bekanntschaft mit den Pascha's. Auf einem Leiterwagen, der mit acht Pferden, an schwierigen Stellen noch mit einigen Büffeln bespannt war, wurde die Reise nach Bukarest gemacht. Auf einem Schlitten fuhr Moltke von da nach Giurgewo und über die Donau nach Rustschuk. Den Weg von Rustschuk bis Konstantinopel legte er zu Pferd zurück. Ein Tartar hatte es für nicht ganz 100 Thaler übernommen, die kleine Gesellschaft samt Gepäck nach Konstantinopel zu schaffen. „Unsere kleine Karavane bestand aus fünf Reitern und sieben Pferden. Vorauf ritt mit einem Handpferd der Wegweiser, ein Araber, dessen schwarzes Gesicht in der weißen Winterlandschaft etwas deplacirt aussah. Der Sohn der Sandwüste versank oft bis zu den Bügeln im Schnee. Ihm folgte der Surudschi mit dem Packpferde an der Hand und dann wir mit dem Tartaren. Alle waren bewaffnet und führten in der Rechten den Kamtschik, eine lange Peitsche mit kurzem Stiel." Der Weg führte nach Schumla, von da über den Balkan in das Thal der Tundscha und nach Adrianopel.

Die Stadt und ihre Umgebung machten einen günstigen Eindruck auf die Reisenden. Doch konnten sie nicht lange hier verweilen. „Unser Tartar trieb zur Eile, und am zehnten Morgen, seit wir aus Rustschuk ausgeritten, sahen wir die Sonne hinter einem fernen Gebirge emporsteigen, an dessen Fuß ein Silberstreif hinzog: — es war Asien, die Wiege der Völker, es war der schneebedeckte Olymp und der klare Propontis, auf dessen tiefem Blau einzelne Segel wie Schwäne schimmerten. Bald leuchtete aus dem Meer ein Wald von Minarehs, von Masten und Cypressen empor — es war Konstantinopel." Die buntfarbige Märchenwelt, welche sich in Konstantinopel, am Gestade des Bosporus, der Propontis, der Dardanellenstraße vor dem Beschauer ausbreitete, wirkte mit voller Kraft auf den für Landschaftsbilder so empfänglichen Sinn Moltke's. In einem Briefe vom 3. December 1835 schildert er seine erste Fahrt auf dem Bosporus nach Bujukdere. „Nachdem wir eine Nacht in Pera geruht, setzten wir uns in einen der äußerst zierlichen Nachen (Kaik), welche zu Hunderten im Hafen, dem goldenen Horn, herumfahren. Ein paar Ruderschläge versetzen den Nachen aus dem Getümmel der Wartenden hinaus ins Freie. Aber, wie soll ich Dir den Zauber schildern, welcher uns jetzt umfieng! Aus dem rauhen Winter waren wir in den mildesten Sommer, aus einer Einöde in das regste Leben versetzt. Die Sonne funkelte hell und warm am Himmel, und nur ein dünner Nebel umhüllte durchsichtig den feenhaften Anblick. Zur Rechten hatten wir Konstantinopel mit seiner bunten Häusermasse, über welche zahllose Kuppeln, die kühnen Bogen einer Wasserleitung, große steinerne Gebäude mit Bleidächern, vor allen aber die himmelhohen Minarehs emporsteigen, welche die sieben riesen-

großen Moscheen umstehen. Das alte Seraj streckt sich weit hinaus ins Meer mit seinen phantastischen Kiosken und Kuppeln mit schwarzen Cypressen und mächtigen Platanen. Der Bosporus wälzt gerade auf diese Spitzen zu seine Fluten, welche sich schäumend am Fuß der alten Mauer brechen. Dahinter breitet sich der Propontis mit seinen Inselgruppen und felsigen Küsten aus. Der Blick kehrt aus dieser duftigen Ferne zurück und heftet sich auf die schönen Moscheen von Skutari, der asiatischen Vorstadt; auf den Mädchenthurm, welcher zwischen Europa und Asien aus der tiefen Flut auftaucht; auf die Höhen, welche noch mit frischem Grün prangen, und auf die weiten Begräbnißplätze im Dunkel der Cypressenwälder. Wir eilten zwischen großen Kauffahrern mit den Wimpeln aller Nationen und riesenhaften Linienschiffen hindurch aus dem goldenen Horn in den Bosporus. Mit Vergnügen betrachteten wir die Einzelheiten der Sommerwohnungen, welche von den Wellen bespült werden. Die Fenster sind mit dichten Rohrgittern geschlossen, und die Gärten von Lorbeer- und Granatbäumen beschattet und mit zahllosen Blumentöpfen besetzt. Eine Menge blühender Rosen lachte den Vorüberfahrenden aus den Gitterfenstern der Gartenmauern entgegen, und Delphine sprangen schnaubend dicht neben dem Kahn über die glatte Fläche empor. Auf beiden Ufern des Bosporus reiht sich eine Wohnung an die andere, eine Ortschaft folgt der anderen, und die ganze, drei Meilen weite Strecke von Konstantinopel bis Bujukdere bildet eine fortgesetzte Stadt aus zierlichen Landhäusern und großherrlichen Palästen, aus Fischerhütten, Moscheen, Kaffees, alten Schlössern und reizenden Kiosken. Wir stiegen in Bujukdere ans Land und stellten uns unserem Gesandten vor."

Moltke wurde nicht müde, die Landschaft von allen Seiten zu betrachten, und entdeckte täglich neue Schönheiten. „Nach dem Frühstück mache ich bei gutem wie bei schlechtem Wetter eine Promenade, gewöhnlich durch die Hauptstraße von Pera, nach dem großen Begräbnißplatz. Die hohen hundertjährigen Cypressen beugen unter der Last des Schnee's ihre grünen Zweige zur Erde, und die zahllosen aufrechtstehenden Leichensteine sind mit einer Eisrinde wunderbar inkrustirt. Da wo der Weg aus dem Cypressenwalde tritt, öffnet sich eine herrliche Aussicht auf den Bosporus und die schneebedeckten Berge Asiens. Beim Hinabsteigen an das Ufer des Bosporus sehe ich den Wellen zu, die sich mit Macht an den steinernen Quais brechen und schäumend weit über die vergoldeten Gitter bis an den Kiosk des Großherrn spritzen. Griechen sammeln die Austern, welche die bewegte See ans Ufer wirft. Ich wende mich rechts an einem prachtvollen Marmorbrunnen vorüber und trete in eine lange Reihe von Kaufläden, deren Dächer oben fast zusammenstoßen. Dort sind es vor allem die Eßwaaren und Früchte, die meine Aufmerksamkeit erregen. Da gibt es Datteln, Feigen, Granatäpfel, Limonien; dann kommt der Gemüsemarkt mit Artischocken und ungeheuren Melonen; gleich daneben liegen die Erzeugnisse des Meeres: der riesenhafte Thon, die Steinbutte und alle die Meerungeheuer, die doch so gut schmecken, die Austern, Hummern, Krebse, Krabben und Familie." So schön aber auch der Winter in Konstantinopel Moltke vorkam, so schien ihm doch der Frühling denjenigen Reiz zu entbehren, welchen die Raschheit des Farbenwechsels hervorbringt. „Merkwürdig ist mir die Langsamkeit, mit welcher die Vegetation sich hier entwickelt; die Pflanzen scheinen zu wissen,

daß sie sich nicht zu beeilen brauchen, wie bei uns, wo ihnen der Winter gleich über den Hals kommt. Hier ist man sicher, von jetzt bis Weihnachten schönes Wetter zu haben. Im ganzen muß ich doch gestehen, daß ich den Frühling nicht so schön wie bei uns finde; es ist nicht dieser schnelle, zauberische Uebergang, und es fehlt die Hauptzierde, der Laubwald. Zur Zeit der griechischen Kaiser waren noch beide Ufer des Bosporus mit Wald bedeckt; jetzt sind sie kahle und unangebaute Höhen. Wo aber in den Thälern noch einzelne Bäume stehen geblieben, da sind sie auch prachtvolle wahre Berge von Zweigen und Laub. Man kann sich überhaupt des Gedankens nicht erwehren, was Konstantinopel ist und was es sein könnte, wenn hier eine gute Regierung und ein arbeitsames Volk wohnten." Das asiatische Ufer zog Moltke mächtig an. Im April 1836 machte er einen Ausflug nach der Küste von Alexandra Troas, und nahm sich von dem Grabe des Patroklus einen Oelzweig mit. Wenige Wochen darauf finden wir ihn, wie er zu Pferd die Umgegend von Brussa durchstreift und den Olymp besteigt, ohne jedoch den Gipfel zu erreichen, und im August fährt er auf einem Dampfboot nach Smyrna und macht von dort „auf guten muthigen Pferden einen sehr interessanten Ritt in das Innere des Landes".

Schon nach einem dreiwöchigen Aufenthalt hatte es sich für Moltke entschieden, daß an ein baldiges Heimkehren nicht zu denken sei. Er mußte seinen Reisegefährten, den Baron v. B., allein ziehen lassen, „was mir in jeder Beziehung äußerst leid ist". Der preußische Gesandte hatte seinen Landsmann dem „allgewaltigen Seraskier" Mehmed Chosref Pascha vorgestellt. Vermittelst des Dragomans unterhielt

sich dieser mit Moltke, richtete einige Fragen an ihn über das preußische Landwehrsystem, welche seine Bekanntschaft mit diesem Gegenstande kundgaben, und rühmte sehr die Vortrefflichkeit der preußischen Militäreinrichtungen. Moltke's Antworten scheinen den Seraskier ungemein befriedigt zu haben; er ließ ihn durch die Gesandtschaft förmlich auffordern, seine Abreise zu verschieben. Um der Pforte gefällig zu sein, bewilligte die preußische Regierung dem Hauptmann Moltke einen längeren Urlaub, und nun wurde der letztere bald der militärische Vertrauensmann Chosrefs, der ihn jede Woche ein paarmal zu sich rufen ließ. Der Seraskier war nahezu ein Achtziger und hatte sich in dieser Zeit vermöge seiner Gewandtheit 35 Jahre lang in den höchsten Staatsämtern zu erhalten gewußt; doch hatte sich, wie dies im Serail bis auf den heutigen Tag nicht anders geworden ist, seine Thätigkeit hauptsächlich darauf beschränkt, daß er jeden, der ihm in der Gunst des Großherrn ein Nebenbuhler war, zu verdrängen suchte. Als Polizeichef der Hauptstadt und als Begünstiger der von dem Sultan unternommenen Reform schien er dem Sultan unentbehrlich zu sein. Doch war es ihm mit dieser Reformthätigkeit nicht sonderlich Ernst. Moltke kam es manchmal vor, „als ob Chosref die Reform in seinem geheimsten Innern mit der tiefsten Ironie behandle; aber sie ist ihm das Mittel zur Macht, und Macht ist die einzige wahre, ungebändigte Leidenschaft dieses Greises." Derselbe trug Moltke verschiedene Arbeiten auf, denen sich dieser mit gewohntem Pflichteifer unterzog. Zunächst sollte er Chosref eine Denkschrift über die Reorganisation des türkischen Heerwesens und über die Einführung des preußischen Landwehrsystems ausarbeiten. Auf den Wunsch des Seraskiers nahm

Moltke im Februar 1836 seine Wohnung in dem Hause des Armeniers Mardiraki (kleiner Martin), welches der erste Dolmetscher Chosrefs und ein reicher, angesehener Mann war. Dieser sollte die Uebersetzung der Moltke'schen Schrift ins Türkische besorgen. Aber Moltke hatte, scheint es, mit dessen orientalischem Phlegma seine liebe Noth. „Wenn ich dem kleinen Martin vorschlage, eine Pfeife zu rauchen oder Tricktrack zu spielen, so ist er allezeit zu haben; spreche ich aber von der Uebersetzung, so hat er dringende Abhaltung." Die Wohnung des Armeniers war in Arnaut=Kjöi. Dieses Dorf hat eine wunderschöne Lage an einer der engeren Stellen des Bosporus. „Unter meinem Fenster ist der Landungsplatz. Dort herrscht reges Leben und lärmendes Gewühl; denn die Griechen, welche die Mehrzahl der Einwohner bilden, sind noch heute ein geschwätziges Volk. Die mächtigsten Schiffe ziehen hier so nahe am Ufer vorbei, daß bei stürmischem Wetter oft die Raaen der Masten Fenster einstoßen." Das Leben in dem Hause des Armeniers hatte für Moltke manches Auffallende. „Auf einen Europäer macht es einen eigenen Eindruck, sich von den Töchtern des Hauses aufwarten zu lassen. Sie bringen Dir die Pfeife, reichen den Kaffee und bleiben mit verschränkten Armen vor Dir stehen, bis Du sie aufforderst, sich zu setzen. Es liegt aber darin für sie durchaus nichts Demüthigendes, und ist auch in der That nur das altbiblische, naturgemäße Verhältniß. Wenn wir die Wahrheit sagen wollen, so müssen wir gestehen, daß bei uns ein junges Mädchen von dem Brautstand in den Ehestand eine Stufe herabsteigt; denn die Vergötterung, mit welcher ihr gehuldigt wurde, kann unmöglich für die Dauer eines Lebens vorhalten. Im Orient wird die Frau durch die Ehe ge=

hoben, und wenn sie auch dem Manne unterthan bleibt, so herrscht sie doch in ihrer Wirthschaft über die Mägde und Dienstboten, die Söhne und Töchter. Ich will damit nur sagen, daß wir in der einen Richtung vielleicht zu weit gehen, während, nicht die Armenier, aber die Türken in der anderen Richtung noch viel weiter gehen."

Neben der Schrift über Militär-Reform hatte Moltke für den Sultan noch manche andere wichtige Arbeit auszufertigen. Er machte ihm einen Plan der Dardanellenstraße und ihrer Ufer, der beiden Seiten des Bosporus, der Hauptstadt Konstantinopel, inspicirte die Festungswerke der Dardanellenstraße, machte Schießversuche mit den dortigen Kanonen, hatte mit Halil Pascha, dem Schwiegersohn des Sultans und Großmeister der Artillerie, die Festungswerke von Varna, welche eben neu gebaut wurden, zu besichtigen, und sollte bei der Aufführung von Brücken- und Palastbauten, bei der Herstellung von Wasserreservoirs und Wasserleitungen seinen Rath ertheilen und Plane entwerfen. Moltke hatte an manchen Tagen neun bis zehn Stunden zu arbeiten. Zum Zweck seiner topographischen Aufnahmen und zur Entwerfung von Festungsplanen hatte er ungehinderten Zutritt in alle Festungsräumlichkeiten, welche sich in den Meerengen befanden. „Ich habe eine offene Ordre in türkischer Sprache, welche mich ermächtigt, in alle Festungen und Batterien einzutreten und so viel Soldaten, wie ich will, zur Begleitung mitzunehmen." Unter solchen Umständen konnte sich die Hoffnung Moltke's, daß er am 10. Mai 1836 zurückreisen werde, nicht erfüllen. Und wenn er gleich darauf „gewiß hofft, den Winter in Berlin zu sein", so erwies sich auch dies als Täuschung. Im Herbst 1836 verließ Moltke das Haus des kleinen Martin

in Arnaut=Kjöi und siedelte nach Bujukdere über. Der Aufenthalt dort war ihm sehr angenehm. „Der beständige Nordwind erhält die Temperatur niedrig, und es ist kaum wärmer als in Berlin, dabei fortwährend schönes Wetter und blauer Himmel.“ Von dort aus besuchte er im December seinen alten Gönner Chosref Pascha, der kurz vorher durch eine Intrigue seines vormaligen Sklaven Halil, den er zum Schwiegersohn des Sultans gemacht hatte, gestürzt, seines Postens als Seraskier entsetzt und aus der Hauptstadt verbannt worden war. Zu Emirgjon, einem reizenden Landsitz am Bosporus, eingeschlossen, lebte Chosref, von aller Welt verlassen. Denn der Verstoßene und der Verbannte hatte keinen Freund mehr. Moltke dachte, gerade jetzt sei ein Besuch bei dem alten Manne angelegt, daher er, unbekümmert darüber, ob die neuen Machthaber es gerne sahen oder nicht, Chosref mehrmals besuchte. Daß bei demselben der Reformeifer nicht zu tief wurzele, bemerkte Moltke sofort, da Chosref in seiner ganzen Lebensweise zu den alttürkischen Gewohnheiten zurückgekehrt war. Um sich aber für die Zukunft wieder möglich zu machen und des Sultans Gunst sich wieder zu verschaffen, ließ er neben seinem Palast eine Schule gründen und eine prächtige Moschee bauen.

Am 19. Januar 1837 erhielt Moltke den Befehl, zu einer Privat=Audienz beim Großherrn zu erscheinen. Derselbe, sehr erfreut über verschiedene Arbeiten Moltke's, welche ihm vorgelegt worden waren, wünschte den tüchtigen preußischen Officier persönlich kennen zu lernen. Die Audienz fand in einem Kiosk, welcher eine prächtige Aussicht auf das Meer gewährte, statt. „Nachdem der Teppich von einer Seitenthür weggezogen, erblickten wir den Großherrn in einem Lehnsessel.

Nach üblicher Weise machte ich ihm drei tiefe Verbeugungen und trat dann bis an die Thüre zurück. Seine Kaiserliche Majestät trug die rothe Mütze (Fes) und einen weiten violetten Tuchmantel oder vielmehr einen Mantelkragen, welcher seine ganze Gestalt versteckte, und der durch eine Diamant-Agraffe zusammengehalten ward. Der Sultan rauchte eine lange Pfeife von Jasminrohr, die Bernsteinspitze mit schönen Juwelen besetzt. Sein Stuhl stand neben dem langen Divan, der sich hier immer unter den Fenstern befindet. Mit einem Blicke links konnte Se. Hoheit den schönsten Theil seines Reiches, die Hauptstadt, die Flotte, das Meer und die asiatischen Berge überschauen. Der Großherr äußerte sich zuerst anerkennend und dankbar über die vielen Beweise von Freundschaft, welche er von unserem König empfangen, und sprach sich sehr günstig über preußisches Militär im allgemeinen aus. Sobald Se. Majestät geendet, blickten alle Anwesenden mich mit dem Ausdruck der Bewunderung und Beistimmung an, und der Inhalt wurde mir von meinem Dragoman wiedergegeben. Da ich hierauf nichts zu sagen hatte, so begnügte ich mich mit einer Verbeugung. Se. Hoheit geruhte hierauf, mit mir von meinen Arbeiten zu sprechen, gieng in mehrere Details ein und setzte hinzu, daß ich ihm „so Gott will" noch fernere Dienste leisten solle. Indem er seine Zufriedenheit äußerte, ließ er mir durch seinen Geheimschreiber, Waffaff-Effendi, seinen Orden (den Nischan-Orden) überreichen. Nachdem ich diesen auf übliche Weise, ohne das Etui zu öffnen, an Brust und Stirn erhoben, rief der Großherr: ‚Zeigt ihn ihm und fragt ihn, ob er ihm gefällt!' worauf der Nischan mir feierlichst um den Hals gebunden wurde. Sodann erhielt mein Dragoman ebenfalls eine Dekoration ge-

ringerer Art, mit dem Vermerk: ‚weil er mir bei meinen Arbeiten beigestanden‘; und wir waren entlassen. Der lebhafteste Eindruck, welcher mir an dieser ganzen Scene geblieben, ist der Ausdruck von Wohlwollen und Güte, welcher alle Worte des Großherrn bezeichnete.“

Auf einer Reise, welche der Sultan durch Bulgarien und Rumelien machen wollte, wünschte er Moltke in seinem Gefolge zu sehen. Er schickte demselben den rothen Fes und einen türkischen Anzug, und „um nicht als Franke in der Umgebung des Sultans anstößig aufzufallen,“ fand sich Moltke in dieser türkischen Umhüllung am 24. April 1837 an Bord des Kriegsschiffes ein, welches den Sultan und seine Begleitung nach Varna bringen sollte. Der Großherr machte Moltke das Kompliment, daß der rothe Fes ihm sehr gut stehe. Von Varna gieng die Reise nach Schumla, Silistria, Rustschuk, Tirnowa. Von dort aus führte sie der Weg über den Schipka=Paß nach dem jenseits des Balkan gelegenen Städtchen Kasanlik und von da weiter nach Adrianopel, von wo sie am 6. Juni wieder in Konstantinopel ankamen. Diese Reise, auf welcher Moltke für den Sultan die Plane der Festungen Varna, Schumla, Silistria, Rustschuk aufzunehmen hatte, gab demselben Gelegenheit zur Entwerfung interessanter Kultur= und Landschaftsbilder. Er verwundert sich darüber, daß der Sultan vor seinem Einzug in Schumla Toilette macht und den blauen Ueberrock mit der scharlachrothen Husaren=Uniform vertauscht. „Für wen er eigentlich diese Toilette macht, weiß ich nicht; bei uns ist man gewöhnt, die Pracht des Monarchen durch den Glanz der Großen und Mächtigen, die ihn umgeben, gehoben zu sehen. Hier ist nur ein Herr, die übrigen sind Knechte, und ich sehe nicht ein,

warum der eine sich die Mühe gibt, etwas anderes als einen Schlafrock anzuziehen.“ Zu beiden Seiten der Straße, durch welche der Sultan ritt, standen die Notabilitäten der Stadt, rechts die Muselmänner, links die Rajahs. Unter den letzteren „paradirten erst die Griechen mit Lorbeerzweigen, dann die Armenier mit Wachskerzen, und endlich die armen verhöhnten und gemißhandelten Juden, die hier etwas vor dem Hunde, aber hinter dem Pferde rangiren. Die Moslem standen aufrecht mit über den Leib verschränkten Armen; die Rajahs aber, und selbst Bischof und Priester mit den geweihten Kirchengeräthen, warfen sich nieder und blieben mit der Stirn an der Erde, bis der Sultan vorüber war; sie durften das Antlitz des Padischah nicht schauen.“ Diese sklavische Erniedrigung der Christen erregte den Unwillen Moltke's. „So etwas muß freilich das Selbstgefühl der Türken nähren, und doch kann und wird dies nicht lange mehr fortbestehen.“ Ja, selbst die beiden Vasallenfürsten aus der Moldau und Walachei, die Fürsten Stourdza und Ghika, welche in Silistria ihrem Lehensherrn aufwarteten, warfen sich vor demselben auf beide Kniee und küßten die Zipfel seines Gewandes, worauf er die Gnade hatte, ihnen zu gestatten, 10,000 Dukaten zu überreichen. Auch der Geheimschreiber Wassaf-Effendi, machte bedeutende Ansprüche an das Unterthänigkeits-Gefühl: „Der Vezier bleibt vor ihm stehen, bis er ihm das Zeichen gibt, sich zu setzen. Ich gebe mir dies Zeichen selbst, bin aber, glaube ich, auch nicht sonderlich angeschrieben.“ Das Exerciren eines Landwehrbataillons in Schumla scheint Moltke nicht sonderlich imponirt zu haben: „Andere Länder, andere Sitten! In Schumla sieht ein Manöver anders aus als in Potsdam!“ Als einen besonders schönen Zug hebt

Moltke hervor, daß der Sultan, welcher 2½ Millionen Gulden bares Geld auf dieser Reise mitnahm, an keinem Armen oder Krüppel vorübergieng, ohne ihm durch einen seiner Leute ein Goldstück zu schicken. Die Reisekosten, vom Sultan bar bezahlt, mochten bedeutend sein; denn der ganze Zug bestand aus 800 Pferden. Es ist unglaublich, wie schwerfällig der Sultan reiste. „Außer seinen Sekretärs und Pagen hat er einen besonderen Beamten, der seine Pfeife, einen anderen, der seinen Schirm trägt; der Wedel aus Straußfedern, der Feldstuhl, das goldene Wasserbecken, das Schreibzeug, jedes hat seinen besonderen Träger zu Pferd; diese Pferde aber machen wieder einen Reitknecht nöthig." Moltke selbst hatte auf dieser Reise sein kleines Gefolge: es waren ihm ein Dragoman der Gesandtschaft, ein Ingenieur-Oberst und drei junge Türken von der polytechnischen Schule beigegeben; dazu kamen noch drei Diener; so brauchte er denn zwei vierspännige Wagen, sieben Handpferde, zwei Maulthiere, vier Kutscher und einige Pferdejungen.

Die Gegend von Tirnowa, der Schipka-Paß, die Rosenstadt Kasanlik, welche vierzig Jahre nachher durch die blutigen Kämpfe, die die Generale Gurko und Radetzki mit Suleiman dort hatten, eine kriegsgeschichtliche Berühmtheit erlangt haben, fesselten Moltke's Natursinn und veranlaßten ihn zu einer reizenden Schilderung. „Was für ein wunderschönes Land ist doch dieses Bulgarien!" schrieb er am 19. Mai 1837 von Tirnowa aus. „Alles ist grün; die Wände der tiefen Thäler sind mit Linden und wilden Birnbäumen bestanden, breite Wiesen fassen die Bäche ein, üppige Kornfelder bedecken die Ebene, und selbst die weiten Strecken unangebauten Landes sind mit reichem Grasschmuck geschmückt. Schon weit von

Tirnowa bildeten die Einwohner ein Spalier, die Landwehr paradirte, und die griechischen Frauen standen auf den flachen Dächern und Terrassen, um den Basileus eintreffen zu sehen. Ich habe nie eine romantischere Lage als die dieser Stadt gefunden; denke Dir ein enges Gebirgsthal, in welchem die Jantra sich ihr tiefes Felsbett zwischen senkrechten Sandsteinwänden gewühlt hat und wie eine Schlange in den seltsamsten und capriciösesten Wendungen fortfließt. Die eine Wand des Thales ist ganz mit Wald, die andere ganz mit Stadt bedeckt. Mitten im Thal erhebt sich ein kegelförmiger Berg, dessen senkrechte Felswände ihn zu einer natürlichen Festung machen; der Fluß schließt ihn ein, wie eine Insel, und er hängt mit der übrigen Stadt nur durch einen 200 Fuß langen und 40 Fuß hohen natürlichen Felsdamm zusammen, der aber nur breit genug für den Weg und die Wasserleitung ist." Das Städtchen Kasanlik fand Moltke umgeben von einem Wäldchen mit riesenhaften Nußbäumen; es waren deren mehrere, welche ihre Zweige wagerecht über einen Raum von 100 Fuß im Durchmesser ausbreiteten und der Aufenthalt zahlloser wilder Tauben und Nachtigallen waren. „Kasanlik ist das Kaschmir Europa's, das türkische Güllistan, das Land der Rosen; diese Blume wird hier nicht, wie bei uns, in Töpfen und Gärten, sondern auf den Feldern und in Furchen, wie die Kartoffeln, gebaut. Millionen, ja viele Millionen von Centifolien sind über den lichtgrünen Teppich der Rosenfelder ausgestreut, und doch ist jetzt erst der vierte Theil der Knospen aufgebrochen. Man sieht und riecht hier nicht nur die Rosen, sondern man ißt sie auch; eingemachte Rosenblätter sind in der Türkei eine sehr beliebte Confitüre und werden mit einem Glase frischen Wassers Morgens vor dem Kaffee genossen,

was ich zur Nachahmung empfehlen kann. Hier in Kasanlik wird denn auch das Rosenöl gewonnen, auf das man so hohen Werth legt. Es ist selbst in Konstantinopel äußerst schwer, sich dieses Oel unversetzt zu verschaffen. Ich hatte mir einen Vorrath Rosenöl mitgenommen, und da ich genöthigt war, einen Tag mit der Flasche in der Tasche zu reiten, so duftete ich auch acht Tage wie ein Rosenstock."

Der Sultan fand während dieser Reise immer eine Gelegenheit, irgend ein freundliches Wort an Moltke zu richten, was für den Fremden keine geringe Auszeichnung war. Bald nach seiner Rückkehr nach Konstantinopel hatte Moltke seine zweite Audienz bei dem Sultan. Dieser sprach mit ihm von der Reise, äußerte sich beifällig über die entworfenen Terrainkarten und ließ ihm eine sehr schöne Tabatière überreichen, wobei er ihn ersuchte, dieselbe als Andenken in seiner Familie aufzubewahren. Doch empfand Moltke nach und nach selbst an dem reizenden Bosporus ein gewisses Mißbehagen. Diese herrlichen Naturscenen und dieses träumerische Rauchen aus dem Tschibuk, an das er sich erst hier in der Türkei gewöhnte, konnten ihm den Umgang mit gebildeten Menschen und die geistige Mittheilung nicht ersetzen. Mit den Herren von der Diplomatie konnte er schon wegen der weiten Entfernung ihrer Wohnungen nicht viel zusammenkommen. So freute er sich denn „unbeschreiblich" auf die nahe Ankunft der Officiere, welche der Sultan vom König von Preußen erbeten hatte. Bisher hatte der Sultan als Instruktoren für seine Armee immer französische und englische Officiere gehabt, und die Regierungen derselben hatten sich sogar die größte Mühe gegeben, ihre Leute in den türkischen Dienst zu bringen; aber eben dieser letzte Umstand hatte den fremden Officieren

eine „wenig beneidenswerthe“ Stellung verschafft, und ihre Leistungen blieben hinter den Erwartungen zurück. An Arbeitskraft, an Pflichttreue, an Geschicklichkeit hat sicherlich Moltke alle zusammen übertroffen. Dies scheint der alte Chosref gleich bemerkt zu haben, und die Freundlichkeit, mit welcher der Sultan Moltke entgegenkam, war wohl nur der Ausdruck der Freude darüber, daß er einen so gediegenen Mann für seine Dienste gewonnen habe. Was war also natürlicher als der Wunsch des Sultans, noch einige andere preußische Officiere für seine Armee zu gewinnen! Eben das aber, daß die preußische Regierung nur auf wiederholtes Ersuchen der Pforte diesen ihren Officieren Urlaub nach der Türkei gab, hatte für dieselben die angenehme Folge, daß sie, wozu freilich auch ihre Tüchtigkeit viel beitrug, mit großer Auszeichnung aufgenommen und behandelt wurden. Am 28. August 1837 trafen die sehnlichst erwarteten Officiere ein: zwei Hauptleute vom Generalstab, v. Vincke-Olbendorf und Fischer, und ein Hauptmann vom Ingenieurcorps, v. Mühlbach (später kam noch Hauptmann Laue hinzu). Moltke stieg einmal über das anderemal auf den runden Thurm von Galata, von dem man nach der Propontis hinausspähen konnte, und fühlte sich äußerst glücklich, als er am blendenden Horizont eine kleine schwarze Rauchwolke erblickte, welche immer näher rückte und sich bald in ein breites Dampfschiff verwandelte, das bald in den Hafen einlief und Anker warf. „Ich brachte meine Kameraden sogleich nach Bujukdere, wo freundliche Wohnungen für sie bereit standen, und es war ein großes Vergnügen, zu Pferd und im Nachen ihr Führer durch alle diese schönen Umgebungen zu sein, welche ich durch meine Aufnahme schon gründlich studirt hatte.“ Bald darauf

wurden die neuangekommenen Officiere nebst Moltke dem Sultan vorgestellt. Sie erhielten den Befehl zu einer Reise nach der Donau, wobei sie hauptsächlich das Terrain in der Dobrudscha untersuchen sollten. Die vier Officiere mit ihrem Gefolge bildeten eine kleine Karavane von einigen vierzig Pferden; ein Tartar, welcher die Quartiere zu machen und die Pferde auf den nächsten Posten aufzubringen hatte, ritt voraus; zwei andere Tartaren, welche ihr Auge auf die Nachzügler zu richten hatten, bildeten den Nachtrab; drei Kawasse oder Gensdarmen dienten als militärische Bedeckung; außerdem waren bei dem Zuge noch drei türkische Officiere, zwei armenische Dolmetscher, zwei griechische Bedienten, vier oder fünf Pferdejungen, vierzehn Packpferde und ein paar Reservepferde. Die Reise gieng über den Balkan nach Varna, Schumla, Silistria, für Moltke bekannte Orte. Die Dobrudscha machte einen sehr unangenehmen Eindruck auf die Reisenden. „Das Land ist eine so trostlose Einöde, wie man sie sich nur vorstellen kann. Soweit das Auge reicht, siehst Du nirgends einen Baum oder Strauch, und ganze Stunden lang reitest Du über diese einförmige Wüste, bevor Du ein elendes Dorf ohne Bäume oder Gärten in irgend einem wasserlosen Thal entdeckst.“ Anziehender fanden sie das Donau-Delta mit seinen seeartigen Flußarmen, und ungemein interessant waren ihnen die Trümmer altrömischer Vergangenheit: der von Czernawoda nach Küstendsche führende doppelte, an einigen Stellen dreifache Trajanswall, die Umwallung der Stadt Konstantiana (Küstendsche), das Castrum. Die Frage, um die es sich auf dieser Reise hauptsächlich gehandelt zu haben scheint, ob die Donau oder wenigstens ein Kanal aus derselben längs des Trajanswalles in das Schwarze Meer hingeleitet werden

könnte, wurde von den Officieren, auf Grund ihrer Terrainstudien, nicht geradezu verneint, das Projekt aber wegen seiner ungemeinen Kostspieligkeit für ein durchaus unzweckmäßiges erklärt. Bald nach seiner Rückkehr von dieser Reise, im November 1837, besuchte Moltke die Gegend von Ilium. Er träumte sich ganz hinein in die Homerische Sage, Reminiscenzen aus der Ilias stiegen eine nach der anderen in ihm auf, und bei seinem scharfen Ortssinn war er gleich zur Hand, Schilderung und Wirklichkeit miteinander zu vergleichen. „Ob unter Pergamus Mauern alle die Fürsten gefochten, von denen Homer berichtet, mag ebenso zweifelhaft, wie die Genealogie seiner Halbgötter sein; gewiß aber ist, daß Homer sein Gedicht eben dieser Oertlichkeit anpaßte und sie vollkommen gekannt hat. Genau, was er den Länder-Umstürmer Poseidon erblicken läßt, das sieht man auch wirklich an dem mittleren Gipfel der prachtvoll hohen Felsinsel Samothraki, und ebenso wahr sind die Lokal-Farben überall; deßhalb läßt sich auch das ganze Ilium in Gedanken aufbauen, nicht wie es gewesen vielleicht, aber wie es Homer gedacht."

Eine eingehende Beschreibung der interessantesten Punkte des heutigen und der Trümmer des alten Konstantinopels veranlaßte Moltke zu einer Schilderung jener Verzweiflungskämpfe, welche die Griechen im Jahre 1204 gegen die Lateiner und im Jahre 1453 gegen die stürmenden Türken zu bestehen hatten. Uebergehend auf die späteren Eroberungszüge der Sultane, spricht Moltke, abwägend und vergleichend, von der Aufgabe der beiden Ostmächte, Oestreich und Rußland, Europa gegen den Andrang der Muselmänner zu schützen, und sagt sehr treffend: „Rußland that es mit besserem Erfolg,

Oestreich mit größerem Ruhm. Man darf über das Gelingen jener Kämpfe nie vergessen, daß die deutschen Kaiser gegen das kräftige, die Zaren gegen das bereits hinfällige Reich Osmans rangen. Oestreichs lange Operationslinien führten durch ausgedehnte, halbwilde Länder, in die wasserlosesten Provinzen, welche von den streitbarsten Völkerschaften des türkischen Staates, den Bosniaken, Serben und Arnauten, bewohnt sind, die noch heute ihre kriegerischen Tugenden bewährt haben. Rußland fand eine unermeßliche Hilfe in der Glaubensverwandtschaft der Bewohner und in der Seeverbindung mit den Küstenländern der Türkei. Aber zu einem so furchtbaren Feinde ist auch Rußland herangewachsen, daß es der Freund und Beschützer des unmündig gewordenen Gegners werden konnte." Wenn dann Moltke am Schlusse dieses Briefes sagt: „Wenn es nun dahin gekommen ist, daß alle europäischen Nachbarn sich zu Vertheidigern des einst so gefürchteten Türkenreiches erklären, weil alle den Umsturz desselben fürchten, so begreift man, wie die endliche Lösung der großen Frage leicht noch einmal unter die alten Mauern von Byzanz gerückt werden kann," so erinnern wir uns, daß nach dem Abschluß des Vertrags von St. Stefano ein russisch-englischer Zusammenstoß unvermeidlich schien, und können auch nach dem Kongreß von Berlin der Muthmaßung Moltke's den Charakter einer historischen Prophetie nicht absprechen. Wie in unseren Tagen, wenn von den Ursachen des Rückgangs des Osmanenthums die Rede war, auf die Bestimmungen des Koran hingewiesen wurde, so findet auch Moltke, daß der Muhamedanismus die Lehre von der Einheit eines höchsten, rein geistigen Wesens zwar zur Grundlage habe, aber von dieser zu solchen Gesetzen und Bestimmungen über-

gegangen sei, welche der Fortbildung der Gesellschaft durchaus hindernd in den Weg treten. „Der Uebermuth des Sieges, die Trägheit, welche ein glücklicher Himmel und ein reicher Boden nährt, aber ganz besonders die Religion macht den Orient stationär.“ Weitere Ursachen des Verfalls findet Moltke in der sprichwörtlich schlechten Verwaltung seitens der türkischen Beamtenwelt und in der Vernachläßigung des Ackerbau's, welche der Regierung die Nothwendigkeit auferlegt, ihr Korn aus Odessa zu kaufen, „während endlose Strecken fruchtbaren Bodens unter dem gesegnetsten Himmel eine Stunde vor den Thoren einer Stadt von 800,000 Einwohnern unbebaut liegen.“ Die Bilanz, welche Moltke aus diesem türkischen Soll und Haben zieht, lautet in einem Briefe vom 12. Februar 1836 dahin: „Die äußeren Glieder des einst so mächtigen Staatskörpers sind abgestorben, das ganze Leben hat sich auf das Herz zurückgezogen, und ein Aufruhr in den Straßen der Hauptstadt kann das Leichengefolge der osmanischen Monarchie werden. Die Zukunft wird zeigen, ob ein Staat mitten in seinem Sturze einhalten und sich organisch erneuern kann, oder ob dem muhamedanisch-byzantinischen Reiche, wie dem christlich-byzantinischen, das Schicksal bestimmt ist, an einer fiskalischen Verwaltung zu Grunde zu gehen. Was aber die Ruhe Europa's bedroht, scheint weniger die Eroberung der Türkei durch eine fremde Macht zu sein, als vielmehr die äußerste Schwäche dieses Reiches und der Zusammensturz in seinem eigenen Innern.“

Im Jahre 1838 wurde Moltke von dem lachenden Bosporus nach den wildromantischen Ufern des Euphrat und Tigris versetzt. Fast $2^1/_2$ Jahre war er nun schon in der Türkei; an Heimkehr war vorerst gar nicht zu denken; viel=

mehr schien er immer mehr in die Verwicklungen des Orients hineingezogen zu werden. Sultan Mahmud II. war im Begriff, gegen Mehemed Ali, den Vicekönig von Aegypten, einen zweiten Feldzug zu eröffnen. Er konnte es nicht vergessen und nicht verwinden, daß er durch die Niederlagen seiner Heere gegen Ibrahim Pascha und durch die eigennützigen Rathschläge der französischen und englischen Botschafter sich hatte verleiten lassen, im Frieden von Kutajah (6. Mai 1833) ganz Syrien und das Gebiet von Adana an Mehemed Ali abzutreten. Es war denn doch eine zu starke Demüthigung für Mahmud, daß sein Pascha den Ungehorsam nicht nur bis zum Aufstand und zum Krieg, sondern bis zur Besiegung seines Herrn trieb, daß er wie ein auswärtiger Monarch auf gleichem Fuße mit ihm unterhandelte, und daß er ihn zuletzt noch zur Abtretung von Provinzen zwang. Und damit war Mehemed Ali noch lange nicht zufrieden. Er gebot über den arabischen Meerbusen, dessen Ost- und Westküste er sich unterworfen hatte, nahm nun auch die im persischen Meerbusen befindlichen Bahrain-Inseln weg, bedrohte den Sultan von Maskat mit Unterwerfung und trug sich mit dem Gedanken, die in der Nähe der Euphrat-Mündung gelegene Handelsstadt Basra zu erobern. War alles dies ausgeführt, Mehemed Ali im Besitz von Aegypten, Syrien, Arabien, und hatte er in seiner Hand die Schlüssel zum arabischen und persischen Meerbusen, so war er, der es trefflich verstand, die durch solch günstige Stellungen dargebotenen Handelsvortheile auszubeuten und durch hohe Eingangs- und Ausgangszölle den Handel fremder Nationen zu erschweren, nicht nur thatsächlich weit mächtiger als sein Lehensherr in Konstantinopel, sondern auch den Engländern für ihren ostindischen Handel höchst unbequem.

Letzteren war ebendamit ihre Stellung in diesem zwischen dem Sultan und seinen Vasallen sich erhebenden Streit vorgezeichnet. Hatten sie 1833, um die Allianz des Sultans mit Rußland hinfällig zu machen, jenem zum Frieden gerathen und Mehemed Ali Syrien verschafft, so riethen sie jetzt dem Sultan zum Krieg, setzten die Demüthigung Mehemed Ali's auf ihr Programm und schloßen mit dem Sultan (1838) einen Handelsvertrag. In diesem wurde ihnen die Aufhebung aller Monopole und die freie Ausfuhr aus allen Theilen des türkischen Reiches, also auch aus Aegypten und Syrien, zugesichert. Es fragte sich, ob Mehemed Ali, dessen Einkünfte durch diese Vertragsbestimmungen bedeutend geschmälert wurden, sich dieselben gefallen ließ. Nahm er sie an, so konnte die Eröffnung des Krieges sich noch weiter hinausziehen; wenn nicht, so hatte er den Krieg. Inzwischen hielt Mahmud es für gut, an der kleinasiatisch-syrischen Grenze eine Armee aufzustellen, deren Befehlshaber Hafiz Pascha war. Officiell wurde angegeben, daß diese Armee dazu bestimmt sei, die aufrührerischen Kurden an der persischen Grenze zu unterwerfen. Mehemed Ali ließ sich dadurch nicht täuschen und schickte Verstärkungen nach Syrien. Daß der Sultan für den bevorstehenden Kampf seinem General die preußischen Officiere an die Seite zu stellen wünschte, welche bei der Organisation, der Einübung, der Aufstellung und Führung der Truppen ihm behilflich sein sollten, ist begreiflich. Moltke und Hauptmann v. Mühlbach wurden dazu ausersehen. Sie hatten eine Abschiedsaudienz beim Sultan, wobei jeder von ihnen einen Pascha-Säbel mit schöner Damascener-Klinge zum Geschenk erhielt.

In den ersten Tagen des März 1838 fuhren die beiden

Officiere auf einem Dampfboot von Konstantinopel ab und trafen am zweiten Tage im Hafen von Samsun ein. Das Terrain für die neue Thätigkeit Moltke's war der östliche Theil von Kleinasien. Hier führt eine von Norden nach Süden gezogene Linie von Samsun, am Schwarzen Meere, aus nach Amasia, Tokat und Siwas, von da über den Antitaurus in das Thal des oberen Euphrat nach Karput und Malatia und von hier über den Taurus nach Ufra, Biradschik und Nisib. Letztere Orte waren die südlichsten Punkte der Moltke'schen Operationslinie. Oestlich von dieser Linie zieht sich an dem Ostrand des kurdisch-armenischen Hochlandes der Tigris hin, an welchem die Städte Diarbekir und Mossul liegen. Mossul war der östlichste Punkt, welchen Moltke erreichte. Westlich von jener ersten Linie liegt Marasch und über Taurus und Antitaurus hinüber Kaisarijeh und Konija. Letztere Stadt war der westlichste Punkt, welchen Moltke auf diesen Rekognoscirungsreisen berührte. Sein Aufenthalt in diesen Gegenden dauerte vom März 1838 bis in die ersten Tage des August 1839. Während dieser Zeit zeigte Moltke eine stets frische Unternehmungslust, eine rastlose Thätigkeit, eine eiserne Ausdauer und eine Pflichttreue, welche vor keiner, seine Gesundheit oder sein Leben bedrohenden, Gefahr zurückschreckte. Erst durch Moltke's topographische Aufnahmen lernten die türkischen Pascha's das dortige Terrain kennen. Von Samsun reiste Moltke mit seinem Landsmann Mühlbach zu Pferd weiter, eine Karavane von etwa dreißig Pferden. Es gieng zunächst über Berg und Thal in starken Tagereisen bis Siwas. Hier wurde der angeschwollene Kisil-Irmak überschritten und dann drei Stunden aufwärts durch tiefen Schnee die höchste Stufe des Antitaurus erstiegen,

worauf der Weg über eine Hochebene wieder abwärts führte. Es war ein sehr mühsamer Ritt; man kam immer nur im Schritt vorwärts; auf einer Strecke von 20 Stunden waren nur zwei kleine Dörfchen. Die Nähe des Euphrat erregte Moltke's Ungeduld. Die Karavane bewegte sich ihm nicht schnell genug vorwärts. Am 16. März gelangten sie in eine tiefe Felsschlucht. „Die Gegend wurde immer wilder, und die Berge glichen in ihrer Form den Wogen eines stürmischen Meeres. Nicht die geringste Vegetation, kein Busch, kein Gras, kein Moos bekleidet die Abhänge, und doch ist die Färbung überaus schön und abwechselnd; die schwarzen, zinnoberrothen und braunen Felswände, die untere Böschung aus grünem und blauem Letten, der weiße Schnee auf den Gipfeln und der lichte Himmel darüber. Tief unten erblickten wir jetzt in der engen Schlucht den Frat, den Fluß, den die größten römischen Imperatoren als die natürliche Grenze ihres unermeßlichen Reiches ansahen. Die ganze Umgebung ist so wild, das jenseitige Ufer so ohne Spur von Anbau und die Berge so wegelos, daß man sie sich als das Ende der Welt vorstellen kann." Hier setzten sie auf einer Fähre über den Euphrat und gelangten in das Städtchen Kieban-Maaden. Eine Stunde oberhalb fließen die beiden Wasser, welche den Euphrat bilden, vom Ararat her der Murad und von Erzerum her der eigentliche Frat, zusammen, und nun ist der Euphrat etwa 120 Schritte breit und sehr reißend. Am folgenden Tage kam Moltke in die Nähe der weiter östlich gelegenen Stadt Karput und hielt in dem eine halbe Stunde davon entfernten Dorfe Messre an. Hier befand sich das Hauptquartier der türkischen Taurusarmee. Moltke und Mühlbach stellten sich Hafiz Pascha vor. Dieser schenkte

jedem von ihnen zwei prächtige arabische Hengste, ritt mit ihnen nach Karput, wo eine große Kaserne war und die Soldaten tüchtig exercirten, und als die Officiere in ihre Wohnung zurückkamen, fanden sie große Schachteln mit Pistazien, getrockneten Pfirsichen, Aepfeln aus Malatia und Honig von den Bergen bei Karput, Zeichen der Aufmerksamkeit des Pascha's.

Am 23. März trat Moltke im Auftrag des Pascha's eine Rekognoscirungsreise nach der syrischen Grenze an. Sein Gefolge bestand aus einem Tartaren-Officier, einem Bedienten und einem Reitknecht mit einem Pack- und einem Reserve-Pferd. Zuerst gieng die Reise westwärts; bei Isoglu wurde der Euphrat überschritten und bald darauf Malatia erreicht, eine Stadt von 5000 aus Lehm erbauten Häusern; der weitere Ritt führte über das Taurusgebirge unter Schnee und Regen in das weite, prachtvolle Thal von Marasch hinab, wo das saftigste Grün die Wiesenflächen färbte und schon blühende Mandelbäume sich fanden. Nach einem Ritt von 65 Stunden hielt Moltke dort Rasttag und musterte mit dem Pascha die dortigen Landwehrbataillone. Von Marasch, welches in der Nähe der syrischen Grenze liegt, wandte sich Moltke am 29. März wieder östlich nach dem Euphrat, kam zuerst über eine von Turkmanen-Stämmen bewohnte Hochebene nach Adiaman und von da auf halsbrechenden Gebirgswegen und durch angeschwollene Bäche nach dem auf einer Felsenspitze am Euphrat gelegenen alten Schlosse Gerger. Auf dieser Reise fand Moltke da und dort in tiefer Wildniß an den Felsenwänden Keil-Inschriften und griechische Inschriften. Von Gerger reiste Moltke dem Euphrat entlang in südwestlicher Richtung nach Samsat (dem alten Samosata) und durch

eine Steinwüste nach Rumkaleh, einer „in den Fels geschnittenen" Stadt mit einer überraschend stattlichen Festung (dem alten Römerschloß Zeugma). „Hier erreicht der Euphrat den westlichsten Punkt seines ganzen Laufes und war früher von einer Brücke überschritten, was wohl der Grund sein mag, weßhalb die Römer hier in einer fast ganz unwegsamen Gegend ihre Colonie gründeten." Von hier schrieb er seinem Freunde, dem Hauptmann Fischer, der mit Vincke in Konstantinopel zurückgeblieben war: „In einer sternenhellen Nacht stand ich auf den Trümmern des alten Römerschlosses Zeugma. Der Euphrat glitzerte tief unten in einer felsigen Schlucht, und sein Rauschen erfüllte die Stille des Abends. Da schritten Cyrus und Alexander, Xenophon, Cäsar und Julian im Mondschein vorüber; von diesem selben Punkte hatten sie das Reich der Chosroes jenseits des Stromes gesehen und gerade so gesehen; denn die Natur ist hier von Stein und ändert sich nicht. Da beschloß ich dem Andenken des großen Römervolkes die goldenen Trauben zu opfern, die sie zuerst nach Gallien gebracht, und die ich von ihres weiten Reiches westlicher Grenze bis zur östlichen getragen. Ich schleuderte die Flasche von der Höhe hinab; sie tauchte, tanzte und glitt den Strom entlang, dem indischen Weltmeere zu. Sie vermuthen aber sehr richtig, daß ich sie vorher geleert hatte. Ich stand da wie der alte Zecher:

Trank letzte Lebensglut
Und warf den heiligen Becher
Hinunter in die Flut.
Ich sah ihn stürzen, trinken
Des Euphrat gelbe Flut,
Die Augen thäten mir sinken —

Ich trank nie einen Tropfen mehr. Die Flasche hatte einen Fehler gehabt: sie war die letzte gewesen."

Von Rumkaleh begab sich Moltke noch weiter südlich nach der auf dem linken Euphrat-Ufer gelegenen Stadt Biradschik, von wo an der Fluß schiffbar ist. Er erkannte sofort die strategische Wichtigkeit dieser Stadt und der Felsenfestung. Von da führte eine schlechte, aber fahrbare Straße nordostwärts nach Urfa, dem alten Edessa, und nach Diarbekir. Der Scherif von Urfa ließ es sich nicht nehmen, den fremden Officier zu beherbergen und ihm zu Ehren ein Exerciren im Feuer zu veranstalten. Der Weg von Urfa nach Diarbekir führte durch eine traurige Einöde, wo auf einer Strecke von 40 Stunden nur 4 bewohnte Dörfer und sehr wenige Brunnen waren. Bei dem Uebergang über den Karadscha-Dagh, dessen Kamm er noch vor Tagesanbruch erreichte, sah Moltke die Sonne aufgehen und „den Tigris in den ersten röthlichen Strahlen glänzen". Gegen Mittag, bei Gewitter und Hagel, kam er in Diarbekir an. Hier verweilte er ein paar Tage. Die Frage, ob der Krieg ausbreche oder nicht, war am Tigris noch schwerer zu beantworten als am Bosporus. Moltke's Thätigkeit blieb aber die nämliche. „Die Vertreter der europäischen Mächte werden es wohl zu keiner militärischen Allopathie kommen lassen, sondern die syrische Krankheit durch eine diplomatische Homöopathie heilen wollen. Unser Geschäft ist indeß, den alten, etwas eingerosteten Krummsäbel, so gut es gehen will, alla franga anzuschleifen, für den Fall, daß er gebraucht würde." Die Art und Weise, wie Moltke von Diarbekir nach Mossul den Tigris hinabfuhr, war höchst interessant: „Am 15. April setzten v. Mühlbach und ich uns mit zwei wohlbewaffneten Aga's des Pascha's, unsren Drago-

mans und Bedienten auf ein Fahrzeug, welches so konstruirt war, wie man es schon zu Cyrus Zeiten verstand, auf ein Floß nämlich von aufgeblasenen Hammelhäuten. Die Türken halten die Jagd für unrecht, verschmähen das Wild und verachten Rindfleisch; dagegen verzehren sie eine große Menge von Schafen und Ziegen; die Häute dieser Thiere werden so wenig wie möglich vorn an der Brust zerschnitten und sorgfältig abgezogen, dann zusammengenäht und die Extremitäten zugebunden. Wird nun der Schlauch aufgeblasen, was schnell und ohne den Mund unmittelbar daran zu bringen geschieht, so hat er eine große Tragfähigkeit und kann fast nicht zu Grunde gehen; vierzig bis sechzig werden dann unter ein leichtes Gerüste von Baumzweigen in vier oder fünf Reihen so zusammengebunden, daß das Floß vorn etwa acht, hinten achtzehn Schläuche breit ist; darüber wird etwas Laub, dann eine Matte und Teppiche gebreitet, und so fährt man ganz gemächlich den Fluß hinab. Bei der Schnelligkeit der Strömung sind die Ruder nicht nöthig, um vorwärts zu kommen, sondern nur um das Fahrzeug zu lenken, es mitten in der Bahn zu erhalten und gefährliche Wirbel zu vermeiden. Obwohl wir dieser Stellen wegen des Nachts bis zum Aufgang des Mondes liegen bleiben mußten, so machten wir doch den 88 Stunden weiten Weg in viertehalb Tagen. Die Schnelligkeit des Stromes muß daher durchschnittlich fast eine Meile in der Stunde betragen; sie ist aber an einigen Stellen weit größer, an anderen geringer.“

Bis Dschesireh war die Gegend wild und schön. Rechts und links waren hohe, steile Felsen, Trümmer alter Burgen und Städte und großartig angelegter Brücken, da und dort lateinische, griechische und persische Inschriften. Von Dschesireh

an entfernt sich der Fluß von dem Dschüdid-Gebirge, „auf dessen leuchtenden Schneegipfeln, nach der Sage des Volkes, Noah mit seiner gemischten Gesellschaft debarkirt haben soll," und die Gegend wurde sehr einförmig und menschenleer. Als sie dahin kamen, erlebte Moltke ein kleines Abenteuer, das er in der launigsten Weise erzählt: „Man kann nicht bequemer reisen, als wir es thaten: auf weiche Polster hingestreckt, mit Lebensmitteln, Wein, Thee und einem Kohlenbecken versehen, glitten wir schnell und ohne Anstrengung mit der Schnelligkeit einer Extrapost vorwärts. Aber das Element, welches uns beförderte, verfolgte uns in anderer Gestalt; der Regen strömte seit unserer Abreise von Diarbekir unaufhörlich vom Himmel, unsere Schirme schützten uns nicht mehr, und Kleider, Mäntel und Teppiche waren durchweicht. Am Osterfeiertag, als wir Dschesireh wieder verließen, war die Sonne hervorgebrochen und durchwärmte unsere erstarrten Glieder; nun liegen aber eine halbe Stunde unterhalb der Stadt die Trümmer einer zweiten Brücke über den Tigris, und ein Pfeiler derselben verursacht bei hohem Wasserstand einen gewaltigen Strudel; alle Anstrengung der Ruderer half nichts; unwiderstehlich zog diese Charybdis unsere kleine Arche an sich; wie ein Pfeil schoß sie in den tiefen Schlund hinab, und eine hohe Welle gieng über unsere Köpfe fort. Das Wasser war eisig kalt, und als das Fahrzeug im nächsten Augenblick, ohne umzuschlagen, harmlos weiter tanzte, konnten wir das Lachen über die trübselige Gestalt nicht zurückhalten, welche jeder von uns zur Schau trug. Das Kohlenbecken war über Bord gegangen, ein Stiefel schwamm neben uns her, und jeder fischte noch eine Kleinigkeit im Strom. Wir landeten auf einem Eiland, und da unsere Mantelsäcke ebenso

durchnäßt waren, wie wir selbst, so blieb nichts übrig, als uns auszuziehen und die gesamte Toilette, so gut es gehen wollte, an der Sonne zu trocknen. In geringer Entfernung, auf einer anderen Sandbank, saß ein Schwarm Pelikane, die, als wollten sie uns verhöhnen, ebenfalls ihr weißes Gewand sonnten; plötzlich merkten wir, daß unser Floß sich losgemacht und auf und davon schwamm; der eine Aga stürzte sich sogleich ins Wasser und erreichte es noch glücklich; sonst wären wir im Naturzustand auf der wüsten Insel zurückgeblieben. Nachdem wir uns nothdürftig getrocknet, setzten wir unsere Reise fort; aber neue Regengüsse machten die Arbeit unnütz; die Nacht war so finster, daß wir aus Besorgniß, in neue Strudel zu gerathen, anlegen mußten. Trotz der empfindlichsten Kälte und durchnäßt bis auf die Haut, wagten wir nicht, ein Feuer anzuzünden, weil wir sonst die Araber herbeigelockt hätten; wir zogen unser Floß in aller Stille unter einen Weidenbaum und erwarteten sehnsüchtig, daß die Sonne hinter dem persischen Grenzgebirge emporsteigen möchte, um uns zu erwärmen."

Am vierten Tage hatte diese „bequeme" und zugleich luftige und feuchte Hammelfahrt ein Ende, und die Reisenden landeten bei Mossul. Der Pascha empfieng die beiden preußischen Officiere mit der größten Auszeichnung und quartierte sie beim armenischen Patriarchen ein. Er staunte, als sie ihm eine Aufnahme von Mossul, den Riß einer neuen Kaserne und die Zeichnung zu einem Wasserrade, die sie schnell angefertigt hatten, übergaben, und beschenkte sie mit Pferden und Mauleseln für die Rückreise durch die Wüste. Da die räuberischen Araber die Umgegend von Mossul unsicher machten, so beschloß Moltke, sich einer eben abgehenden Karavane

anzuschließen und mit dieser durch die Wüste des nördlichen Mesopotamiens zu ziehen. Die Karavane bestand aus 600 Kameelen und etwa 400 Maulthieren; als Bedeckung hatte der Pascha vierzig unregelmäßige Reiter mitgegeben. Mit dieser Karavane zog Moltke in nordwestlicher Richtung fünf Tagereisen weit bis zu dem Dorfe Tillaja. Als er hier erfuhr, daß am Morgen jenes Tages Mehmet Pascha nordwärts abmarschirt sei, um einen aufrührerischen Kurdenhäuptling zur Unterwerfung zu bringen, verließ er die Karavane und eilte Mehmet nach, dessen Lager er noch am Abend erreichte. Derselbe hatte 3000 Mann bei sich, und sobald seine Artillerie von Diarbekir aus auf Flößen den Tigris herabgeschafft war, gieng er auf das linke Ufer des Flusses, wo der Kurdenhäuptling Sayd-Bey auf einem schwer zugänglichen Felsen-Nest sich eingeschlossen hatte. Moltke, welchem der Zug zu langsam gieng, ritt von Dschesireh, nur von einem Aga begleitet, zwei Märsche weiter bis zu dem Schlosse des Kurden-Bey's, dessen Beschaffenheit und dessen Zugänge er nun nach allen Seiten rekognoscirte. Er fand eine Burg, die auf einer etwa 1000 Fuß hohen Klippe lag, mit dem Gebirge nur durch einen schmalen, ungangbaren Grat zusammenhieng und mit dem Thale nur durch einen einzigen, durch Außenwerke gesperrten Saumpfad verbunden war. Oestlich und westlich davon erhoben sich Felsen fast von gleicher Höhe mit der Burg; aber sie waren so steil, daß Geschütze kaum hinaufzubringen waren, und von der Burg so weit entfernt, daß die Wirkung der Geschosse nicht bedeutend sein konnte. Doch wollte Moltke den Versuch machen, ob nicht durch eine von diesen beiden Höhen aus unternommene Beschießung die Burg zur Uebergabe gezwungen werden könnte. Als Mehmet eintraf,

wurden die Kanonen mit ungeheurer Anstrengung auf die Höhen gebracht; vor jedes Geschütz wurde ein halbes Bataillon gespannt, die anderen Soldaten mußten den Weg bahnen, Bäume fällen, Felsstücke in die Tiefe stürzen. Zwei Tage lang wurde ohne sonderlichen Erfolg bombardirt. Da suchte Moltke einen günstigen Ort, um eine Mine anzulegen, und stieg Nachts mit einigen Kurden bis an den Fuß der Mauer. Da sie für die Minen-Arbeit nirgends Deckung fanden, kehrten sie wieder um, nicht ohne vom Feinde bemerkt zu werden, der ihnen Flintenkugeln nachschickte. Moltke wollte nun in der nächsten Nacht den Versuch erneuern und dem Mineur durch ein aus starken Bohlen verfertigtes Dach so lange Schutz gewähren, bis er ein Loch in die Mauer gehauen hatte und ein Faß Pulver in dasselbe gebracht worden war. Aber der Feind, welcher den ersten Versuch bemerkt hatte, wollte nicht die Wirkungen eines zweiten abwarten und kapitulirte. Sayd-Bey kam von seinem Schloß herab in das Zelt des Pascha's, schritt aufrecht wie ein Sieger auf den Pascha zu, machte die Bewegung des Handkusses und bot seinem Gegner Freundschaft an. Dann setzte er sich zwischen den Pascha und Moltke, trank Kaffee und rauchte, unterhielt sich in kurdischer Sprache und that, als ob nichts vorgefallen wäre. Darauf wurde die Burg angezündet. Doch war damit noch nicht aller Widerstand der Kurden vernichtet; vielmehr befand sich nördlich von dem Kurden-Schloß und südlich vom Murad, zwischen den Städten Musch und Hasu, das Hochgebirge Karsan, in welchem viele reiche Dörfer waren, deren Bewohner bisher noch von keinem türkischen Heere unterworfen waren, keine Steuer zahlten und sich nicht zum Militärdienst zwingen ließen. Die Besteuerung und die Truppen-

aushebung waren die beiden Punkte, über welche sämtliche Kurden, aber auch die anderen türkischen Provinzen, klagten. Nicht die Höhe der Steuern erregte Unzufriedenheit, sondern die Willkürlichkeit, mit welcher sie eingetrieben wurden, ohne daß auf das Einkommen oder das Vermögen des Einzelnen irgend welche Rücksicht genommen wurde. Die Folge hievon ist, nach Moltke, die außerordentliche Armut eines so überaus reichen Landes. „So lange die Steuererhöhung in nichts anderem besteht als darin, daß jeder Müsselim den ihm anheimgegebenen Unterthanen so viel abpreßt, als er pressen kann, ohne sie zu offener Widersetzlichkeit zu zwingen, so lange kann der Ackerbau sich nie heben, viel weniger Gewerbthätigkeit Wurzel fassen." Die Militärpflichtigkeit, welche nur die Muselmänner, nicht die Rajah's traf, war ebendeßwegen für die ersteren eine um so empfindlichere Last. „Der Fehler liegt auch hier in der ungleichen Vertheilung und in der zu langen Dienstzeit; fünfzehnjährige Dienstdauer ist nur ein anderer Ausdruck für lebenswierige." Die Folge hievon war, daß vor einer Aushebung die ganze männliche Bevölkerung in die Berge floh; daß die Ausgehobenen durch eine rings um das Lager gezogene dichte Postenkette am Ausreißen verhindert werden mußten; daß aber trotzdem und trotz der 200 Streiche, die der Ausreißer erhielt, die Desertion sehr stark betrieben wurde. „Diesem großen Uebel könnte abgeholfen werden, wenn mehrere Individuen auf kürzere Dienstzeit herangezogen würden. Ehe die Dorfschaften nicht mit eigenen Augen entlassene Soldaten in ihre Heimat zurückkehren sehen, ist es ohne Einfluß, wenn in Konstantinopel fünfjährige Dienstdauer dekretirt wird, und bis jetzt ist, so lange Nisam oder Linientruppen existiren, noch nie ein Soldat entlassen worden."

Der Feldzug gegen die Bewohner von Karsan wurde mit einer bedeutenderen Macht unternommen. Hafiz Pascha war selbst auch herangerückt. Zu einer Rekognoscirung ausgeschickt, gieng Moltke von Hasu aus mit ein paar Dutzend kurdischen Reitern vorwärts. Sobald einige Schüsse fielen, wollten die Reiter nicht mehr weiter, und Moltke mußte mit einem einzigen Kurden seinen Auftrag ausführen. Die Bewohner des großen Dorfes Papur standen auf den flachen Dächern ihrer Häuser zur Vertheidigung bereit und feuerten schon aus der Ferne. Da Hafiz Pascha Tags vorher von hier aus mit Verlust zurückgeschlagen worden war, so wurde Moltke von Mahmud-Bey befragt, wie der Angriff einzuleiten sei. Das Dorf lag an einer steilen Felswand. Moltke schlug also vor, dasselbe mit Tirailleurs links zu umgehen, die hintere Felswand zu ersteigen und so von oben herab zu stürmen, so daß den Einwohnern jeder Rückzug abgeschnitten würde. Dieser Rath wurde befolgt. Die Soldaten vertrieben von der Felswand aus die Einwohner mit einem Hagel von Kugeln von den Dächern, stürzten in das Dorf hinab und machten hier viele mit dem Bajonnet nieder; nur wenige entkamen auf Umwegen. Einem späteren Gefecht, das auf einer von Männern und Weibern vertheidigten steilen Höhe stattfand, wohnte Moltke nicht bei. „Der Pascha hat nicht gewollt, daß wir diesen Zug mitmachten, und ich gestehe Dir, daß es mir ganz recht war. Um diesen Krieg brauchst Du uns nicht zu beneiden: er ist voller Scheußlichkeiten. Nebst mehreren tausend Stück Vieh kamen an sechshundert Gefangene an; die Hälfte besteht aus Weibern mit kleinen Kindern; ein Junge von sechs bis sieben Jahren hatte Schußwunden, und die Kugel, die hier neben mir liegt, haben wir ihm herausgezogen, er wird aber

wahrscheinlich durchkommen. Auch Frauen sind verwundet; daß es aber Kinder mit Bajonnetstichen gibt, wirft ein trauriges Licht auf die ganze Handlung.“ Die armen Gefangenen hatten den ganzen Tag nichts zu essen bekommen. Mit Mühe konnte Moltke Rosinen und etwas Käse für sie auftreiben. Am andern Tag ließ er von einem Viertel-Centner Reis einen kolossalen Pillaw bereiten. Die Kinder und Weiber stürzten darüber her. Hauptmann Mühlbach wusch verwundeten Gefangenen die Wunden aus und verband sie, so gut es gieng. Derselbe sprach mit dem Pascha offen von den üblen Folgen, „welche das System der bezahlten Ohren und Köpfe nothwendig haben müsse.“ Moltke fand, daß vielem Unwesen gesteuert werde, soweit dies mit Baschi-Bozuks möglich sei. Er rühmte namentlich die Gewissenhaftigkeit, mit welcher Mehmet Pascha das Eigenthum derjenigen Dörfer, welche in ihrer Treue gegen die Regierung verharrten, respektirte, die Felder schonte, die Soldaten nicht in die Dörfer eindringen ließ. Uebrigens fühlte sich Moltke während dieses ganzen Zuges unwohl. Er hatte in den letzten Wochen ungeheure Strapatzen durchgemacht, nirgends sich geschont, nie längere Rast gehalten, und so war er nun sehr erschöpft, machte den Zug auf einem Maulesel mit und gelangte erst nach und nach durch die reine, kühle Bergluft wieder zu Kräften.

Am 30. Juni brach Hafiz Pascha von Karsan, wo eine furchtbare Hitze herrschte, auf und zog vom Tigris wieder nach dem Euphrat. Moltke begleitete ihn bis Sivan-Maaden, das in der Nähe des Murad liegt. Doch bekam er sofort wieder einen neuen Auftrag. Hafiz Pascha lag viel daran, zu erfahren, ob der Euphrat für militärische und andere

Zwecke als Wasserstraße benützt werden könnte. Der Durchbruch des Flusses durch die östliche Gebirgskette des Taurus, die vielen Stromschnellen, die sich hier finden, schienen ein unübersteigliches Hinderniß darzubieten. Er hatte schon zweimal Versuche machen lassen, mit einem aus ledernen Schläuchen verfertigten Floß den Euphrat hinabzufahren; aber das Unternehmen gelang nicht, und mehrere Menschen kamen dabei um. Darauf ließ er im Flußbett einige Steinsprengungen vornehmen. Der mittlere Wasserstand war einem neuen Unternehmen günstig, und so bat er Moltke, den Versuch zu machen, ob es überhaupt ausführbar sei, den Euphrat hinab zu fahren. Sofort wurde in dem benachbarten Palu „ein sehr solider Floß aus sechzig Häuten gebaut, wohl verproviantirt und mit vier rüstigen Ruderern bemannt; ich bestieg es den 10. Juli in Begleitung von zweien meiner Leute und einem Aga des Pascha's, alle gut bewaffnet, versah mich mit Bussole und Instrumenten und nahm von Ort zu Ort einen des Flusses kundigen Steuermann mit. Die Fahrt gieng den Murad hinab bis zu der Stelle, wo sich derselbe mit dem Frat vereinigt, in westlicher Richtung; darauf windet sich der Euphrat, das Gebirge durchbrechend, in südlichem Lauf, und von Telek schlägt er die Richtung nach Westen ein. Die Hauptschwierigkeiten begannen in der Gegend von Malatia. „Erst bei Kymyrhan treten hohe, wilde Gebirgsmassen von beiden Seiten zusammen, und der Strom fließt von nun an in tiefen schauerlichen Felsenspalten fort. Mit außerordentlicher Schnelligkeit glitt unser Fahrzeug hin, und das Strombett war kaum zur Hälfte so breit, wie es oberhalb gewesen. Bald hörten wir ein fernes Brausen, von welchem die schroffen Felswände wiederhallten, und die beschleunigte Schnelligkeit,

mit der wir fortschoßen, benachrichtigte uns, daß wir in die Nähe der Schlangenmühle gekommen seien. Vorsichtig legten wir an und beschauten an einer vorspringenden Klippe die Oertlichkeit, ehe wir uns in die Wirbel hineinwagten. Ich ließ im Namen Gottes vom Ufer abstoßen. Alsbald erfaßte uns der allgemeine Wasserzug, und ehe wir uns noch recht besinnen konnten, waren wir schon glücklich durch, obwohl zwar vom Kopf bis zu den Füßen durchnäßt; denn von allen Seiten schlugen die Wasserwellen über uns zusammen; bei einer Hitze aber von vielleicht vierzig Grad war das nur eine angenehme Erfrischung. Der Niveau-Unterschied des Flußspiegels dicht oberhalb und unterhalb der Stromschnelle, auf eine Entfernung von zweihundert Schritten, konnte ungefähr 15 Fuß betragen. Solche Stromschnellen liegen über dreihundert eine hinter der anderen und bilden auf eine Strecke von zwanzig Meilen die Katarakten des Euphrat. Kaum bist Du durch eine hindurch, so hörst Du schon die nächste brausen; der Floß dreht sich beständig herum und gibt Dir Gelegenheit, ohne Deine Stellung auf weichem Pfühl zu ändern, die wildromantische Gebirgsgegend von allen Seiten zu betrachten; hoch oben kleben einige Kurdendörfer unter schattigen Nußbäumen, und Wasserfälle schäumen die steilen Berghänge hinab. Die schlimmsten Stellen sind bei dem Städtchen Schiro und bei dem Dorfe Telek, unterhalb dessen der oben schon zweihundert bis dreihundert Schritte breite Strom durch einen Erdsturz auf fünfunddreißig Schritte verengt wird; diese Stelle heißt der Hirschesprung." Von da fuhr Moltke bis Samsat, stieg hier an's Land und machte den Rückweg zu Pferd, wobei seine vier „Flußgötter" (Ruderer) mit allen Attributen Neptuns auf den Pferden

saßen, die Ruder auf der Schulter und die Schläuche zu beiden Seiten der kleinen Pferde herabhängend.“ In der Glühhitze ritt er über das Gebirge nach Asbusu (bei Malatia), wo Truppen lagerten, und von da nach Karbut zu Hafiz Pascha. Er traf diesen krank, die Hitze machte jede Unternehmung unmöglich; auch Moltke blieb einige Wochen „auf der Bärenhaut“ liegen. Der Gesundheitszustand der Truppen war sehr schlecht; man hatte mehrere tausend Kranke und keinen Arzt. Es war ein einförmiges Leben. Moltke schlief im Freien auf dem flachen Dache des Hauses, das an einem Abgrund lag und eine prächtige Aussicht bot. Abends ließ ihn der Pascha rufen; dann setzten sie sich auf Maulesel und ritten nach einem Garten, breiteten Teppiche auf der Erde aus, rauchten und tranken Wasser aus dem Euphrat und ritten mit der Dunkelheit wieder nach Hause. Eine solch orientalische Beschaulichkeit konnte Moltke bei seiner rastlosen Thätigkeit nicht lange aushalten. „Mich quält die Unthätigkeit, in welcher wir leben.“ Wie hoch der Pascha die Kenntnisse und die Arbeitskraft Moltke's schätzte, sehen wir aus dem Urtheil, das er bei Gelegenheit eines Artillerie-Manövers fällte, bei welcher die Artillerie mitten auf der Ebene stecken geblieben war und sehr unpünktlich geschossen hatte. Er sagte zu seinen Generalen: „Es gab eine Zeit, wo wir die besten Artilleristen der Welt waren, und jetzt können wir nicht über eine Ebene fahren. Kürzlich hat ein gewisser Bey gesagt, daß die Artillerie, welche die aus Preußen gesandten Officiere in Konstantinopel errichten, ihm nicht gefalle; sie schöße langsam u. s. w. Solchen Leuten sollte man den Kopf vor die Füße legen. Wir müssen dem Padischah alle Tage danken, daß er uns Officiere geschickt, welche unser

Interesse besser wahrnehmen als wir selbst und für uns arbeiten, wenn wir schlafen."

Im Herbst reiste Moltke mit dem Pascha nach Asbusu, der Sommerstadt von Malatia, und nach etwa vierwöchigem Aufenthalt trat er am 3. Oktober wieder eine Inspektionsreise an, die ihn von Malatia nach dem im fernen Westen gelegenen Konieh (südlich vom Salzsee) führte. Begleitet von einem Dragoman, einem türkischen Unterofficier, einem Tartaren und einem Pferdeknecht, jagte Moltke über die weite Ebene von Malatia hin, erstieg das hohe Plateau des mittleren Kleinasiens und kam nach Kaisarieh, dem alten Cäsarea in der Nähe des Kisil Irmak oder Halys, durch dessen Ueberschreitung der alte König Krösus von Lydien ein großes Reich zerstörte. Von da führte ihn der Weg nach Newschehr (Neustadt), wo er die Bekanntschaft einer von den Türken allgemein gefürchteten Persönlichkeit machte. Dieser Mann hatte seinerzeit bei der Vertilgung der Janitscharen an Grausamkeit und Verwegenheit das Aeußerste geleistet und sich dadurch den Namen „Schwarze Hölle" erworben. Moltke stieg in dem Hofe des Hauses, welches jener als Müsselim (Stadtvorstand) bewohnte, ab, verlangte frische Pferde und wollte den Herrn selbst sprechen. Durch fortwährende Ausflüchte hingehalten, gieng ihm endlich die Geduld aus, und wohl wissend, daß man bei den Türken durch Warten und Nachgeben nichts erreiche, wohl aber durch festes Auftreten, gieng er ohne weiteres die Treppe hinauf und betrat ein Zimmer, in welches sogleich auch der Hausbewohner eintrat, „ein Mann mit der imposantesten Persönlichkeit, die mir vorgekommen. Der Höllenfürst und ich begegneten uns wie zwei Männer, die gleich sehr bemüht sind, sich nichts von

ihrer Würde zu vergeben; das schöne Gesicht des Bey's mit eisengrauem Barte schien anzukündigen, daß Krieg und Frieden noch nicht bei ihm entschieden." Moltke nahm davon gar keine Notiz, ließ sich durch seine Diener die schweren Reisestiefel ausziehen, schritt nach dem obersten Sitz, setzte sich und begrüßte jetzt erst seinen Wirth mit dem feierlichen „Merhabah!" Dieser, um dem Fremden eine „Probe von seiner europäischen Lebensart zu geben," antwortete gleich ernsthaft: „Adio!" Nach diesen Präliminarien wurden Pfeifen geraucht und einige Redensarten ausgetauscht. Der neugierige Müsselim fragte endlich, ob Moltke ihn wohl schon kenne. „Ich habe Dich nicht gesehen, aber wohl von Dir gehört," erwiderte Moltke. Rasch fragte jener: „Was hast Du gehört?" „Daß Du ein guter Artillerist bist und Schwarze Hölle heißest," war Moltke's Antwort. „Nicht für jeden Mann wäre der höllische Zuname ein Kompliment gewesen; meinem Bey schloß es aber das Herz auf; alsbald brachte man Frühstück und Kaffee und, zum freudigen Erstaunen meines Tartaren, treffliche Pferde, mit denen wir noch denselben Tag sechzehn Stunden weiter jagten." Endlich erreichte Moltke die Stadt Konieh, wo er mit dem Gouverneur Hadschi=Ali zu verkehren hatte und ein paar Tage verweilte. Beim Abschied schickte dieser ihm durch seinen armenischen Bankier vier Beutel. Geldgeschenke anzunehmen, waren die preußischen Officiere nicht gewohnt. Moltke bat daher den Bankier, das Geld wieder dem Pascha zuzustellen. Diesen Auftrag wollte der Bankier, der für seine Fußsohlen fürchtete, nicht übernehmen, so daß schließlich Moltke nichts anderes übrig blieb, als das Geschenk anzunehmen und sofort unter seinen Dragoman, den Unterofficier und den Tartaren

zu vertheilen. „Die Umstehenden fanden dies sehr großmüthig und besonders sehr thöricht; aber sie wußten schon, daß die Franken alle etwas „delih“ oder närrisch sind.“

Von Konieh ritt Moltke in südöstlicher Richtung wieder dem Euphrat zu, eine andere Straße als auf dem Herweg einschlagend. Er kam über Eregli (dem alten Cäsarea) nach demjenigen Theil des Taurus, welcher Bulgur-Dagh heißt. Dieses Gebirge scheidet Adana von Kleinasien; nur ein einziges Thal oder vielmehr eine tiefe Schlucht führte hindurch und vermittelte die Verbindung zwischen Kleinasien und Syrien. „Diese Pylen haben daher von Cyrus, Xenophon und Alexander bis auf Ibrahim Pascha herab eine wichtige Rolle gespielt in den Zügen der Heere und eine noch wichtigere, obschon weniger bemerkte, in den Zügen des Handels und des Verkehrs der Völker. Meinem Kollegen, dem Hauptmann Fischer, war die Aufgabe zu Theil geworden, diese cilicischen Pässe (Külek-Boghas), durch welche europäische Heere sonst gegen Persien, Indien und Aegypten vorgedrungen, den ägyptischen Kriegsvölkern zu schließen, welche diesmal, wie vor fünf Jahren, drohten, gegen Europa vorzubrechen.“ Bei Tschifte-Hann wurde das Thal schluchtartig; hohe Felsen schloßen es ein; ein Bach rauschte über die Steinblöcke; auf den Bergen waren viele Arbeiter, welche Bäume fällten, die zu den projektirten Verschanzungen verwendet werden sollten. Hier fand Moltke seinen Kameraden Fischer, aber nicht mitten unter seinen türkischen Arbeitern, sondern fieberkrank in einem feuchten Stübchen, wo jede Bequemlichkeit und Pflege fehlte. Von der Freude des Wiedersehens belebt und gestärkt, ritt Fischer noch am nämlichen Tage mit Moltke in der nächsten Umgebung herum, und am folgenden Morgen ritten sie weiter

über Berge und Schluchten, um die für Absperrung des Passes günstigsten Punkte in Augenschein zu nehmen. Sie kamen bis eine Stunde vor Akköprü (Weiße Brücke), wo die ägyptischen Grenzposten standen, und nach Maaden. Hier mußten sie sich trennen. Moltke wandte sich von da nördlich bis Develi und östlich durch das von Turkmanen bewohnte Gebiet über Albistan nach Malatia, wo er am 29. Oktober eintraf, nachdem er in 26 Tagen 190 deutsche Meilen geritten war. Ueber seine Reisen schreibt Moltke: „Die besonderen Verhältnisse, unter denen ich reise, schließen mir Gegenden auf, die zu durchstreifen jedem Europäer bisher unmöglich war; Gegenden, die man noch heute zum Theil nicht ohne militärische Escorte durchziehen oder nur im Gefolge eines Heeres betreten kann. So günstige Umstände vereinigen sich selten, und ich benütze sie gewissenhaft; ich habe jetzt auf mehr als 700 geographischen Meilen dies Land durchkreuzt und von sämtlichen die Itinerärs gezeichnet."

Vom November bis Januar blieb Moltke in Malatia, theils mit Exerciren, theils mit Herstellung seiner Karte von Kleinasien beschäftigt, welche der Pascha mit großer Freude aus seiner Hand in Empfang nahm. Noch im December war das schönste Wetter in Malatia. Da vierzig Bataillone und acht Geschütze dort versammelt waren, so wurden täglich größere Truppenübungen vorgenommen. Dabei machte es einen eigenthümlichen Eindruck auf Moltke, „wenn die kurdischen Berge von den Melodien aus Robert dem Teufel oder der Stummen von Portici wiederhallten und die preußischen Tirailleur-Signale am Euphrat genau wie an der Spree riefen." Ueber das dortige Manövriren schreibt Moltke: „Es war nicht leicht, den Leuten hier begreiflich zu machen,

daß die Frage nicht ist, wie viele, sondern wie wenig Evolutionen man ausführen könne. Jeder aus Europa kommende Officier hatte sie mit neuen Erfindungen beschenkt, und sie waren bereits auf den Etat von 86 Bewegungen gekommen; hätte ich 49 neue, womöglich recht verwickelte, Sachen in Antrag gebracht, so würde man willig darauf eingegangen sein. Viel schwieriger war es, ebenso viele herunterzuhandeln. Es werden morgen dem Kommandirenden zwei seiner Landwehrbrigaden vorgestellt, welche das preußische einfache und darum zweckmäßige Brigade-Exerciren schon mit recht vieler Präcision ausführen." Moltke zweifelte nicht, daß im nächsten Frühjahr der Krieg ausbrechen werde. Der Handelsvertrag, schreibt er, der zwischen der Pforte und England abgeschlossen war, scheine ihm für Aegypten unausführbar. Mehemed Ali werde ihn zwar annehmen, aber nicht ausführen, und wenn man ihn zur Einhaltung der Vertragsbestimmungen zwingen wolle, werde er die Taurusarmee angreifen. In einem Schreiben vom 23. December, in welchem das Weihnachts-Heimweh an manchen Stellen durchschimmert, sagt Moltke: „Ach, lieber Vinke, wir werden hier kein sehr brillantes Karneval zubringen! Wenn das so fortschneit, so ist jede Beschäftigung mit den Truppen unmöglich. Nichts von dem fröhlichen muthigen Treiben, das bei uns eine große Truppenversammlung bezeichnet, darfst Du hier suchen. Es ist als ob diese Leute den kriegerischen Geist ihrer Väter ganz abgestreift hätten. Vor ein paar Tagen haben wir einen Unterofficier erschossen, der sechs Schildwachen von ihren Posten mitgenommen hat und im Komplot desertirt ist. Der Pascha zahlt 250 Piaster für jeden eingebrachten Deserteur; nach seiner Angabe hat er seit Oktober 100,000 Piaster gezahlt.

Wenn ich unsere Bataillone bei lustiger Musik in Parade vorüberziehen sehe, fallen mir zuweilen die seltsamsten Meditationen ein: im Hintergrunde erhebt sich eine der abscheulichsten Städte, die man sich wünschen kann, eine Stadt ohne Straßenjungen, ohne Laternen und ohne Drotschken, eine Stadt ohne Frauen, ohne Bälle, ohne Theater, ohne Café's, ohne Lesezirkel, nichts wie Himmel und Soldaten. Darüber freilich steigen stolze Berge von prachtvollen Formen und mit glänzendem Schnee empor, und ich sage mir zuweilen, um mich aufzuheitern: das ist Armenien und hier rollt der Euphrat, dessen Quellen ich in der Geographiestunde niemals anzugeben wußte, weil sie mir weiter als der Welt Ende schienen. Doch darfst Du, trotz dieser Schattengemälde, nicht glauben, daß ich mich in einer sehr melancholischen Stimmung befinde; innerhalb meines Hauses ist Gottlob alles wohl auf; meine Leute sind guter Dinge und mir zugethan; die muthigen Rosse tragen mich täglich im Fluge über die weite Ebene; das ist mein Familienleben, und die Pascha's sind nicht allein sehr höflich, sondern wirklich so freundlich gegen mich gesinnt, wie sie es gegen einen Gjaur nur immer sein können. Wie wird es uns vorkommen, wenn wir einmal wieder ein Gericht Kartoffeln, einen gewichsten Stiefel mit blank geputzten Sporen oder eine ähnliche europäische Erscheinung zu sehen bekommen! Wenn es übermorgen, am Weihnachtsabend, bei Dir spukt, so bin ich's gewesen."

Am 19. Januar 1839 verließ Moltke Malatia und reiste über Adiaman und Samsat nach Urfa und Biradschik. In ersterer Stadt traf er die Truppen unter Mehmet Pascha, mit denen er im vorigen Sommer den Feldzug gegen die Kurden mitgemacht hatte, und führte mit denselben, sowie

mit denen in Biradschik, mehrere Manöver aus. Er fand die Soldaten sehr bereitwillig zur Ausführung der Uebungen und die Officiere erfreut über die Einfachheit der Manöver. Von Biradschik aus machte er einen Ausflug nach dem westlich davon gelegenen Städtchen Nisib, das hart an der türkisch-ägyptischen Grenze lag und in wenigen Monaten einen für die Türkei und für Moltke so bedeutungsvollen Namen bekommen sollte. Er fand das Städtchen mitten in einem Wald von Oelbäumen gelegen. Den Rückweg nahm Moltke über den Taurus und traf am 15. Februar in Malatia ein. Dort blieb er bis zum April. Dann unternahm er zuerst eine Reise nach dem nördlich gelegenen Egin, um das zwischen den beiden Armen des Euphrat befindliche, noch von keiner Karte richtig dargestellte Terrain kennen zu lernen und aufzunehmen, und trat hierauf mit den beliebten Hammelshäuten eine zweite Fahrt durch die Stromschnellen des Euphrat an. Es war Hochwasser, die Gefahr also weit größer als das vorigemal. Die besten Ruderer erklärten daher auch dem Pascha, welcher für seine nächsten Operationen zu wissen wünschte, ob der Fluß trotzdem zu befahren sei, die Sache sei eben jetzt unmöglich, die ganze Mannschaft würde dabei zu Grunde gehen. Was die Eingeborenen nicht zu unternehmen wagten, das auszuführen, schlug der Pascha Moltke vor. Schnell war der Floß fertig und am anderen Morgen Moltke mitten im Euphrat. Mehrmals mußte vor den Stromschnellen, die nun zu vernichtenden Wasserfällen geworden waren, der Floß zerlegt und zu Land weiter getragen werden. So gieng es bis Telek, wo sie völlig durchnäßt die Nacht zubrachten. Der Ingenieur-Oberst und dessen Begleiter, welche die Fahrt bis Telek mitgemacht hatten, erklärten, daß sie nun vollständig

genug hätten, und kehrten um. Der Aga des Pascha's, welchen er nebst vier Ruderern mitgenommen hatte, wollte sich, als die Einschiffung aufs neue beginnen sollte, gleichfalls beurlauben. Moltke duldete dies nicht, nahm von Telek noch einen Piloten mit und stieß vom Land. Pfeilschnell flog der Floß davon; zu einer Stunde Weges brauchte er kaum 10 Minuten; der oberhalb 250 Schritte breite Strom verengte sich zu 80 oder noch weniger Schritten; durch diesen „Trichter" stürzte die ganze Wassermasse über Felsblöcke hinab; Wassergarben von fünf Fuß Höhe erhoben sich senkrecht; die Wogen schlugen über den Köpfen der Reisenden zusammen; der Floß war zuweilen völlig unter Wasser. Von Rudern war keine Rede mehr; zwei Ruderer fielen über Bord, wurden aber, da sie mit Stricken festgebunden waren, wieder auf den Floß gebracht. „Unter der übrigen Equipage herrschte die größte Bestürzung, und der Floß gieng wohl eine Drittel Wegstunde nach Gutdünken so fort, bis Allah uns in einen Strudel seitwärts führte und uns dort ein dutzendmal um und um drehte, aber doch etwas wieder zur Besinnung kommen ließ. Die Ruder wurden nun mit aller Anstrengung gebraucht, und wir näherten uns dem Ufer. Der Aga machte mit augenscheinlichster Lebensgefahr, wie Wilhelm Tell, einen Satz aus dem schwankenden Fahrzeuge auf eine Felsklippe; dort fiel er nieder, wendete sich nach der Kaaba und erhob die Hände zum Gebet; er gelobte, ein Lamm als Kurban zu schlachten." Trotz dieser gefährlichen Abenteuer wollte Moltke die Sache doch zu Ende führen, im Gedanken, daß „viel ärger es nicht mehr kommen könne". Er verabschiedete daher seinen Aga, dessen Leben er nicht aufs Spiel setzen wollte, und bot zwei Ruderern einen Beutel an, falls sie mit ihm allein

weiter fahren wollten. Aber diese waren um keinen Preis dazu zu bewegen. Daher mußte Moltke umkehren. Am 12. April war er wieder in Malatia und berichtete dem Pascha, daß es bei diesem Wasserstand unmöglich sei, Güter den Euphrat hinabzuflößen. Zwei Tage darauf begann die Armee Hafiz Pascha's ihren Vormarsch gegen Syrien.

Die Stunde der Entscheidung nahte. Es war unmöglich, daß diese Zustände noch lange fortdauerten. Die Pforte hatte 70,000 Mann in Kleinasien stehen; dieselben waren in drei Corps vertheilt, welche ihre Standquartiere in Konieh, in Kaisarieh und in Kurdistan hatten und von Hadschi Ali, von Isset Pascha und von Hafiz Pascha befehligt wurden. Diese Truppen bestanden größtentheils aus Landwehrmannschaft, die eben erst ausgehoben und nothdürftig einexercirt worden war; auch bei den Linientruppen war die Hälfte Rekruten. Dazu kam noch der schlimme Umstand, daß, da innerhalb eines Jahres mehr als ein Drittheil der Mannschaft durch Krankheiten weggerafft wurde, bei der Armee Hafiz Pascha's fast der ganze Ersatz auf Kurdistan lastete und diese Provinz durch Aushebung, durch Einquartierung und durch Aufzehrung sämtlicher Vorräthe auf Jahre hinein ruinirt werden mußte. Die Aushebung war „ein förmlicher Raubzug der Behörde gegen die Ortschaften, von einer afrikanischen Sklavenjagd nur dem Namen nach verschieden. An lange Seile gebunden und mit geknebelten Händen wurde die kurdische Ersatzmannschaft eingeliefert. Daß diese bei jeder Gelegenheit desertirte, bei einer lebhaften Kanonade Reißaus nahm, vielleicht sogar auf die eigenen Officiere schoß, ließ sich denken. Hafiz Pascha hatte daher schon in allem Ernst daran gedacht, eine Anzahl Armenier in das türkische Heer aufzunehmen. Es fragte sich

nur, ob er eine solche, dem muhamedanischen Stolz direkt entgegenstehende Maßregel bei seiner Regierung durchsetzen konnte und wie er sie einleiten wollte. Sein Plan, jeder Korporalschaft einen Armenier einzuverleiben, wodurch etwa ein Zwanzigstel des Corps aus Armeniern bestehen würde, wurde von Moltke nicht gebilligt, da dieser eine Armenier unter lauter Moslem eine sehr fatale Existenz hätte. Vielmehr schlug er vor, jedem Landwehrregiment ein viertes armenisches Bataillon einzufügen und in diesem dem Rajah ein Avancement bis zum Major zu eröffnen. Dadurch, glaubte er, würde zwischen den muselmännischen und christlichen Bataillonen ein sehr wünschenswerther Wetteifer entstehen, das Heer einen Zuwachs, das Land eine Erleichterung erhalten und eine Emancipation der christlichen Bevölkerung vielleicht auf dem gerechtesten und leichtesten Wege erzielt werden. Eine sehr fühlbare Last war auch die Einquartierung. Dieselbe bestand ganz einfach darin, daß die Soldaten das ganze Haus in Beschlag nahmen und den Eigenthümern und Bewohnern es überließen, wo sie ein Unterkommen finden wollten. Die Armee Hafiz Pascha's hatte während des letzten Winters die ganze Stadt Malatia in der Weise besetzt, daß auch nicht ein einziges Haus seinem Besitzer gelassen wurde.

Diese fortwährende militärische Bereitschaft mußte die Finanzen der Pforte erschöpfen, die junge Mannschaft decimiren und das Land, wo die Armeen standen, mit Erbitterung gegen die Regierung erfüllen. Entweder mußten die auswärtigen Mächte energisch auftreten, Mehemed Ali, unter Garantirung des Statusquo, zur Entwaffnung zwingen und dadurch der Pforte die Demobilisirung möglich machen, oder war der Krieg unvermeidlich. Die Mächte thaten vorderhand

nichts; somit mußte Sultan Mahmud die Initiative ergreifen. Als Mehemed Ali immer noch mit der Annahme des türkisch-englischen Handelsvertrags zögerte und unter gänzlicher Verschiebung des Vasallenverhältnisses selbständige Handelspolitik treiben wollte, erklärte ihn Mahmud für einen Hochverräther, entsetzte ihn aller seiner Würden und gab der Taurusarmee den Befehl zum Vormarsch. Die ägyptische Armee, bei welcher ähnliche ungünstige Verhältnisse herrschten, welche aber den Vortheil hatte, ihre Abtheilungen beisammen zu haben und unter dem Commando eines einzigen Mannes, des Ibrahim Pascha, zu stehen, war um jene Zeit in der Nähe von Aleppo, unweit von Nisib und Biradschik, aufgestellt. Es mußte erwogen werden, ob Ibrahim die Offensive ergreifen oder in der Defensive sich halten werde, und ob er, ersteren Fall vorausgesetzt, sofort den kürzesten Weg nach Konstantinopel, der durch die Päſſe des Taurus und über Konieh führt, einschlagen oder Hafiz Pascha in Malatia aufsuchen werde. Das erstere schien Moltke wahrscheinlich; für das beste Mittel, Ibrahim vom Marsch nach Konstantinopel abzuziehen, hielt er das, daß Hafiz Pascha gegen dessen rechte Flanke vorgieng. Daß aber Ibrahim diese Offensive nicht abwarten, sondern, bevor er über Konieh gegen Konstantinopel vordringe, die Armee Hafiz Pascha's angreifen und zu vernichten suchen werde, setzte Moltke als unerläßlich voraus. Dann erst konnte Ibrahim ungestört seinen Marsch quer durch Kleinasien antreten. Für alle Fälle war ein Vorrücken sämtlicher zur Taurusarmee gehörigen Corps geboten. Die Koncentration derselben sollte bei Biradschik stattfinden. Diese Stadt liegt auf dem linken Ufer des Euphrat. Das Lager sollte auf dem rechten Ufer errichtet werden an einer Stelle, wo dasselbe durch den

sich herumschlängelnden Fluß im Rücken und in beiden Flanken gedeckt war und nur gegen Westen einen Zugang hatte; hier wurden durch Hauptmann Mühlbach, welcher vorausgeschickt war, Verschanzungen angelegt. Am 14. April brachen sämtliche Corps aus ihren Kantonnirungen auf und zogen nach Biradschik. Moltke und Hauptmann Laue, der inzwischen angekommen war, hatten viele Mühe, um die Artillerie theils zu Land theils auf Flößen dahin zu bringen. Hätte Ibrahim, dessen Reiterei bis in die nächste Nähe von Biradschik streifte und den Uebergang über den Euphrat beobachtete, sofort angegriffen, so hätte er, da die türkische Armee anfangs nur neun Geschütze hatte, dieselbe schon damals vollständig vernichten können. Diesen so günstigen Moment, einen fast wehrlosen Feind zu überfallen, versäumte er; Moltke vermuthete, er werde selbst auch in schwierigen Verhältnissen gewesen sein. Die Stellung bei Biradschik war freilich nicht nach den Regeln des preußischen Generalstabs ausgewählt. Aber die Verhältnisse im Orient und speciell die bei dieser Taurusarmee waren ganz eigenthümliche. Was bei einem europäischen Heere als ein grober Fehler bezeichnet worden wäre, eine Stellung mit einem Fluß im Rücken, d. h. eine Stellung ohne Rückzug, das wurde von Moltke selbst dem Lager von Biradschik als ein weiterer Vorzug angerechnet, freilich aus einem Grunde, der es uns begreifen läßt, daß er mit wenig Vertrauen dem bevorstehenden Kampf entgegensah. „Eine Brücke über den Euphrat," sagt er, „würde unmittelbar hinter dem Schlachtfeld nur den Ausreißern nützlich werden; jetzt weiß jedermann, daß er stehen oder verderben muß." Die Schwierigkeit dieser Armee wurde auch dadurch erhöht, daß trotz aller Vorstellungen der preußischen Officiere

der Seraskier in Konstantinopel nicht darauf eingieng, sämtliche Heeresabtheilungen in Kleinasien unter ein einheitliches Commando zu stellen, sondern den verschiedenen Befehlshabern derselben ihre selbständige Stellung ließ, was zur Folge hatte, daß die einzelnen Heere gar keine Unterstützung von einander erhielten, daß jedes auf eigene Faust handeln mußte und dem Gegner gegenüber stets in der Minderzahl war.

Die Stärke der türkischen Armee schätzte Moltke im Mai auf 28,000 Mann Infanterie mit 5000 Pferden und 100 Geschützen. Er zweifelte, daß man 30,000 Mann ins Gefecht bringen könne; denn der tägliche Abgang durch Desertion war sehr stark. Zur vollen Schlagfertigkeit fehlte noch manches. „Wir brauchen von heute an (20. Mai) noch mindestens vierzehn Tage oder drei Wochen, um nur marschfertig zu sein.“ Und doch glaubte Hafiz Pascha, der seine Vorposten bis über Nisib hinaus an die Grenze vorschob, den nächsten besten Schuß, der dort von ägyptischer Seite fiel, als legitimen Grund zur förmlichen Kriegserklärung benützen zu dürfen, und die Mollah's (Geistlichen), deren sehr viele im Lager waren, befestigten ihn in seinem Vorsatz, so bald als möglich den Krieg zu eröffnen. Moltke war gar wenig davon erbaut, daß durch Leute, die vom Kriegswesen nichts verstanden, ihm und den übrigen Officieren im Kriegsrath eine so bedenkliche Konkurrenz gemacht wurde. Er erklärte daher dem Pascha durch den Dragoman: „Die Mollah's können Dir sagen, ob der Krieg gerecht; ob er aber klug, kannst nur Du allein beurtheilen. Die ganze Lage der Verhältnisse, die Absichten des Großherrn, die der europäischen Höfe, Stärke und Stellung aller unserer, sowie der feindlichen Corps, die Hilfsmittel des Landes, die angehäuften Vorräthe, alles das müßte vor-

liegen, um in dieser hochwichtigen Sache einen Rath zu geben, und alle diese Dinge wissen weder die Mollah's, noch ich, noch sonst jemand, als Du. Die ganze Ehre und die ganze Verantwortlichkeit fällt auf Dich, und von niemand sonst darfst Du Rath erwarten." Eine solche Sprache hörte Hafiz nicht gerne. Auch sonst geschah manches gegen Moltke's Rath, was denn endlich zu der „traurigen Katastrophe" führte. Was half die Anwesenheit der tüchtigsten preußischen Officiere, wenn der kommandirende General auf ihren Rath nicht hörte! Moltke, welcher damals einige Wochen krank war, hatte somit die unangenehme Aufgabe, einestheils Hafiz Pascha, welcher nicht früh genug kämpfen zu können glaubte, von einer Entscheidungsschlacht zurückzuhalten und ihm begreiflich zu machen, daß er den Ausgang einer solchen nur dann in seiner Hand habe, wenn er sämtliche Heeresabtheilungen Kleinasiens in seinem Lager vereinige und die Uebermacht auf seiner Seite habe, anderntheils, falls Hafiz das Gegentheil von dem that, was er angerathen hatte, trotzdem in diese verfehlten Maßregeln einzugreifen, nur um seinen militärischen Kredit zu retten und Hafiz nicht in der Stunde der selbstverschuldeten Noth im Stiche zu lassen.

Den ganzen Mai blieb die Armee im Lager vor Biradschik. Am 29. dieses Monats flog, in Folge der türkischen Unvorsichtigkeit, das Pulvermagazin mit mehr als tausend Centnern fertiger Munition in die Luft, was eine ziemliche Verheerung im Lager anrichtete. Wenige Tage darauf brach die Armee — offenbar gegen den Rath Moltke's — nach Nisib, drei Stunden westlich von Biradschik, auf, bezog dort ein Lager und verschanzte sich. Sie stand nun hart an der Grenze. Ein Zusammenstoß mußte in den nächsten Tagen

erfolgen. Doch beeilte sich Ibrahim Pascha nicht, die Initiative zu ergreifen; denn bei ihm stand noch mehr auf dem Spiel als bei Hafiz. Verlor jener eine Schlacht, so erhob sich ganz Syrien, empört über den ägyptischen Druck, zum Aufstand gegen ihn. Seine Armee bestand, wie die türkische, meistens aus junger Mannschaft; dieselbe hatte eine schlechte Verpflegung; seit achtzehn Monaten war kein Sold ausbezahlt worden; ägyptische Ueberläufer kamen fast täglich, zwanzig bis vierzig, ins türkische Lager. Andererseits hatte er den Vortheil, daß er sämtliche Truppen Syriens beisammen hatte; verharrte ja Hadschy-Ali in Konieh in so starrer Passivität, daß Ibrahim sogar seine Truppen aus Adana an sich ziehen konnte. So war seine Armee um 10,000 Mann stärker als die türkische. Außerdem war dieselbe besser eingeübt, die Artillerie zahlreicher und besser bedient und hatte einen Hauptvorzug, der manches andere reichlich aufwog, daß sie von einem einzigen Manne, ausschließlich nur nach seinem Willen kommandirt wurde und daß dieser eine Mann wußte, daß es sich bei ihm nicht nur um die Ehre des Sieges, sondern um die Existenz des seit vielen Jahren mit größter Anstrengung aufgebauten ägyptischen Reiches handle. So war denn Ibrahim vorsichtig und ließ eine Zeit lang die Sache an sich herankommen, offenbar in der Erwartung, daß sein Gegner sich überstürzen werde. Als aber die Türken ihre Streifzüge über die Grenze täglich weiter ausdehnten, die westlich von Nisib gelegene Stadt Aintab nahmen und die dortige Besatzung in ihre Armee einreihten, gieng Ibrahim die Geduld aus. Er brach am 20. Juni von seinem Lager auf, warf die türkische Reiterei bei Misar zurück und lagerte sich anderthalb Stunden von der Stellung der Türken. Diese rückten rasch und in

guter Ordnung aus ihrem Zeltlager, stellten sich zur Schlacht auf und erwarteten den Angriff. Ein solcher erfolgte nicht. Die Türken blieben die ganze Nacht unter den Waffen. Von einem spitzen Felskegel, „der auf unsrem rechten Flügel besetzt und verschanzt war, und von wo man mit dem Fernglase alles übersah," beobachtete Moltke am Morgen des 21. Juni die Bewegungen des Feindes. Dieser schickte, um die türkischen Stellungen zu rekognosciren, einige Abtheilungen gegen die Front und die linke Flanke Hafiz Pascha's ab, eröffnete aus ziemlicher Entfernung eine Kanonade und zog wieder ab. Die Stellung des Gegners erschien ihm zu stark; es folgte kein Angriff. Auf dies hin rieth Moltke, die Truppen in ihre Zelte zurückkehren und sich erholen zu lassen, höchstens das erste Treffen unter den Waffen zu behalten. Hafiz Pascha, nun auf einmal bedenklich, ließ die ganze Armee auch diese zweite Nacht unterm Gewehr stehen, damit sie dann die Schlacht mit erschöpften Kräften beginnen mußte. In der Früh des 22. Juni zog der Feind ab. Hafiz glaubte, dies sei schon der Rückzug. Moltke ließ ihm von seinem Beobachtungsposten aus melden, daß der Feind, was aus der Richtung seines Marsches hervorgehe, nicht den Rückzug, sondern die Umgehung der linken Flanke der türkischen Aufstellung beabsichtige. Bald darauf begab sich Moltke mit den Hauptleuten Mühlbach und Laue zu Hafiz, setzte ihm die Stellung des Feindes auseinander, wie eben jetzt die Avantgarde desselben nur fünf Viertelstunden entfernt, das Gros volle zwei Stunden zurück sei, und schlug ihm vor, diesen günstigen Augenblick zu benützen, sofort einen allgemeinen Angriff zu unternehmen und die getrennte und überraschte Armee Ibrahim's mit einem kühnen Schlag über den Haufen zu werfen. Moltke's

Kollegen stimmten ihm bei. Hafiz hatte nicht so viel Spannkraft, um zu einer solchen That sich aufzuschwingen, und beschränkte sich darauf, durch seine „traurige Kavallerie" eine nutzlose Demonstration ausführen zu lassen.

Der Feind setzte inzwischen seinen Umgehungsmarsch fort. Hafiz begab sich Nachmittags selbst zu Moltke auf den „Spitzberg" und konnte da sehen, wie die Truppen Ibrahim's anderthalb Stunden südlich von Nisib die Richtung nach einer Brücke, die über den Bach von Nisib führte, einschlugen. War dieser Marsch vollzogen, so war die Umgehung vollendet, und das türkische Heer mußte seine jetzige günstige Stellung verlassen, um sie mit einer ihm vom Gegner aufgedrängten, improvisirten und ungünstigen zu vertauschen. In der Voraussicht dessen, was aus einer so plötzlichen Veränderung der Front entstehen würde, erklärte Moltke dem Pascha, welcher seine Ansicht zu hören wünschte, es bleibe jetzt, nachdem man den Feind während der Umgehung nicht habe angreifen wollen, nichts anderes übrig, als, bevor dieselbe vollendet sei, in das feste Lager von Biradschik sich zurückzuziehen; dort sei keine Umgehung möglich; das Terrain sei von der Art, daß die ganze Mannschaft wisse, sie habe nur die Wahl zwischen Sieg oder völligem Untergang; also müsse dort der Angriff Ibrahim's abgewartet werden. Hafiz erwiderte, es sei eine Schande, zurückzugehen, und sprach die Befürchtung aus, Ibrahim werde, weil ihm die Stellung von Biradschik zu stark sei, dort gar keinen Angriff wagen und nach Aleppo sich zurückziehen, so daß die gehoffte Entscheidung in weite Ferne gerückt würde. Moltke entgegnete dem Pascha, er lasse sich hier seine rechte Hand abhauen, wenn Ibrahim ohne eine Schlacht nach Aleppo zurück-

gienge. Es war ein Kampf zwischen der preußischen Strategie und der orientalischen Unwissenheit und Starrköpfigkeit. Aber für den Großherrn standen die wichtigsten Interessen auf dem Spiel. Auch Moltke konnte es nicht gleichgiltig sein, ob die Früchte seiner anderthalbjährigen ungeheuren Anstrengungen durch die Kurzsichtigkeit eines Pascha's binnen weniger Stunden in Rauch aufgehen sollten. Er sprach sich daher in Gegenwart der höheren türkischen Officiere auf's freimüthigste und nachdrücklichste gegen Hafiz aus: „Ich stellte dem Pascha die geringe Zuverläßigkeit seines Heeres und die Stärke der Gegner vor; wie unsere Verstärkungen von allen Seiten im Anzuge seien und es also nur darauf ankäme, Zeit bis zu ihrer Ankunft zu gewinnen; daß es sich ja nur um einen freiwilligen Rückzug handle, der vom Feinde nicht gedrängt werden könne; endlich, daß alle kleinlichen Rücksichten, selbst der momentane Verlust von Aintab, gar nicht in Betracht kämen, wo so viel auf dem Spiele stände. Schließlich erklärte ich ihm, daß ich in der Stellung, in welche Sultan Mahmud mich gestellt, ihm diese Sprache schuldig sei und von Stunde an alle Verantwortlichkeit für die Folgen von mir ablehne, welche nach meiner Ueberzeugung ein längeres Verweilen bei Nisib nach sich ziehen müsse." Der Richtigkeit dieses Urtheils konnte sich Hafiz nicht entziehen; der Rückzug nach Biradschik war so gut als beschlossen; man berieth sich über die rasche Ausführung desselben. Eine Stunde später ritt Moltke in das Zelt des Pascha's, um ihm mitzutheilen, daß die feindliche Avantgarde im Begriffe sei, die Brücke zu überschreiten. Hafiz war bereits wieder recidiv geworden. Mitten unter seinen Mollah's sitzend, die eine erstaunliche Zuversicht zur Schau trugen, sagte er zu

Moltke: „Die Nachricht könne kaum richtig sein; der Gegner beabsichtige nur, sich morgen früh nach Aleppo zurückzuziehen. Die Sache des Sultans sei gerecht; Allah werde ihm Hilfe verleihen; aller Rückzug sei schimpflich; Moltke möchte eine Stellung auf dem linken Flügel suchen, Front gegen die Brücke."

Moltke lehnte diesen Auftrag ab und ritt in sein Zelt zurück, um, da er seit ein paar Tagen krank war und sich kaum zu Pferd halten konnte, ein wenig auszuruhen. Unterwegs traf er zwei Engländer, welche sich dem Hauptquartier angeschlossen hatten, und rieth ihnen, für die bevorstehende Katastrophe ihr Gepäck bereit zu halten. Inzwischen war dem Pascha von den Vorposten auf der linken Flanke gemeldet worden, daß der Feind wirklich an der Brücke eingetroffen sei. Jetzt halfen keine Mollah's mehr, kein Allah, keine gerechte Sache; die Umgehung war Thatsache. Hafiz war in großer Bestürzung. Die drei preußischen Officiere sagten ihm, verloren sei noch nichts; aber der Rückzug nach Biradschik müsse auf der Stelle angetreten werden. Die türkischen Officiere waren der gleichen Ansicht, wagten aber nicht, sie zu äußern. Hafiz gieng nicht darauf ein, zum Theil weil er fürchtete, daß seine schlechten Truppen durch den Rückzug vollends ganz demoralisirt würden. Moltke bot alles auf, um den Pascha umzustimmen, warnte ihn vor dem Rathe derer, die von militärischen Sachen nichts verständen, und sagte ihm zuletzt: „Morgen, wenn die Sonne wieder hinter jenen Bergen untergeht, wirst Du ein Heerführer ohne Heer sein." Auch dies machte keinen Eindruck. Hafiz begab sich in der Abenddämmerung nach dem linken Flügel, um das dortige Terrain zu rekognosciren. Nach Moltke's Urtheil war dasselbe nicht geradezu ungünstig, aber für Truppen, wie

sie Hafiz hatte, auch nicht günstig. Das Resultat eines hier angenommenen Kampfes stand Moltke klar vor den Augen. Wozu sollte er militärischer Rathgeber, faktischer Generalstabschef der türkischen Armee sein, wenn sein Rath nicht angenommen wurde? Er forderte also noch einmal den Pascha auf, den Befehl zum Rückzug nach Biradschik zu geben, und da dies verweigert wurde, verlangte er seine Entlassung. „Es verstehe sich von selbst, daß ich das Gefecht, wie jeder andere Soldat, mitmachen werde; aber meine Stellung als „Müsteschar" oder Rathgeber habe von Stunde an aufgehört." Der Pascha war ärgerlich und bewilligte den Abschied, besann sich aber wieder und erkannte denn doch, daß, wenn irgend jemand ihn aus seiner schlimmen Lage herauszuziehen vermöge, dies Moltke sei. Nach wenigen Minuten rief er daher Moltke wieder zu sich und sagte: „er erwarte, daß ich ihn in diesem Augenblick nicht verlassen werde; nach Biradschik gehe er nicht; eher lasse er sich in Stücke reißen; ich möge die Stellung nehmen, wie ich könne." Was war zu thun? „Ich sah, daß es unmöglich war, ihn nach Biradschik zu bringen, und hielt es nun für meine Pflicht, aus den mißlichen Umständen, in die wir uns ohne Noth begeben, das Beste zu machen, was daraus zu machen war." Sofort übernahm Moltke die Aufgabe, den Truppen die zweckmäßigsten Stellungen anzuweisen. „Bei Vollmondschein wurden sie in ihrer neuen Position aufgestellt. Den rechten Flügel bildeten die Schanzen, welche früher unsern linken geschützt, den linken Flügel eine schwere Batterie, vor der Front lag ein Hohlweg. Hauptmann Laue stellte die Batterien auf; um 3 Uhr Morgens waren wir fertig. Jedes stand an seinem Platze, und die Leute blieben die dritte Nacht unter dem

Gewehr.“ Der Pascha, welcher noch vor Sonnenaufgang die Schlachtordnung besichtigte, war sehr zufrieden mit der neuen Aufstellung und hatte die besten Hoffnungen. Um den Muth der Truppen zu beleben, unternahm Moltke in der Nacht vom 23. auf den 24. Juni auf die Stellung Ibrahim's, welcher seinen Umgehungsmarsch vollendet und eine Stunde von der türkischen Front sich gelagert hatte, einen Artillerieangriff, welchem die Pascha's von einer Anhöhe aus mit ihren Ferngläsern zusahen. Moltke hatte Mühe, die begleitende Infanteriebrigade nahe genug an das feindliche Lager zu bringen. „Die Leute haben hier ganz eigene Begriffe von Nähe und Ferne.“ Die Granaten erregten große Bestürzung im feindlichen Lager. Das Feuer wurde erwidert. Bald wurde der Rückzug angetreten. Die Leute waren erfreut, daß sie etwas geleistet hatten.

Kaum hatte Moltke auf diesen Marsch hin drei Stunden geschlafen, so erhielt er die Meldung, daß die Armee Ibrahim's bereits im Anmarsch sei. Es war der 24. Juni 1839. Die Schlacht von Nisib begann. In drei Kolonnen rückte Ibrahim gegen Biradschik vor und kam so zwischen das türkische Lager bei Nisib und die türkischen Magazine in Biradschik zu stehen. Seine Lage war die schlimmste; im Fall der Niederlage hatte er keine Rückzugslinie; er setzte seine ganze Existenz auf diese eine Karte vom 24. Juni. Moltke hatte rasch eine neue Front herzustellen, da und dort Schanzen aufwerfen zu lassen, die Gefahr einer Umgehung zu beseitigen. Ibrahim Pascha begann seinen Angriff mit einem Artilleriefeuer, das er aus weiter Entfernung eröffnete. Die türkischen Soldaten, von denen der größte Theil noch nie eine Kugel hatte sausen hören, nahmen die Sache sehr bedenklich. „Wenn

zuweilen eine Granate in eine Kolonne schlug und dort zerplatzte, stäubten ganze Compagnien vorläufig auseinander.“ Doch hielt der rechte Flügel, wo sich Moltke anfangs befand, in den ersten drei Viertelstunden Stand. Schlimmer stand es auf dem linken Flügel, der, dem Angriff mehr ausgesetzt, sich bald zur Reserve zurückzog und zu keinem Vorgehen mehr zu bewegen war. Die Reserve machte verschiedene Bewegungen, um dem Feuer auszuweichen. Mit erhobenen Händen standen ganze Bataillone da und flehten zu Allah um Sieg. Moltke forderte den Pascha auf, den linken Flügel wieder gegen den Feind vorrücken zu lassen. Bevor der Befehl hiezu gegeben wurde, brach die Reiterei, der schlechteste Theil dieses Heeres, aus ihrer Reservestellung zum Angriff vor. Sie war erst bis zur Linie der Infanterie gekommen; einige Granaten fielen in ihre Reihen, und nun stoben die Reiter in wilder Flucht auseinander, die Infanterie in Verwirrung bringend, einen Theil mit sich fortreißend. Nur ein einziges Infanterie-Regiment kam zu einem Nahgefecht; die übrigen Bataillone feuerten aus großen Entfernungen, sinnlos in die Höhe schießend. So gieng die Schlacht für Hafiz Pascha auf die schmählichste Weise verloren, obgleich auch in Ibrahim's Armee die Unordnung groß genug war. Zu einer Verfolgung war Ibrahim nicht mehr fähig. Er mußte sich begnügen, die Schlacht gewonnen, den Feind zersprengt und dessen ganze Artillerie erbeutet zu haben. Der größte Theil der geschlagenen Armee, welche höchstens 1000 Todte und Verwundete auf dem Schlachtfeld zurückließ, wandte sich nach dem Gebirge; Hafiz flüchtete sich über Rumkaleh und Behesne nach Malatia; die Kurden, froh, daß der ihnen so verhaßte Kriegsdienst nun ein Ende hatte, eilten ihren Dörfern zu,

schoßen unterwegs auf ihre eigenen Officiere, sperrten die Gebirgswege, machten selbst Angriffe auf Hafiz und zogen unter fröhlichen Gesängen durch die Dörfer. Es war eine Auflösung, die jeder Beschreibung spottet.

Moltke war gegen das Ende des Treffens mit den beiden anderen preußischen Hauptleuten zusammengetroffen. Sie blieben nun beisammen und suchten einen Vorsprung vor den Flüchtlingen zu gewinnen. Abends kamen sie in das 9 Stunden entfernte Aintab, brachen sofort wieder auf und erreichten am Morgen des 26. Juni Marasch. Hier ruhte der „bis zur gänzlichen Kraftlosigkeit erschöpfte" Moltke zwei Tage aus. Seine Dienerschaft war bei Nisib mit acht Pferden davongegangen, das Gepäck, worunter ein Theil seiner Karten, war verloren. Die türkische irreguläre Reiterei hatte die Zelte ihrer eigenen Leute geplündert. Von Marasch ritt Moltke mit seinen Kameraden nach Malatia, in der Erwartung, daß der Feind nachgerückt sei; es war aber nirgends etwas von demselben zu sehen. Dagegen erfuhr er dort, daß auf die Kunde von der Niederlage bei Nisib eine Abtheilung von 3000 Mann, die bei Kaisarieh stand, und eine von 12,000 Mann bei Derindeh die Gewehre weggeworfen und sich nach allen Richtungen zerstreut habe. So lag denn ganz Kleinasien als wehrlose Beute zu den Füßen Ibrahim's, der mit wenig Aufwand von Kunst seinen Sieg erfochten hatte. Hafiz Pascha wurde durch einen großherrlichen Ferman des Oberbefehls entbunden und vorläufig nach Siwas beschieden. Moltke begleitete ihn bis dorthin, verabschiedete sich und unternahm mit Hauptmann Laue einen Gewaltritt über Tokat und Amasia nach der Hafenstadt Samsun, um das dort am 3. August nach Konstantinopel abgehende Dampfboot zu

erreichen. Wie groß die Sehnsucht Moltke's war, aus der asiatischen Unkultur herauszukommen und wieder europäische Luft zu athmen, sehen wir aus dem Briefe, in welchem er seine Ankunft in Samsun und auf dem östreichischen Dampfboot beschreibt. „Von einem Bergrücken mit prächtigem Laubwald erblickten wir endlich das flimmernde Meer und brachen, wie die Xenophontischen Griechen, in lautes Freudengeschrei aus. In gestrecktem Galop gieng es zwei Stunden den steilen Hang hinunter in die Quarantäne von Samsun. Aber eine türkische Quarantäne dauert nicht länger, als nöthig ist, um ein Empfehlungsschreiben des Pascha's zu lesen oder 50 Piaster auf ein Sophakissen hinzuzählen. Der eine Schritt von Samsun auf das östreichische Dampfboot führte uns aus der asiatischen Barbarei in die europäische Verfeinerung. Wir forderten zuallererst Kartoffeln, die wir anderthalb Jahre am schmerzlichsten entbehrt hatten, und eine Flasche Champagner, um unsres Königs Gesundheit an seinem Geburtstage hier auf den Wellen des Schwarzen Meeres zu trinken. In unserer zerlumpten türkischen Kleidung, mager und abgezehrt, mit langen Bärten und türkischem Gefolge, wollte man uns erst gar nicht in die erste Kabine lassen, bis wir den Kapitän auf französisch anredeten. Es ist nicht zu beschreiben, wie behaglich uns alles vorkam; da gab es Stühle, Tische und Spiegel, Bücher, Messer und Gabeln, kurz lauter Bequemlichkeiten und Genüsse, deren Gebrauch wir fast verlernt hatten."

Am 5. August fuhr Moltke durch den Bosporus, sah wieder Bujukdere und Therapia, das Dampfboot warf Anker im goldenen Horn, Konstantinopel war erreicht. Aber Moltke fand vieles anders. Sultan Mahmud war am 30. Juni gestorben. „Er hat ein tiefes Leid durchs Leben getragen:

die Wiedergeburt seines Volkes war die große Aufgabe seines Daseins und das Mißlingen dieses Planes sein Tod.“ Sein Nachfolger war sein erst sechzehnjähriger Sohn Abdul Medschid, keine osmanische Kraftgestalt, sondern ein Jüngling mit blassem Antlitz und zarter Konstitution, der schweigsam und ernst das Leben anschaute. „Er hat wohl Ursache, ernst zu sein,“ sagt Moltke. Schien es doch, als ob schon damals das türkische Reich auseinandergienge oder wenigstens der Thron Osmans auf den früheren „Büchsenspanner“ Mehemed Ali übergienge! Fünf Tage nach Mahmud's Tod segelte der Kapudan Pascha mit der türkischen Flotte von den Dardanellen ab, mit dem Befehl, die ägyptische anzugreifen; statt dessen gieng er, wie man sagt in Folge französischer Bestechung, mit seiner ganzen Bemannung zu Mehemed Ali über. Dieser war nun, wie zu Land durch seinen Sieg zu Nisib, so auch zur See Herr. Er glaubte, alles erreichen zu können, und forderte, taub gegen alle Vermittlungsvorschläge, zunächst die Erblichkeit in allen seinen Besitzungen, in Aegypten, Syrien und Kreta. Es war zu befürchten, daß die Pforte in dieser Noth sich zum zweitenmal Rußland in die Arme werfe. Um dies zu verhüten, erklärten am 27. Juli die Gesandten von England, Oestreich, Frankreich und Preußen in einer Kollektivnote der Pforte, daß sie die Entscheidung der orientalischen Frage selbst in die Hand nehmen wollten. Rußland trat, um nicht isolirt zu sein, diesem Uebereinkommen bei. Damit war die Gefahr für Abdul Medschid bereits beseitigt und Mehemed Ali trotz Nisib und Kapudan Pascha seinem Ziele nicht näher, sondern entfernter; denn von den fünf Großmächten begünstigte nur Frankreich den Vicekönig von Aegypten; die vier anderen wollten die Integrität der

Türkei aufrecht erhalten wissen und waren entschlossen, den ehrgeizigen Vasallen, falls er sich ihren Anordnungen nicht fügte, ganz gründlich zu demüthigen.

In diese neue Phase war die orientalische Politik eingetreten, als Moltke in Konstantinopel landete. Er fand überall einen ausgezeichneten Empfang und traf seinen alten Gönner Chosref Pascha wieder auf seinem Ministerposten. Der türkischen Sprache nun mächtig, brauchte Moltke zur Unterhaltung mit dem Pascha keinen Dolmetscher mehr. Er mußte demselben gleich beim ersten Besuch eine ganze Stunde lang erzählen und übergab ihm nachher auf seinen Wunsch einen schriftlichen Bericht über die Vorgänge bei dem letzten Feldzug. Man war in Konstantinopel sehr böse auf Hafiz Pascha zu sprechen und glaubte, alle Schuld an dem Mißlingen des Feldzugs auf ihn schieben zu können. Es war Moltke sehr angenehm, daß er Gelegenheit hatte, dem Minister die volle Wahrheit über diesen fatalen Feldzug zu sagen und Hafiz Pascha seine Niederlage nicht schwerer büßen zu lassen, als dieser es wirklich verdiente. Er deckte die Fehler, welche Hafiz gemacht hatte, offen auf, aber auch diejenigen, welche andere begangen hatten und welche nun alle auf die Rechnung des Besiegten geschrieben werden sollten. „Nicht seine Schuld war es," sagte Moltke, „daß man statt 80,000 Mann, über die man disponirte, nur 40,000 ins Gefecht gebracht; nicht seine Schuld, daß man nicht alle Corps unter denselben Oberbefehl gestellt hatte, worauf wir in allen unsren Schreiben an den damaligen Seraskier wiederholt gedrungen; ebensowenig konnte man ihm die fehlerhafte Zusammensetzung des Heeres aus zwei Drittel Kurden zur Last legen, die entschieden gegen ihren Willen dienten und davonliefen, als die

Entscheidung kam.“ Moltke bat einige Diplomaten, sich gleichfalls für Hafiz Pascha zu verwenden, und hatte die Genugthuung, bald darauf zu erfahren, daß derselbe begnadigt und mit dem Paschalik von Erzerum belohnt worden sei. Daß aber er selbst und die anderen preußischen Officiere keinen Theil an den Ursachen gehabt hätten, welche zur Katastrophe von Nisib führten, das wünschte Moltke durch irgend einen öffentlichen Akt bestätigt zu sehen. Eine Audienz bei dem neuen Sultan war hiefür das geeignetste Mittel. Da die Gesandten ihre neuen Beglaubigungsschreiben noch nicht erhalten hatten, so verschaffte ein Schreiben des Großveziers den Officieren die gewünschte Audienz. Abdul Medschid empfieng sie sehr huldreich, ließ ihnen Geschenke überreichen und bewilligte ihnen die erbetene Entlassung aus seinen Diensten. „Der Seraskier äußerte, daß es ihm sehr lieb sein würde, wenn wir wieder nach Konstantinopel zurückkehren möchten, sobald die jetzige Verwicklung gelöst sein werde, um so mehr, als wir ihre Sprache und Sitte jetzt kennten, und er hoffe, daß wir mit ihnen so zufrieden sein würden, als sie es mit uns gewesen.“

Am 1. September besuchte Moltke das Grab Mahmud's und ergieng sich in Betrachtungen über die Herrscherlaufbahn dieses Mannes, wobei er sich die Frage vorlegte, wie es denn komme, daß Peter dem Großen und seinen Nachfolgern ihre Reformen in Rußland gelungen seien, während sie Mahmud in der Türkei mißlangen. „In beiden Ländern konnte die Umbildung nicht aus dem Volke hervorgehen, sondern mußte ihm von oben her aufgezwungen werden; in beiden waren die Völker das konservative, die Regierungen das revolutionäre Element; denn nur die Männer, welche am Staatsruder

standen, erkannten die Nothwendigkeit einer Neugestaltung an, welche selbst gegen den Willen der dabei Betheiligten durchgeführt werden mußte. Aber wesentlich verschieden war die Aufgabe des Zaren, welcher die sprudelnde Kraft eines jungen Reiches in die rechten Bahnen zu leiten hatte, von der des Sultans, welcher den abgelebten Staatskörper Osmans neu beseelen sollte. Und ebenso verschieden sind die Anfangspunkte, von denen die beiden Herrscher ausgiengen, um das große Werk zu vollbringen.“ Diese Anfangspunkte waren freilich sehr entgegengesetzter Art. Der junge Zar reiste, weder durch Sitte noch durch Religion gehindert, in fremde Länder und verkehrte dort, mit wem er wollte; Prinz Mahmud war ein Gefangener im Serail, lernte nichts als den Koran und ein bischen Arabisch und Persisch und verkehrte nur mit Weibern, Verschnittenen oder Mollah's. In die ersten Regierungsjahre fiel das Bestreben der christlichen Völkerschaften, sich von dem Druck der Türkenherrschaft zu befreien. Den Grund hievon suchte er in der Mangelhaftigkeit der türkischen Staatseinrichtungen und beschloß daher, durch Reformen, deren Muster dem Abendlande entnommen waren, eine gänzliche Umgestaltung seines Reiches vorzunehmen. Ein vorbereitender Schritt hiefür war, daß er die Janitscharen, welche die oberste Gewalt mit ihm theilen, ja ihm prätorianische Gesetze diktiren wollten und alle Neuerungen haßten, mit einem einzigen kühnen Schlag vernichtete. Aber nun sollte im Innern reformirt und auf den Ruinen ein neuer Bau hergestellt werden. Dies konnte Mahmud nicht allein ausführen; dazu brauchte er Gehilfen. Aber „in seinem eigenen Volke fand Sultan Mahmud nicht einen erleuchteten Mann, der ihm bei seinen Neuerungen leitend oder helfend zur Seite ge-

standen hätte". In einem Lande, wo hohe Staatsbeamte nicht einmal lesen, wo mancher Generallieutenant nicht einmal seinen Namen schreiben konnte, war es unmöglich, einen Reform-Minister, der auf der Höhe der europäischen Bildung stand, zu finden. Mahmud mußte sich daher entweder an Fremde halten oder die Inländer Studien in Europa machen lassen. Das letztere that er, konnte aber die Früchte hievon nicht mehr einernten; dem ersteren stand der Koran entgegen. Auch in Rußland wurden die fremden Officiere und Ingenieure, welche Peter aus Mittel- und West-Europa mitbrachte, nicht mit offenen Armen aufgenommen. Aber während in Rußland die Fremden gehaßt wurden, wurden sie in der Türkei verachtet. Moltke rühmte es, wie er von den ersten Würdenträgern des Reiches mit der größten Aufmerksamkeit empfangen worden sei, fand aber, daß, je tiefer die Volksschichte lag, desto weniger Respekt vor dem Gjaur vorhanden war: „Die Obersten räumten uns den Vortritt ein, die Officiere waren noch leidlich höflich, der gemeine Mann aber machte keine Honneurs mehr, und Frauen und Kinder schimpften gelegentlich hinter uns her." Zu den wenig erbaulichen Lehren des Koran kam noch jener lächerliche Hochmuth hinzu, der sich auf die Eroberungszüge der Araber, auf die Türkenzüge nach Wien stützen zu dürfen glaubte und in Biradschik einen Mollah mit verzweifelter Gelassenheit sagen ließ: „Warum sollten nicht heute noch 10,000 Osmanli aufsitzen und mit festem Glauben an Allah und scharfen Säbeln bis Moskau reiten?" Ein ketzerischer türkischer Officier, welcher seine Bildung in Europa geholt hatte, erwiderte darauf sehr sarkastisch, jedoch zur Vorsicht in französischer Sprache: „Warum nicht? wenn ihre Pässe von der russischen

Gesandtschaft visirt sind, immerhin!" So stand den Reformplanen Mahmud's hier der Koran, dort die Unmöglichkeit, türkische Gehilfen hiefür zu bekommen, entgegen, und wenn er den Rath der Großmächte einholte, so riethen ihm die damals am Bosporus tonangebenden Mächte nicht das, was der Türkei, sondern nur das, was ihnen selbst frommte. Die Reformen, welche ausgeführt wurden, betrafen daher meist nur den Schein, nicht das Wesen, waren nur ein Firniß, ein anderer Name, ließen Saft und Blut des Volkes unberührt; denn diesem war es sehr wohl in seinem engherzigen, prahlerischen Islam, und daran etwas zu ändern, war auch für einen Mahmud ein gefährliches Spiel. Moltke schließt diese interessante Parallele mit den Worten: „Die unparteiische Beurtheilung wird Peter dem Großen einen sehr viel höheren Platz in der Geschichte anweisen als Mahmud dem Zweiten; sie wird aber auch einräumen müssen, daß die Aufgabe des Sultans, wenn sie überhaupt zu lösen, noch unendlich schwieriger war als die des Zaren."

Endlich schlug die Stunde des Abschieds und der Heimkehr. Am 9. September 1839 bestieg Moltke mit seinen Freunden in Bujukdere das Dampfboot. Rasch gieng es an der Westküste des Schwarzen Meeres hin und die Donau aufwärts bis Neu-Orsowa, wo Moltke im Oktober 1835 zum erstenmal den türkischen Boden betreten hatte. In Alt-Orsowa kam er auf östreichisches Gebiet und mußte sich einer zehntägigen Quarantäne unterziehen. Nachdem diese überstanden war, gieng es rasch in die Heimat. Hier trat Moltke wieder in seine alten Verhältnisse ein und lebte in Berlin als Hauptmann im Generalstab. Er hatte bereits ein reiches Leben hinter sich, großartige Erinnerungen und war nun ein

gereifter Mann, der an fremden Verhältnissen sein Auge geschärft, am Euphrat seine strategischen Kenntnisse verwerthet hatte. Für seine spätere Laufbahn waren diese vier Jahre, welche er im Orient zugebracht hatte, unstreitig von großem Werth. Das selbständige Auftreten, die Raschheit und Sicherheit im Entschluß, die richtige Beurtheilung des Terrains für strategische und taktische Zwecke, das alles lernte er noch mehr als bisher auf seinen Wanderungen durch die europäische und asiatische Türkei, bei jenen Rekognoscirungen, welche ihn über den Taurus und Antitaurus, über den Euphrat und Tigris führten, und bei welchen er, wie er selbst angibt, etwa 1000 Meilen zu Pferd zurückgelegt hat, bei jenen kriegerischen Ereignissen endlich, bei welchen er das, was die Säumniß und Unkenntniß der Pascha's mit behaglicher Muße ruinirt oder dem Verderben ausgesetzt hatte, durch die Improvisation einer Stunde wieder in eine günstige Strömung bringen sollte. Moltke freute sich dieser orientalischen Erinnerungen, und noch nach langen Jahren sagte er mit berechtigter Genugthuung, daß in jene Gegenden der mesopotamischen Wüste kein europäischer Reisender vor ihm gelangt, daß in den Beobachtungen des Durchbruchs des Euphrat durch das kurdische Gebirge Xenophon sein nächster Vorgänger sei. Durch die Anstrengungen und Entbehrungen, welche er in Kleinasien ertragen mußte, hatten übrigens, wie er selbst sagte, seine Nerven „einen Stoß bekommen". Um die Sache wieder ins Gleichgewicht zu bringen, gebrauchte er im Sommer 1841 das Seebad in Helgoland. Ein deutscher Schriftsteller, welcher ihn dort antraf und mit ihm dort verkehrte, entwarf folgende Skizze von ihm: „Es war eine hohe, hagere Gestalt, von scharfgezeichneten Gesichtszügen des mageren, wettergebräunten

Antlitzes, dessen schmallippiger, festgeschlossener Mund und dessen schweigsamer Ernst in keiner Weise der frischen Heiterkeit, dem nicht seltenen schalkischen Humor und der beredten Aufgeschlossenheit der Mittheilung in seinem Buche entsprechend erschienen. Wohl aber sah man ihm an, daß er wirklich die oft unglaublichen Strapatzen durchgemacht haben mußte, von denen er in seinen Briefen spricht, und die nur ein stählerner Wille und eine von Jugend auf gesparte Gesundheit zu ertragen ihn befähigt haben konnten. Er war damals erst vierzig Jahre alt, aber sein Aussehen ließ ihn um nahezu zehn Jahre älter erscheinen. Was an ihm besonders auffiel, war die Einfachheit und schlichte Natürlichkeit seines ganzen Wesens, dessen Zurückhaltung eben nur als eine gewisse angeborene Schweigsamkeit erschien."

Die Ruhe der nächsten Jahre benützte Moltke zur Bearbeitung seiner Briefe aus dem Orient, welche im Januar 1841 veröffentlicht wurden und, wie wir gesehen haben, eine so treffliche Quelle für das Verständniß des inneren und äußeren Lebens unseres Strategen bilden. Auch erschienen von seiner Hand Karten von „Konstantinopel und dem Bosporus", von dem „nördlichen befestigten Theil des Bosporus" und von „Kleinasien". Im Frühjahr 1840 wurde er zum Generalstab des vierten Armeecorps in Magdeburg versetzt und am 12. April 1842 zum Major befördert. „Nun beschloß ich, mir eine Häuslichkeit zu gründen, und verheiratete mich mit Fräulein von Burt aus Holstein." Eine Schwester Moltke's hatte einen Engländer, John Heytinger Burt, der sich in Holstein niederließ, einen Witwer mit drei Kindern, geheiratet. Von letzteren starb der Sohn frühe; die ältere Tochter heiratete den Baron von Brockdorff in Holstein; die

jüngere, Miß Mary, befand sich zur Zeit der Heimkehr Moltke's zu Hause. Dazu war als einziges Kind der Schwester Moltke's noch ein Sohn gekommen. In diesen Familienkreis trat der vielgereiste Hauptmann Moltke bald nach seiner Rückkehr aus dem Orient ein und fand in Mary Burt eine durch Schönheit und Bildung ausgezeichnete Jungfrau. Sie hatte sich mit ihm, während seines Aufenthalts im Orient, viel beschäftigt. Sie las die Briefe Moltke's an seine Schwester, fühlte sich von dem tiefen Geist und der edlen Denkungsart, die daraus hervorleuchteten, gefesselt, von der eleganten Form, in die sie gekleidet waren, angezogen und hegte für den Stiefoheim eine Achtung und Begeisterung, welche bei einem zarten Mädchenherzen leicht in ein anderes Gefühl übergeht. Moltke, von dem Sympathischen dieser Erscheinung ergriffen, verlobte sich mit seiner Stiefnichte und vermählte sich mit ihr 1842 als Major. Im Jahre 1845 wurde er zum persönlichen Adjutanten des Prinzen Heinrich von Preußen, eines Oheims des Königs Friedrich Wilhelm IV., ernannt. Dieser Prinz, welcher zur katholischen Konfession übergetreten war, lebte schon seit Jahren, von einer unheilbaren Krankheit gefesselt, in Rom. „Er war ein äußerst feingebildeter Herr, der von seinem Krankenlager aus keine einzige der europäischen Bewegungen ignorirte und in ununterbrochener Korrespondenz mit seinem königlichen Neffen Friedrich Wilhelm IV. stand. Er genoß in Rom großes Ansehen und war mit allen Celebritäten befreundet." Moltke begab sich in Begleitung seiner Gemahlin nach Rom und trat seinen Dienst bei dem Prinzen an. Er hatte dabei sehr viel Muße und benützte dieselbe, um, stets begleitet von seiner Gemahlin, die Wunder des alten Roms zu studiren und manch interessanten Ritt in die

Campagna zu machen. Wie früher an dem Ufer des Bosporus, so machte er jetzt an dem Ufer des Tiber topographische Studien, als deren Frucht später die „Contorni di Roma“ im Stich erschienen, wegen deren er „viele Aufmunterungen von hoher Stelle erhielt.“ Der Aufenthalt Moltke's in Rom fiel in eine merkwürdige Zeit. Am 1. Juni 1846 starb Papst Gregor XVI., und am 16. Juni wurde der Graf Mastai-Ferretti auf den päpstlichen Stuhl erhoben und nahm den Namen Pius IX. an. „Kein Mensch,“ sagt Moltke, „hatte in Rom eine Ahnung von dem Ableben des Papstes, nur Prinz Heinrich wußte es, sowie einige Eingeweihte. Eines Abends, als ich neben seinem Bette stand, hörte ich ihn sagen: „Gregor XVI. ist todt! Gott habe seine Seele!“ Ich glaubte, er schlafe und träume; als aber wenige Tage später die Todesanzeige officiell wurde, entsann ich mich ganz gut jener Worte und eines unbekannten Priesters, der am Nachmittag athemlos in unser Palais gestürzt war und eine geheime Unterredung mit dem Prinzen gehabt hatte. Auch das Conclave sah ich, war Zeuge des unbeschreiblichen Enthusiasmus, mit welchem der Kardinal Mastai-Ferretti den päpstlichen Stuhl einnahm, hörte die jubelnde Menge stundenlang mit ihren ‚Evviva Pio nono!‘ die Luft erfüllen.“ Noch im nämlichen Jahre starb Prinz Heinrich. Moltke reiste nach Berlin, um dem König Meldung hievon zu machen, und erhielt den Auftrag, wieder nach Rom zurückzukehren und den Transport der Leiche nach Berlin zu besorgen. Auf dieser letzten Reise „war ich wiederum Zeuge, wie schnell der Enthusiasmus verflogen war, nachdem der neue Papst sich überzeugt hatte, daß er auf dem liberalen Wege, den er eingeschlagen hatte, stille stehen müsse.“

Nach seiner Rückkehr von Rom wurde Moltke bei dem Generalstab des achten Armeecorps in Koblenz angestellt und im Jahre 1848 zum Chef des Generalstabes beim vierten Armeecorps in Magdeburg ernannt. In dieser Stellung blieb er sieben Jahre, von Stufe zu Stufe avancirend. Im Jahre 1850 wurde er Oberstlieutenant, 1851 Oberst. Das Jahr 1855 brachte einen neuen Wechsel in seiner dienstlichen Stellung. Er wurde zum ersten persönlichen Adjutanten des Kronprinzen ernannt, welcher im Herbst 1856 als Kommandeur des elften Infanterieregiments, das in Breslau stand, dorthin übersiedelte. In jene Zeit fielen verschiedene Reisen, welche der Kronprinz nach Petersburg, nach London, nach Paris machte, und auf welchen Moltke als Adjutant ihn zu begleiten hatte. Waren diese Reisen auch anderer Art, als die Kreuz- und Querzüge durch Kleinasien, so boten sie doch Moltke, der hier Gelegenheit hatte, die höchstgestellten Personen Europa's und die Hauptstädte der mächtigsten Reiche kennen zu lernen, des Interessanten gar viel. In die Monate August und September des Jahres 1856 fiel die Reise nach Petersburg und Moskau, in welch letzterer Stadt die Krönung des Kaisers Alexander II. von Rußland stattfand. Dieser Feierlichkeit sollte der Kronprinz als Vertreter des preußischen Königshauses beiwohnen. Moltke theilte von dort aus seine Beobachtungen und Erlebnisse einer ihm nahe verwandten Dame zu Kopenhagen in einer Reihe von Briefen mit, welche im Jahre 1877 in einem besonderen Bändchen veröffentlicht worden sind. War es auch weniger eine Odyssee als eine Fürstenreise, bei welcher die vielen Besuche und Festlichkeiten die Hauptrolle spielten, so fand doch Moltke Zeit, auch Kultur- und Festungsstudien zu machen, den russischen Nationalcharakter

zu studiren, historische Parallelen zu ziehen. Diese Mittheilungen haben eben jetzt um so mehr Reiz, da Rußland durch sein Eingreifen in die orientalische Krisis wieder mehr in den Vordergrund der europäischen Schaubühne getreten ist. Ueber die Person des Kaisers Alexander spricht sich Moltke mit folgenden Worten aus: „Er machte mir einen sehr angenehmen Eindruck. Er hat nicht die Statuen-Schönheit noch die marmorne Strenge seines Vaters, aber er ist ein auffallend wohlgebildeter Mann von majestätischer Haltung. Er sieht etwas angegriffen aus, und man möchte glauben, daß die Begebenheiten seinen edlen Gesichtszügen einen Ernst aufgeprägt haben, der gegen den wohlwollenden Ausdruck seiner großen Augen kontrastirt. Bei keiner Nation ist die Persönlichkeit des Monarchen von größerem Gewicht als in Rußland, weil nirgends eine uneingeschränktere Macht in seine Hände gelegt ist als hier. Alexander hat bei seiner Thronbesteigung (2. März 1855) Europa gegen sich in Waffen gefunden, und er hat im Innern seines eigenen unermeßlichen Reiches Verbesserungen durchzuführen, die wohl einer festen Hand bedürfen; wie sollte er nicht seiner großen Aufgabe mit Ernst entgegengehen?"

Sehr lehrreich ist, was Moltke über seinen Besuch in Kronstadt schreibt. Der Großfürst Konstantin, des Kaisers Bruder, machte dabei selbst den Führer und enthüllte den preußischen Herren alle Geheimnisse dieser gewaltigen Festung. Nachdem Moltke die Batterien, die Mauern der Forts, die zum Sperren der Zugänge und Kanäle getroffenen Maßregeln besichtigt hatte, war es ihm klar, daß „hier zwischendurch nach Petersburg zu segeln, rein unmöglich sei". Einen gewaltigen Eindruck machte auf Moltke der Anblick der Stadt

Moskau, dieser Metropole des Altrussenthums, in welcher er am 25. August 1856 eintraf. „Noch immer gehe ich mit stillem Erstaunen umher. Ich suche meine Gedanken zu ordnen und das Fremdartige durch Vergleichung mit allem, was ich früher irgendwo gesehen, zu bewältigen. Alles ist hier anders, und der Mittelpunkt dieser ganzen Welt, der Kreml, ist mit gar nichts zu vergleichen. Moskau mit seinen alten Heiligthümern und geschichtlichen Erinnerungen ist für jeden Russen ein Gegenstand der Verehrung und Liebe. Petersburg ist sein Stolz, aber Moskau steht seinem Herzen nahe. Die nationale Eigenthümlichkeit hat sich hier vollständig erhalten, in Sprache, Sitte und Gebräuchen, in einer höchst merkwürdigen Kommunalverfassung, der freiesten, selbständigsten, die es irgendwo gibt, auch im Baustil. Wenn ich zu wählen hätte, ich würde doch lieber in Moskau wohnen als in Petersburg." Bei seinen Studien über Land und Leute findet Moltke, daß der Russe durchaus einen Herrn haben müsse; daß er, wenn er keinen hätte, ihn sich suchen würde; daß der gemeine Russe von Natur gutmüthig und friedfertig sei und durch den Befehl seines Obern, wenn auch sehr gegen seinen Wunsch und seine Neigung, zum hingebendsten Soldaten werde. Moltke erzählt Beispiele von Soldaten, welche bei einer Ueberschwemmung oder einer Feuersbrunst lieber auf's elendeste ums Leben kamen, als daß sie, ohne ausdrücklichen Befehl zur Ablösung, ihren gefährdeten Posten verließen. Bei der Schilderung der am 7. September stattfindenden Krönung des Kaisers rühmt Moltke die ergreifende Schönheit des russischen Kirchengesanges, das kräftige Ausharren der Kaiserin-Mutter (der Tochter der Königin Luise von Preußen), welche mit lebhafter Spannung allen kirchlichen Ceremonien

folgte, die Zärtlichkeit des Kaisers, der sich stets um sie bemühte, sie unterstützte, den Hermelin um sie schlang, damit sie sich nicht erkälte. Daß in einem Lande, in welchem die Civilisation jährlich größere Fortschritte machte, die Leibeigenschaft nicht mehr länger fortbestehen könne, war Moltke schon 1856 sehr klar, wenn er sich auch die großen Schwierigkeiten der Ausführung nicht verhehlte. Den Krebsschaden der russischen Verwaltung, die Unzuverläßigkeit und Bestechlichkeit der kaiserlichen Beamten, kennzeichnet er mit den treffenden Worten: „Auf einem Unterschleif ertappt zu werden, ist in Rußland ein Unglück, nicht wie bei uns eine Schande." Von den zwei Hauptreformern des alten Russenthums sagt er: „Peter pfropfte deutsche und holländische, Katharina II. französische Reiser auf die Krone; diese trägt nun ihre südlichen Früchte, der derbe und gesunde Stamm und seine weitausgebreiteten Zweige treiben die alten Holzäpfel weiter." Er findet, daß diese westeuropäische Civilisation nirgends in die untern Schichten der Gesellschaft eingedrungen sei; daß diese kleine Zahl elegant gebildeter Russen ohne jede Vermittlung neben der an Zahl hundertfach überlegenen Masse der bärtigen, unwissenden, kräftigen, frommen und dabei gelehrigen Bevölkerung auftrete; daß zwar die Reaktion gegen das Fremdartige, welche in Moskau ihren Sitz habe, wie früher, so auch jetzt bestehe; doch ist er überzeugt, daß die Russen noch lange nicht ohne die Hilfe der Fremden fertig werden könnten, „namentlich nicht ohne die Beständigkeit, das Geschick und die Pflichttreue der Deutschen; denn nur langjährige und eiserne Strenge wird redliche, russische Beamte schaffen können." Am 12. September wohnte der Kronprinz mit seinem Gefolge einem Infanterie-Manöver bei, machte

Abschiedsbesuche bei der kaiserlichen Familie in Moskau, besuchte Abends noch das Theater und um zwölf Uhr gieng es in vier vierspännigen Wagen und einem Packwagen fort. Ein Feldjäger, welcher vorausritt, hatte für Kaffee, Thee und Diner zu sorgen, welches letztere Abends sieben Uhr eingenommen wurde. „Ueberall standen die Pferde bereit und wurden in zwei bis drei Minuten angeschirrt. Dann gieng's meist im Galop davon. Wir haben im Ganzen zweitausend Pferde in Bewegung gesetzt, um nach Warschau zu gelangen. Dann legten wir auf der Eisenbahn in vierundzwanzig Stunden noch hundertzwanzig Meilen zurück. Ueberhaupt sind wir, mit Ausnahme von zwei Stunden Schlaf in Warschau, fünf Tage und sechs Nächte nicht aus den Kleidern gekommen."

Moltke's Name war den höheren, namentlich den militärischen Kreisen Rußlands wohl längst bekannt, theils durch die Briefe aus dem Orient, theils durch die Veröffentlichung des „Russisch-türkischen Feldzugs in der europäischen Türkei 1828 und 1829", welches treffliche Buch Moltke, durch seine genaue Kenntniß der Türkei und durch die Gabe scharfer Beobachtung hiefür besonders geeignet, im Jahre 1845 in erster und 1877 in zweiter Auflage herausgab. Bei der Besprechung der damaligen politischen Verhältnisse sagt Moltke: „Mit der Thronbesteigung Kaiser Nikolaus war eine wesentliche Veränderung in der Politik des Petersburger Kabinets eingetreten. Seit der furchtbaren Entladung der Unzufriedenheit bei Kaiser Alexanders Tode, welche nur durch die persönliche Festigkeit und Entschlossenheit des neuen Herrschers bewältigt worden war, betrachtete man den Krieg gegen den Erb- und Glaubensfeind als einen Abzugskanal für das Mißvergnügen der Soldaten-Aristokratie. Freilich gerieth

dadurch die neurussische mit der altöstreichischen Politik in Reibung; aber traktatmäßig stand Rußland das Beschützungsrecht über alle unter der Herrschaft der Pforte lebenden Griechen zu, insofern sie seine Glaubensverwandten waren." Nach einer genauen Schilderung des Kriegstheaters, der Wallachei, der Dobrudscha, Bulgariens, der Donaulinie, des Balkans, wobei uns, die wir inzwischen auch den Krieg von 1877 erlebt haben, besonders die detailirte Beschreibung der Balkanpässe, zumal des Schipka-Passes, interessirt, geht Moltke zu den Operationsplanen über, gibt aber zu, daß die Absichten der Heerführer von dem Geschichtsschreiber aus dem späteren Gang der Ereignisse mehr nachkonstruirt werden müßten; denn „die ursprünglichen Operationsplane aller Feldzüge werden selten anders als in ihren allgemeinsten Umrissen bekannt werden, weil die Begebenheiten den Horizont der Erwartungen und Ansprüche im Laufe der Zeit nothwendig erweitern oder verengern." Wenn die Erfolge des ersten Jahres für Rußland nicht bedeutend waren, sofern es nur die kleinen Donaufestungen Isaktschi, Matschin, Hirsowa, Basardschik, Tuldscha, Kustendsche eroberte, Varna durch den Verrath des Kommandanten Jussuf Pascha zur Kapitulation zwang, die Belagerung von Schumla und Silistria nach namhaften Verlusten aufgeben, den größten Theil seiner Armee über die Donau zurückziehen und in den Donaufürstenthümern die Winterquartiere beziehen lassen mußte, so gibt Moltke als entscheidende Gründe folgendes hiefür an: der Krieg sei, zum Vortheil der ganz unvorbereiteten Türken, zu spät eröffnet worden; die Stärke des russischen Heeres, dessen eigentliches Operationscorps höchstens 30,000 Mann betrug, während das kaiserliche Hauptquartier mit seinem gesandtschaftlichen Ge-

folge 10,000 Pferde beanspruchte, sei für die ihm gestellte Aufgabe ganz ungenügend gewesen; der Marsch gegen Schumla, wo 40,000 Vertheidiger in einer fast unangreifbaren Stellung standen, sei ein so großer strategischer Fehler gewesen, daß derselbe den unbefriedigenden Ausgang des Feldzugs nothwendig bereiten mußte; die Türken, deren ganze Strategie im Zuwarten bestanden habe, hätten, durch vortheilhafte örtliche Verhältnisse unterstützt, mit ihrer Passivität den Gegner an den Rand des Abgrundes gebracht, hätten aber, wie dies auch 1877 bemerkt wurde, es nicht verstanden, ihre Erfolge auszubeuten und den Gegner vollends hinabzustürzen, während andererseits die Kombinationen der russischen Strategie nicht von der Art waren, daß die Sachen zu einem erträglichen Ausgang geführt wurden. Moltke schließt diesen Abschnitt mit den Worten: „Bedenkt man die ungeheuren Opfer, welche der Krieg im Jahr 1828 den Russen gekostet, so ist es in der That schwer zu sagen, ob sie oder die Türken denselben gewonnen oder verloren. So mußte der Werth dieses Feldzugs erst durch einen zweiten entschieden werden."

Der Feldzug von 1829 nahm bekanntlich durch die Energie des neuen Oberbefehlshabers eine andere Wendung. An der Stelle des Grafen Wittgenstein übernahm Graf Diebitsch, ein Schlesier, bisher Generalstabschef, das Commando über die russische Armee. Er siegte bei Kulewtscha, zwang Silistria zur Uebergabe, gieng über den Balkan, zog in Adrianopel ein und nöthigte den Türken den Friedensvertrag von Adrianopel auf. Diese einfachen Thatsachen, die glänzenden Trophäen eines viermonatlichen Feldzugs, schildert uns Moltke in der anschaulichsten Weise, nicht bloß den militärischen, sondern auch den politischen Theil dieser orientali-

schen Krisis berücksichtigend. Nikolaus, sagt Moltke, „welcher öffentlich erklärt hatte, das einmal gezogene Schwert nicht eher aus der Hand zu legen, als bis der Ehre und den Ansprüchen seines Landes Genüge geleistet worden sei," wollte in diesem zweiten Feldzug nicht eine Kriegsentschädigung oder eine Gebietserweiterung erzwingen, sondern Rußland einen überwiegenden Einfluß am Bosporus sichern und die Ehre seiner Waffen wahren. Daß der Krieg lokalisirt blieb, daß die andern Mächte trotz ihrer Eifersucht nicht intervenirten, war vorzugsweise das Verdienst des Berliner Kabinets, welches, wie es aus Besorgniß vor einem allgemeinen europäischen Krieg ein möglichst baldiges Aufhören des Krieges herbeizuführen suchte, so doch nur einen für Rußland ehrenvollen Frieden wünschte. Das Heer des Generals Diebitsch war zwar nicht stärker als das des Grafen Wittgenstein; ja man hatte ersteres, trotz der Erfahrungen des letzten Feldzugs, sogar noch vermindert; dennoch aber befand sich Diebitsch in einer günstigeren Stellung als sein Vorgänger. „Die Erfahrungen von 1828 kamen ihm und seinen Untergeneralen zu statten; kein diplomatisches Gefolge klammerte sich an seine Fersen und beschränkte ihm die Freiheit des Handelns; die Politik konnte auf seine Unternehmungen wenig Einfluß haben, und bei der ungeheuren Entfernung (von Petersburg, wo diesmal Kaiser Nikolaus blieb) war er ermächtigt und angewiesen, aus rein militärischer Ueberzeugung und nach eigenem Ermessen zu handeln." Ein Beobachtungscorps vor Schumla zurücklassend, trat Diebitsch am 15. Juli seinen Marsch über den Balkan an und zog am 20. August in Adrianopel ein. Aber er hatte höchstens 20,000 Mann bei sich, und unter diesen räumte die Ruhr tüchtig auf. „Diese

Streitmacht war außer allem Verhältniß mit der noch zu lösenden militärischen Aufgabe, wenn diese darin bestand, den Frieden mit dem Degen vorzuzeichnen. Die Siegesbahn des Generals Diebitsch war ein Abhang, auf welchem weder an ein Stillstehen, noch an ein Zurückweichen zu denken war, und welche ihn zu neuen Erfolgen oder zu gänzlichem Verderben führen mußte. Er erkannte vollkommen, daß in seiner Stellung die höchste Verwegenheit die heilsamste Vorsicht war; und so handelte er kühn und klug zugleich, indem er mit den Trümmern seiner Streitmacht und in den wenig ihm noch übrig bleibenden Wochen, wenigstens zum Schein, Unternehmungen einleitete, welche unter anderen Verhältnissen einen neuen Feldzug und ein neues Heer erfordert haben würden.“ In den nächsten zwei Wochen schob Diebitsch seine Linie so weit gegen Konstantinopel vor, daß der linke Flügel seiner Vortruppen bei Midia am Schwarzen Meere, der rechte bei Enos am ägëischen Meere stand und die Avantgarde bis Tschorlu und Rodosto streifte. Aber dies war den Heißblütigsten noch nicht genug; sie verlangten, daß Diebitsch sofort nach Konstantinopel vorrücken sollte. Und doch standen hinter ihm in Sofia bereits 40,000 Albanesen unter Mustafa Pascha, vor ihm bei Konstantinopel 30,000 Türken, die 80,000 Einwohner Adrianopels waren größtentheils feindlich gesinnt; mit welcher Streitmacht also sollte Diebitsch, wenn er alle diese Umstände durch Aufstellung und Zurücklassung von Truppen berücksichtigte, vor den Mauern Konstantinopels ankommen? „Um Konstantinopel völlig einzuschließen, bedarf es zweier Heere in Europa, eines dritten in Asien und einer Flotte im Marmora=Meer. In letzterer Beziehung

muß zuallererst die Vernichtung der türkischen Marine vorausgesetzt werden, sodann daß einer der beiden Zugänge zur Hauptstadt, die Dardanellen oder der Bosporus, forcirt worden ist. Städte von einer halben Million Einwohner werden überhaupt nicht durch Waffengewalt erobert, sondern sie fallen durch sich selbst."

Das russische Heer war in weit größerer Verlegenheit als das türkische, und Diebitsch erreichte nur dadurch seinen Zweck, daß er auch nicht den Schatten von Verlegenheit merken ließ, sondern eine Siegeszuversicht zur Schau trug und eine gebietende Stellung annahm, welche nicht eine Armee von nicht einmal mehr 20,000 Mann, sondern eine solche von wenigstens 60,000 Mann voraussetzen ließ. Nur diese gewaltige Ueberschätzung der russischen Streitkräfte seitens der Pforte konnte dieselbe, als der preußische General Müffling zu rechter Stunde als ersehnter Retter und Unterhändler auf dem Kriegsschauplatz erschien, bewegen, Bevollmächtigte nach Adrianopel zu schicken. Dort aber hatten diese Gelegenheit, ein bischen hinter den Vorhang zu blicken und das Kriegspersonal sich etwas genauer anzusehen. Alsbald wurden sie schwierig, und die Unterhandlungen stockten. Sie erklärten, sie hätten nicht ausreichende Instruktionen. Dies geschah am 8. September. Wenn die Türken in ihrer gewöhnlichen Manier die Sache hinauszogen, war Diebitsch verloren. Jeder Tag Aufschub war für die Türken Gewinn, für die Russen Schaden. Um die Bevollmächtigten glauben zu machen, daß sie sich wohl in ihren Beobachtungen getäuscht hätten und daß er wirklich über eine gewaltige Streitmacht verfüge, erklärte er ihnen, daß er ihnen fünf Tage Zeit bewillige, um Instruktionen von der Pforte einzuholen; daß

er aber, falls bis dahin keine Antwort erfolge, die Instruktionen sich selbst in Konstantinopel abholen werde. Zugleich ließ er von allen Seiten gegen Konstantinopel vorrücken und durch die Flotte mehrere Hafenstädte im Schwarzen Meere nehmen. Dies wirkte. Die Türken ließen sich täuschen, glaubten an das Unglaubliche und unterzeichneten am 14. September den Friedensvertrag von Adrianopel. Es war ein Meisterstück. „Unstreitig zeigte sich General Diebitsch in dieser schwierigen Lage als ebenso gewandten Diplomaten wie glücklichen Feldherrn." Was den Sultan Mahmud zur Unterzeichnung des Vertrags drängte, war hauptsächlich die Furcht vor einem Aufstand in Konstantinopel, wo seit der Niedermetzelung der Janitscharen so viele feindselige Elemente zusammengehäuft waren. Der Feldzug war von Anfang nicht besser angelegt als der erste, und das Menschenmaterial im ersten nicht schlechter als im zweiten; das kühne und zugleich umsichtige Auftreten des Generals Diebitsch wußte die Mängel auszugleichen und die Vorzüge zu benutzen. Nicht genug loben kann Moltke den „aufopfernden Gehorsam der Befehlshaber, die Ausdauer des Soldaten, seinen Muth im Ertragen und seine unerschütterliche Tapferkeit in der Gefahr." Am Schluß macht Moltke die Bemerkung: „Belehrt durch die Erfahrung der letzten Feldzüge werden in einem neuen Kriege die Russen wahrscheinlich mit bedeutend zahlreicherer Macht in Bulgarien einrücken." Daß sie dies im Juni 1877 nicht thaten und erst nach weiteren schlimmen Erfahrungen den Moltke'schen Rath befolgten, und zwar den heutigen Verhältnissen gemäß die Zahlen verdreifachend, das hat die Russen den Sommerfeldzug gekostet und den Winterfeldzug nöthig gemacht. Es wiederholte sich in dem russisch-türkischen Kriege

1877—1878 manches, was uns Moltke in seiner Geschichte der Feldzüge von 1828 und 1829 als Thatsache mitgetheilt oder sei es als Mangel oder als Vorzug der Strategie hervorgehoben hat. Um so größeren Werth für die Gegenwart hat diese Darstellung Moltke's, um so begreiflicher ist ein längeres Verweilen bei derselben.

Im Herbst 1856, wenige Wochen nach der Petersburger Reise, begleitete Moltke den Kronprinzen nach London. Auch später kam er mit dem Kronprinzen dahin: bei dessen Vermählung und bei der Beisetzung des Prinzen Albert. Was er in England sah, bildete fast in allen Zweigen des Staatslebens und des Bürgerthums einen scharfen Gegensatz zu dem, was ihm Rußland geboten hatte. Auf der Rückreise von England, welche über Paris gieng, sollte er auch den Hof Napoleons III. kennen lernen, welchem der Kronprinz einen Besuch machte. Napoleon strahlte in frischem Siegesglanz von Sebastopol; der Kongreß von Paris hatte den für die französische Empfindlichkeit etwas aufregenden Namen des Wiener Kongresses fast vergessen gemacht; Rußland war gedemüthigt, Oestreich isolirt, Englands militärische Kraft hatte sich höchst mangelhaft gezeigt, Italien, damals noch Sardinien, klammerte sich, Schutz und Bundesgenossenschaft suchend, mit Cavour'scher Glut und Beredsamkeit an Frankreich an, und selbst Preußen, ebendamals in den Neuenburger Konflikt verwickelt, konnte sich unter der Regierung Friedrich Wilhelms IV. dem Einflusse Frankreichs nicht ganz entziehen; unstreitig stand das zweite Kaiserreich damals auf seiner höchsten Höhe, galt Napoleon damals als der erste Monarch Europa's. So theuer auch diese Stellung dem Lande zu stehen kam, so fühlte es sich doch geschmeichelt dadurch;

nirgends wagte sich ein Widerstand hervor; das Parlament war fast nur das Echo der Regierung. Zu diesem äußerlichen Glanze kam noch die Befriedigung, daß am 16. März 1856 „das Kind Frankreichs“ zur Welt gekommen war. War auch in dem vulkanischen Frankreich seit Ludwig XIV. niemals mehr der Sohn dem Vater auf dem Throne gefolgt, so tröstete man sich doch in den Tuilerien mit dem Gedanken, daß diese neue Thronfolgeordnung durch einen imperialistischen Druck auch wieder umgestoßen werden könnte; daß ruhmvolle Schlachten und glänzende Annexionen, wobei man schon damals auf den Prinzen von Preußen als einen Bundesgenossen sein Auge geworfen hatte, das Volk immer mehr für das Kaiserthum gewinnen würden, und unter allen Umständen vergnügte sich der Hof in Genüssen und Festlichkeiten jeder Art, bei welchen die Kaiserin Eugenie eine ähnliche Rolle spielte wie Marie Antoinette in den ersten Jahren der Regierung Ludwigs XVI.

In diesen Kreis und in diese Atmosphäre trat der preußische Kronprinz mit den Herren seines Gefolges ein. In einem Briefe vom 13. December 1856 beschreibt Moltke den Empfang in den Tuilerien. Prinz Napoleon hatte den Auftrag, den Kronprinzen am Bahnhof zu empfangen. Die Aehnlichkeit desselben mit seinem großen Oheim fiel sofort auf: „ganz dies schwarze Haar, die bleiche Gesichtsfarbe und das Imperatorenprofil.“ Vom Bahnhof gieng es direkt nach den Tuilerien, zur ersten Begrüßung und Vorstellung, und Abends 7 Uhr wurde in der Galerie der Diana dinirt. Moltke führte die Hofdame Madame de Marnezia zu Tische und fand diese Damen alle sehr liebenswürdig und unterhaltend. Er saß dem Kronprinzen gegenüber, welcher seinen

Platz zwischen dem Kaiser und der Kaiserin hatte. So bot sich ihm die beste Gelegenheit dar, die kaiserlichen Majestäten sich recht genau anzusehen. „Ich hatte mir Louis Napoleon größer gedacht; er sieht zu Pferde sehr gut aus, zu Fuß weniger. Eine gewisse Unbeweglichkeit seiner Züge und der, ich möchte fast sagen, erloschene Blick seiner Augen fiel mir auf. Ein freundliches, ja gutmüthiges Lächeln herrscht in seiner Physiognomie vor, die wenig Napoleonisches hat. Er sitzt meist, das Haupt leicht nach einer Seite geneigt, ruhig da, und gerade diese Ruhe, die ihn bekanntlich auch in gefährlichen Krisen nicht verläßt, mag es wohl sein, welche den beweglichen Franzosen imponirt. Daß seine Ruhe nicht Apathie, sondern das Ergebniß eines überlegenden Geistes und eines festen Willens ist, haben die Begebenheiten gezeigt. Im Salon trägt er eine imponirende Haltung nicht zur Schau, und im Gespräch wohnt ihm sogar eine gewisse Befangenheit bei. Er ist ein empereur, aber kein König." Die Kaiserin, damals erst 30 Jahre alt, machte den günstigsten Eindruck. „Die Kaiserin Eugenie ist eine überraschende Erscheinung. Sie ist schön und elegant. Die Aehnlichkeit mit Frau von B. fiel mir auf, doch ist sie brünett. Hals und Arme sind von unübertrefflicher Schönheit, die Figur schlank, ihre Toilette ausgesucht, geschmackvoll und reich, ohne überladen zu sein. Sie trug ein weißes Atlaskleid von so beträchtlichem Umfang, daß die Damen künftig noch einige Ellen Seidenstoff mehr brauchen als bisher. Im Haar hatte die Kaiserin einen scharlachrothen Kopfputz und um den Hals eine doppelte Schnur prachtvoller Perlen. Sie spricht viel und lebhaft und zeigt dabei mehr Lebendigkeit, als man an so hoher Stelle gewohnt ist." Reizend ist die Schilderung eines kleinen

Cercle bei der Kaiserin. Man sprach von Magnetismus, und einer der Kammerherren ließ sich von einem anwesenden Ärzte magnetisiren. Derselbe schien zu schlafen, schwitzte und weinte dabei. Auf die Frage des Arztes, ob er leide, antwortete er: „Ja!“ „Wo denn?“ „Am Herzen.“ „Sie schlafen hier nicht gut?“ „Nein!“ „Wo wünschten Sie zu sein?“ Diese Frage des Arztes kam der Kaiserin bedenklich vor; sie fürchtete, daß der magnetisirte Kammerherr irgendwelche delikate Geheimnisse vor diesem auserwählten und lauschenden Publikum enthülle. Sie unterbrach daher rasch den Dialog und warf die Worte dazwischen: „Ah! ne posez pas cette question là, il dit quelques fois des bêtises!“ Im Walde von Fontainebleau war große Parforcejagd, an welcher die Kaiserin theilnahm. Moltke fuhr mit ihr in derselben „Kutsche“ nach dem Bahnhofe. Mit einem Specialtrain gieng es nach Fontainebleau. Dort wurde ein kleines Frühstück eingenommen, darauf die Pferde bestiegen. „Nachdem alles aufgesessen war, was die Jagd zu Pferde mitmachen wollte, ritt man nach dem eine Viertelmeile entfernten Punkt, wo der Hirsch gespürt worden war. Die Hunde wurden auf die Fährte gebracht, die Waldhörner erschallten, und fort giengs einen langen, geraden Schlag hinab, daß einem die Haare sausten. Der Zug war prächtig anzusehen. An Damen ritten nur die Kaiserin, Madame de Contades und Madame de St. Pierre, alle in dreieckigem Federhut und grüner Jagduniform, mit den nöthigen Modifikationen. Die Kaiserin führte das ganze Rennen im schärfsten Tempo; sie sitzt ruhig und elegant zu Pferde und sieht sehr gut aus. Madame Contades reitet, ich möchte fast sagen, zu gut. Sie koquettirte mit der Lebendigkeit ihres Braunen, der gar nicht anders

als in Lançaden gieng; jeder Andere würde gewiß alle Mühe gehabt haben, auf diesem Gaul im Sattel zu bleiben."

Unter den Sehenswürdigkeiten, welche Moltke besuchte, ist der Kerker der Königin Marie Antoinette zu nennen, welcher in dem Erdgeschoß des Justizpalastes auf der Seineinsel sich befand, „ein enges, schreckliches Gefängniß". Sonntag Abend war ein Diner von 80 Couverts beim Kaiser. Sämtliche Marschälle und einige Diplomaten waren geladen. „Man hatte uns die Ehrenplätze eingeräumt. Ich saß zwischen Madame Bruat, Witwe des Admirals und Erzieherin des kaiserlichen Prinzen, und Madame Walewsky sehr angenehm." Bei einer Parade, welche im Schloßhof gehalten wurde, fiel Moltke auf, mit welcher Nachläßigkeit die Soldaten die Gewehre trugen. „Man gibt hier nichts darauf; bei uns wären alle zum Nachexerciren kommandirt worden." Die Kaiserin sah trotz des Regens von einem Balkon aus dem Schauspiel bis zu Ende zu. Gegen den Schluß desselben war Lulu von einer Spazierfahrt zurückgekehrt. „Die achtmonatliche Kaiserliche Hoheit geruhten dann, aus ihren mit blauer Seide auswattirten Fenstern im Erdgeschoß einen Blick auf die Truppen zu werfen. Wir ritten mit dem Kaiser heran, dem die Freude auf dem Gesicht strahlte, und es ist wahr, es ist ein prächtiger kleiner Bursche." In der Militärschule von St. Cyr, in deren Räumlichkeiten die Marquise von Maintenon ein Fräuleinstift eingerichtet hatte, fand Moltke die Sammlungen, Modelle und anderes großartig, aber „sehr reinlich sah es nicht aus. Die Eleven (gegen 700) waschen sich, wie in den Kasernen, unten auf den Korridors in einem gemeinsamen Lavoir. Am saubersten waren die Ställe." Bei dem Exerciren eines Bataillons bemerkte Moltke, daß die Soldaten

mit dem Kolben des Gewehrs heftig auf dem Boden aufstießen, überhaupt nicht schonend damit umgiengen. „Eine so zarte Waffe wie unser Perkussionsgewehr dürfte man der französischen Infanterie gar nicht in die Hände geben; dazu gehört die unendliche Sorgfalt und Aufsicht, die bei uns auf die Mannschaft und ihr Gewehr verwendet wird."

In dem letzten Briefe, welchen Moltke von den Tuilerien aus schreibt und der vom 21. December datirt ist, ergeht er sich in einigen politischen Betrachtungen über das kaiserliche Frankreich und sieht sich die Physiognomie Napoleon's noch einmal genau an. „Die hiesigen Zustände sind keine normalen; aber es dürfte schwer anzugeben sein, was unter den einmal bestehenden Verhältnissen besser zu machen sei. Niemand kann sein eigener Enkel sein, und der Gründer einer neuen Dynastie hat eine andere Stellung als der Erbe einer Reihe legitimer Vorfahren. Dieser fährt in dem alten Geleise, jener hat neue Bahnen zu brechen, und unendlich größere Ansprüche werden an seine Persönlichkeit gerichtet. Napoleon III. nun hat nichts von dem finsteren Ernst seines großen Onkels, nicht die imperatorische Haltung und das berechnete Auftreten. Er ist ein ganz einfacher, ziemlich kleiner Mann, dessen stets ruhiges Gesicht entschieden den Eindruck gemüthlichen Wohlwollens macht. Il ne se fâche jamais, il est toujours poli et bon envers nous, ce n'est que la bonté de son cœur et sa confiance qui pourront lui devenir dangereux, sagen seine Umgebungen. Daß in diesem Augenblick nur eine Partei herrscht, und daß der Kaiser selbst aus dieser Partei sich nicht immer mit den bedeutendsten Männern umgeben kann, liegt in der Nothwendigkeit. Charaktere, die ihren eigenen Weg gehen wollen, kann Louis Napoleon nicht brauchen, weil die ganze

Leitung der Staatsgeschäfte in seiner Hand koncentrirt bleiben muß. Bei geregelten Zuständen darf jedem eine größere Freiheit gelassen werden; in der gegenwärtigen Lage Frankreichs kann nur eine kräftige, einheitliche Leitung bestehen, die übrigens dem französischen Charakter auch wohl am besten zusagt. Die Freiheit der Presse ist hier für jetzt ebenso unmöglich, wie bei einer Armee im Felde, wenn sie die Maßregeln des kommandirenden Generals diskutiren wollte. Louis Napoleon hat Klugheit, Rücksichtslosigkeit, Festigkeit und Selbstvertrauen, aber auch Mäßigung und Milde gezeigt, alles verdeckt unter äußerlicher Ruhe. Nur zu Pferde sieht man den Imperator in ihm. Einfach für seine Person, vergißt er nicht, daß die Franzosen den Hof ihrer Souveräne mit Glanz umgeben wissen wollen. So fährt der kleine Prinz spazieren, voraus ein Piqueur und drei guides à cheval mit aufgenommenen Pistolen. Dann ein Officier mit einer Abtheilung Dragoner vor und einer Abtheilung hinter dem vierspännigen Wagen. Alle Wachen treten in das Gewehr vor dem achtmonatlichen enfant impérial." Am 22. December fuhren der Kronprinz und sein Gefolge, nachdem sie noch einmal beim Kaiser dinirt hatten, Nachts 11 Uhr von Paris ab. Die treffliche Einrichtung der kaiserlichen Salonwagen machte die Unbequemlichkeiten der Nachtfahrt erträglich. „Ich erwachte erst in Saverne, von wo die Fahrt durch die Vogesen sehr schön ist." Volle 175 Jahre früher zog König Ludwig XIV. die nämliche Straße, nachdem sein Kriegsminister Louvois die überraschte und verrathene deutsche Reichsstadt Straßburg am 30. September 1681 zur Uebergabe gezwungen und zu einer französischen Provinzialstadt gemacht hatte. Drei Wochen später wollte Ludwig selbst seine neueste

Annexion in Augenschein nehmen und den Straßburgern ihren neuen Souverän vorstellen. Als er in Saverne ankam und von dort aus das Land in seiner ganzen Schönheit sich vor ihm aufthat, rief er voll Entzücken über die reiche Beute aus: „Ah! quel beau jardin!“ Am 23. Oktober erfolgte sodann der Einzug Ludwigs in Straßburg. Dieser schlimmsten Zeiten erinnerte sich Moltke, als er am 23. December 1856 in Saverne ankam und auch in der winterlichen Umkleidung den beau jardin erkannte. „Es war traurig,“ schrieb er von Karlsruhe aus, „die Leute dort deutsch sprechen zu hören, und dabei sind sie gute Franzosen. Wir haben sie ja im Stiche gelassen!“ Nun! das ließ sich ja unter Umständen wieder gutmachen! Für einen solchen Raub gibt es kein Verjährungsrecht. Eine große Nation verzeiht eine solche Gewaltthat nie. Vielleicht hat damals schon, auf der Fahrt von Saverne nach Straßburg, Moltke darüber nachgedacht, ob nicht das, was durch die Schwäche der Habsburger verloren gegangen war, durch die Kraft der Hohenzollern wieder einmal zurückgenommen werden könnte.

Chef des Generalstabes der Armee

1857.

Im Jahre 1857 vollzog sich die für Preußen entscheidende Wendung. In Folge der schweren Erkrankung des Königs Friedrich Wilhelm IV. übernahm der Prinz von Preußen am 23. Oktober 1857 die Stellvertretung, am 7. Oktober 1858 die Regentschaft. Dieser Wechsel bedeutete eine straffe Zusammenfassung der Kraft, namentlich der militärischen Kraft Preußens. Moltke, seit 1856 zum Generalmajor ernannt, wurde, auf den Vorschlag des Generals v. Manteuffel, vom Prinzen von Preußen am 29. Oktober 1857 mit der provisorischen Führung der Geschäfte des Generalstabes der Armee betraut und am 18. September 1858 definitiv zum Chef desselben, 1859 zum Generallieutenant ernannt. Mit der Uebernahme dieses Amtes hörten Moltke's Funktionen bei dem Kronprinzen auf. Das Jahr 1859 brachte den italienischen Krieg und als Episode in demselben die Mobilmachung der preußischen Armee, deren weiteren Konsequenzen das mißtrauische und eifersüchtige Oestreich durch den raschen Abschluß des Vertrags von Villafranca vorzubeugen suchte. Der preußische Generalstab beobachtete mit aufmerksamem Auge die Kämpfe der östreichischen Armee mit den vereinigten

Heeren Frankreichs und Sardiniens und wog sorgfältig die Mängel und Vorzüge der östreichischen und französischen Kriegführung ab. Das Resultat dieser Studien war die im Jahre 1862 von der historischen Abtheilung des Generalstabes der preußischen Armee veranstaltete Veröffentlichung des „italienischen Feldzugs des Jahres 1859". Als Gründe dieser gespannten Aufmerksamkeit wurden im Vorwort mitgetheilt: „theils der naheliegende Antheil an dem Schicksal eines bundesverwandten Staates, zu dessen Beistand einzutreten, die Politik nur noch des wirksamsten Augenblicks harrte; theils das gewiß gerechtfertigte Bestreben, die Kampfweise und das kriegerische Verhalten einer Armee zu beobachten, der auf dem Schlachtfelde entgegenzutreten auch uns, wie dereinst unseren Vätern, beschieden schien; theils endlich das Interesse, über die neuen technischen Erfindungen, welche die Kriegskunst sich nutzbar gemacht, das allein giltige Urtheil durch ausgedehnten Gebrauch im Kriege selbst gewonnen zu sehen." Die Schrift weist nach, daß die östreichische Armee in Folge der erst begonnenen Neu-Organisation eine unverhältnißmäßig große Zahl von Rekruten hatte und daß die Soldaten der verschiedenen Nationalitäten Oestreichs zwar tapfer kämpften, aber doch nicht jene Begeisterung zeigten, welche auch das Unmögliche versucht, um das Höchste zu erreichen. Die rasche Kriegserklärung Oestreichs, ohne daß ihr eine gleich rasche und kräftige Offensive entsprach, die zunächst mit der Niederwerfung der Sardinier, dann mit der Verhinderung des Aufmarsches der französischen Armeecorps hätte beginnen müssen, wird sehr getadelt. Die Folge dieser falschen Strategie war, daß die Oestreicher sich gleich Anfangs zur Defensive verurtheilten und ihre Operationen von den Schritten des

Gegners abhängig machten. Ueber Napoleon dagegen, welcher die Meinung der Oestreicher, daß hauptsächlich ihr linker Flügel gefährdet sei, zu einem raschen Vorrücken gegen ihre rechte Flanke am Ticino benützte, um die östreichischen Armeecorps, wenn sie zur Rettung des nahen Mailands herbeieilten, einzeln zu schlagen oder vereinigt in der Flanke anzugreifen, wird treffend gesagt: „Gewiß sind der Einsicht Kaiser Napoleons die großen Bedenken, welche diesen Hoffnungen gegenüberstanden, nicht entgangen. Allein er durfte seinem Heere vertrauen und war den Oestreichern numerisch überlegen. Er handelte schnell, überraschend, kräftig, und dem so Handelnden fallen meist immer die Vortheile zu, welche dem Abwartenden entgehen.“ Daß Napoleon nach seinen beiden Siegen bei Magenta und bei Solferino, bevor er die „Adria“ erreichte, Frieden schloß, begründet die Schrift hauptsächlich mit der politischen Konstellation, welche auf die alsbaldige Eröffnung eines Rheinfeldzuges hinwies, da schon am 15. Juli der Eisenbahn-Transport der preußischen Armee nach dem Rhein beginnen sollte, welcher die übrigen deutschen Kontingente sich anzuschließen bereit waren.

Um jene Zeit erhielt Moltke den Auftrag, ein gemeinsames Vertheidigungssystem für sämtliche deutschen Küstenstaaten aufzustellen und so schleunig als möglich seinen Entwurf dem Bundestage vorzulegen. Mit gewohnter Energie machte sich Moltke an dieses Geschäft, bereiste die ganze norddeutsche Küste, ließ seine Entwürfe durch Marine- und Ingenieur-Officiere bis ins kleinste Detail ausarbeiten und übergab dieselben dem Bundestag. Dieser ernannte sofort eine Kommission zur Berathung der vorgelegten Entwürfe und forderte sie, bei der Dringlichkeit der ganzen Sache, zur

schleunigen Erledigung auf. Diese schleunige Erledigung bestand darin, daß die Kommission drei volle Jahre sich Zeit ließ, um in dieser Sache nichts zu thun, dann in Hamburg zusammentrat, mit Moltke noch einmal die Küste bereiste, alles reiflich prüfte und erwog, um schließlich in ihrer Majorität gegen alle preußischen Vorschläge zu stimmen, besonders gegen den Vorschlag, daß eine deutsche Flotte unter Preußens Führung gegründet werden solle. „So blieb alles beim Alten, d. h. so schlecht wie es war; denn welcher Art die Küstenbefestigungen waren, das hat die Wegnahme von Stade und Geestemünde durch die Preußen im Jahre 1866 gezeigt." Das Uebelwollen Oestreichs, welches jeder Art von preußischer Hegemonie entgegenarbeitete, und der Partikularismus der welfischen Regierung zu Hannover, welche nichts mehr fürchtete als jede, auch die kleinste und die nothwendigste Unterordnung unter Preußen, und daher jede weitere Gemeinsamkeit bekämpfte und sich hinter ihre Souveränetät zurückzog, um für die Vertheidigung des eigenen Küstengebietes viel zu versprechen und nichts zu thun: diese beiden negativen Geister waren es hauptsächlich, welche die so nothwendigen und praktischen Vorschläge Moltke's zum Scheitern brachten. Es blieb Preußen nichts anderes übrig, als den Plan selbst in die Hand zu nehmen und für diese Vertheidigungszwecke zu thun, so viel es konnte. Diese Erfahrung, welche Moltke mit der Raschheit und Bereitwilligkeit des Bundestags machte, war sehr geeignet, ihn, wenn es dies je noch bedurfte, zum treuen Bundesgenossen jener beiden Männer zu machen, welche etwas später als er auf ihre hohen Posten berufen wurden: im Jahre 1859 wurde General Roon zum Kriegsminister, 1862 Bismarck zum Minister des Auswärtigen und zum Minister-

präsidenten ernannt. Diese drei Männer, Moltke, Roon, Bismarck, bildeten ein Dreigestirn, um das uns die ganze Welt beneiden durfte. Der Prinz von Preußen hatte inzwischen, nachdem am 2. Januar 1861 Friedrich Wilhelm IV. gestorben war, den Thron Friedrichs des Großen bestiegen. König Wilhelm war entschlossen, Preußen die ihm gebührende Stellung in Deutschland und in Europa zu verschaffen. Daß er dieses Ziel nicht im Bundestag und durch den Bundestag erreichen könne, darüber war kein Zweifel. Preußen mußte entweder auf seine eigene Kraft sich verlassen oder das Bundestagsjoch noch länger ertragen. Um allen Eventualitäten, auch wenn sie den Namen „Krieg" und „Auflösung des Bundes" führten, gewachsen zu sein, mußte daher Preußen eine möglichst starke und möglichst schlagfertige Armee herstellen. Diese Ueberzeugung stand bei König Wilhelm und bei den drei Männern, deren Stimme in dieser Frage am gewichtvollsten in die Wagschale fiel, felsenfest. Bismarck, Moltke und Roon traten mit der ganzen Schärfe ihres Geistes und mit der ganzen Kraft ihres Willens für diesen nationalen Zukunftsplan ein. Die Einleitung zur Ausführung dieses Planes war die Reorganisation der Armee. Diese war des Königs eigenstes Werk, bei dessen Ausarbeitung und Durchführung ihn hauptsächlich der Kriegsminister Roon unterstützte. Bekanntlich gerieth die preußische Regierung wegen dieser Reorganisationsfrage, die ein erhöhtes Militärbudget erforderte, in einen langjährigen Konflikt mit der Abgeordnetenkammer. Bismarck und Roon hatten vorzugsweise diesen Streit durchzufechten und fochten ihn im Sinne des Königs durch. Moltke hatte als Generalstabschef mit der Kammer selbst nichts zu schaffen; er saß wohl bei der Besprechung

und Prüfung des Planes im Rathe des Königs; aber vor der Kammer hatte er den Plan nicht zu vertreten. Seine Thätigkeit in dieser Sache entzieht sich daher auch der Beobachtung. Ihm lag es hauptsächlich ob, zugleich mit dieser Heeresverbesserung eine Reorganisation des Generalstabes durchzuführen und denselben nach und nach durch Erweiterung seines Wirkungskreises und durch Vertiefung seiner Aufgabe auf diejenige Höhe zu bringen, welche ihm den Ruf einer Musteranstalt verschafft hat.

Die Reorganisation der Armee war bereits im Jahre 1860 vollendet. Der deutsch-dänische Konflikt gab Gelegenheit, die Zweckmäßigkeit derselben zu erproben. Moltke entwarf den Operationsplan und gab für den Einmarsch und Vormarsch der preußischen Armee die allgemeinen Direktiven. Den Oberbefehl über die preußisch-östreichische Armee führte Feldmarschall Wrangel; die preußischen Truppen standen unter dem Commando des Prinzen Friedrich Karl, die östreichischen unter dem des Feldmarschall-Lieutenants Gablenz. Als nach der Erstürmung von Düppel der König am 21. April 1864 nach Schleswig reiste, um seine siegreichen Truppen zu begrüßen, war auch Moltke in seinem Gefolge. Der Generallieutenant Vogel von Falckenstein wurde am 30. April seiner Funktion als Chef des Generalstabes der alliirten Armee enthoben und zum kommandirenden General des dritten Armeecorps, welches Jütland zu besetzen hatte, ernannt. Am gleichen Tage wurde die Stelle eines Chefs des Generalstabes der operirenden Armee General Moltke übertragen. Dieser erkannte sofort, daß der Besitz der beiden, Nordschleswig gegenüberliegenden, Inseln Fünen und Alsen für die weitere Kriegführung nothwendig sei, um dem schwer

überzeugbaren Feinde den Beweis zu liefern, daß er auch auf seinen Inseln nicht sicher sei, ihn dadurch zur Unterwerfung unter das Gebot des Siegers zu zwingen und das von diesen Inseln aus bedrohte Schleswig leichter behaupten zu können. Moltke arbeitete daher mit Feldmarschall Wrangel den Plan zu einer Landung auf Fünen aus. Dieser Plan war damals sehr wohl ausführbar, konnte aber nur mit Hilfe der Oestreicher ins Werk gesetzt werden, da die preußischen Streitkräfte im Sundewitt und in Jütland, die östreichischen um Kolding standen. „Dem Feldmarschall-Lieutenant Gablenz wurde der Oberbefehl über ein aus Preußen und Oestreichern gemischtes Corps angeboten; aber wie sehr dies und überhaupt das Wagniß der Expedition auch dem unternehmenden Sinn jenes trefflichen Generals zusagte, so lag doch diese Landung zu wenig im speciellen Interesse des Wiener Kabinets, als daß dieselbe zur Ausführung gelangt wäre. Es blieben daher nur der Angriff auf Alsen und die vollständige Besetzung Jütlands als letzte Zwangsmittel gegen die in Kopenhagen uns unerreichbare dänische Regierung.“ Die östreichische Regierung mochte schon damals die Besorgniß hegen, daß alle Eroberungen, welche sie als Alliirte Preußens in Dänemark mache, schließlich doch nur Preußen zu gut kommen würden; sie mochte bei dem neuen Moltke'schen Plan an den wenige Jahre vorher vorgelegten denken, als Moltke die Gründung einer deutschen Flotte unter Preußens Führung befürwortete; und im Hinblick auf solch offenkundige Bestrebungen Preußens, wenigstens im Norden Deutschlands die Führerschaft zu übernehmen und in den dortigen Meeren eine Herrschaft zu gründen, mochte sie die Erfolge in diesem Kriege bereits eher für zu groß als für zu gering halten.

Lehnte Habsburg den ihm zugewiesenen Angriff auf Fünen ab, so hielt Hohenzollern um so fester an der Landung auf Alsen. Feldmarschall Wrangel war inzwischen durch ein Dekret vom 18. Mai vom Obercommando abberufen, Prinz Friedrich Karl mit demselben betraut und dem General Herwarth von Bittenfeld das Commando des ersten Armeecorps übertragen worden. Die Londoner Konferenz, auf welcher England für Dänemark zu retten suchte, was irgend zu retten war, gieng am 25. Juni resultatlos auseinander. Damit war der Waffenstillstand beendigt, und der preußische Adler regte wieder seine Schwingen. Der Plan zur Landung auf Alsen war von Moltke bereits ausgearbeitet; das Armeecorps des Generals Herwarth sollte die Ausführung übernehmen; der 29. Juni war für diese Unternehmung bestimmt. Unter den Augen des Prinzen Friedrich Karl und des Generals Moltke, welche, der Stadt Sonderburg gegenüber, auf einer Schanze standen, giengen die Bataillone am 29. Juni vor Tagesanbruch auf 160 Kähnen über den Alsensund, landeten unter dem Feuer der dänischen Batterien und nahmen in raschem Laufe die ganze Insel bis zur Halbinsel Kekenis, welche die Dänen am folgenden Tage freiwillig räumten, auf ihren Schiffen Schutz suchend. Wenige Tage darauf gieng General Vogel von Falckenstein über den Lymfiord und pflanzte die preußische Fahne an der Nordspitze Jütlands, dem Kap Skagen, auf; die friesischen Inseln, Sylt und Föhr, wurden von östreichischen Abtheilungen besetzt; die Vorbereitungen zu einer Landung auf der Insel Fünen, wo sich die dänische Armee, etwa 15,000 Mann stark, gesammelt hatte, wurden nun vom Obercommando selbst in die Hand genommen, die Uebergangsplätze ausgewählt, der Batteriebau begonnen. Die

Ausführung dieses neuen Schlachtengemäldes wartete die dänische Regierung, welche sich selbst in Kopenhagen nicht mehr sicher fühlte, nicht ab, bat um Bewilligung eines Waffenstillstandes und unterzeichnete am 1. August die Präliminarien, am 30. Oktober den Friedensvertrag von Wien. Die deutschen Herzogthümer, Lauenburg, Holstein und Schleswig, wurden der dänischen Gewaltherrschaft entrissen und wieder mit Deutschland vereinigt. Zunächst waren sie an die beiden Sieger, den Kaiser von Oestreich und den König von Preußen, abgetreten. Daß Moltke, der einstige Kadet von Kopenhagen, seine erste kriegerische Leistung als Chef des preußischen Generalstabes gerade gegen Dänemark machte, war eine interessante Fügung.

Ein größerer Wirkungskreis zur Entfaltung seines strategischen Genies eröffnete sich für Moltke im Jahre 1866, als die beiden Alliirten über den Besitz der eroberten Herzogthümer sich nicht verständigen konnten, die schleswig-holsteinische Frage zur deutschen sich erweiterte und Oestreich die Bundesexekution gegen Preußen aufbot. Vor Ausbruch des Krieges, am 8. Juni 1866, wurde Moltke zum General der Infanterie ernannt. Welch glänzenden Antheil Moltke an diesem ruhmvollen Feldzuge von 1866 hatte, wie sehr er demselben so deutlich und so vollständig seinen Stempel aufdrückte, haben wir in dem ersten Abschnitt dieser Schrift bereits gesehen. Er selbst sagte nach seiner Rückkehr von Nikolsburg: „Es ist schön, wenn der Herr einem Manne den Lebensabend so erhellt, wie er es dem Könige und vielen seiner Generale gethan; auch ich bin jetzt 66 Jahre alt, und für mein Wirken in diesem Leben habe ich einen so herrlichen Lohn erhalten, wie wohl wenige Menschen. Wir

haben einen Feldzug geführt, der für Preußen, für Deutschland, für die Welt eine unermeßliche Bedeutung hat. Gottes Gnade hat unser redliches und thatenkräftiges Streben mit glorreichen Siegen belohnt. Wir alten Leute aus dem böhmischen Feldzuge, wir können uns rühmen, welche harte Kämpfe wir auch in unserem früheren Leben durchgekämpft haben, dennoch des Glückes Schoßkinder zu sein." Aber auch das Unglück blieb nicht aus. Unter den vielen edlen Damen, welche am 4. August 1866 am Bahnhof zu Berlin die Sieger von Königgrätz erwarteten, befand sich auch Frau General von Moltke. Sie mochte mit stolzem Entzücken den geliebten Gatten wiedersehen, dessen Name nun die ganze Welt erfüllte. Es war eine äußerst glückliche Ehe. Aber im December 1868 erkrankte Frau von Moltke; der Weihnachtsabend, welcher so vielen Menschen so viele Freude bringt, kam heran, und ehe er schied, war Moltke das Liebste, was er auf Erden hatte, entrissen. Da die Ehe kinderlos war, stand Moltke nun wieder allein. König Wilhelm, welcher seinen großen General nicht so einsam in seinem Schmerze lassen wollte, ernannte sofort Moltke's Neffen, den Lieutenant von Burt, zum zweiten Adjutanten des Generals. Moltke's Schwester, Frau von Burt, welche inzwischen Witwe geworden war, zog in das Haus ihres Bruders und übernahm dort die Stelle der Hausfrau. So bildete sich durch die Anwesenheit der Schwester und des Neffen im Hause Moltke's wieder ein kleiner traulicher Familienkreis. Seiner verstorbenen Gattin ließ Moltke auf einem Hügel seines Gutes Creisau ein Mausoleum errichten, in welchem ein von kunstvoller Bildhauerhand verfertigtes Christusbild über den auf dem Marmorboden stehenden Sarg die segnenden Hände ausbreitet.

Mitten in diese Schmerzenszeit vom December 1868 fiel für Moltke die Ausarbeitung einer neuen Aufgabe. Hatte er auch schon Großes geleistet: es blieb ihm noch Größeres übrig. Der Dienst für König und Vaterland erheischte aufs neue seine Kraft. Bei dieser neuen geistigen Anstrengung mußte er seinen persönlichen Schmerz zurückdämmen und ihn, wie es die Welt vom Manne verlangt, zur stillen Wehmuth werden lassen. Denn das, was bevorstand, konnte die strategische Leitung Moltke's unmöglich entbehren. Der Krieg mit Frankreich, schon im Jahre 1867 bei der Luxemburger Frage in naher Aussicht, galt bereits als unvermeidlich. Sein Ausbruch war nur noch eine Frage der Zeit. „Rache für Sadowa!" war der Ruf, welcher seit dem 3. Juli 1866 in der französischen Kammer und Presse ohne Aufhören ertönte. Der im Jahre 1867 zum Kriegsminister ernannte Marschall Niel entwarf ein neues Armeegesetz, das in vielen Punkten die preußischen Organisationen sich zum Muster nahm und der Regierung eine sehr starke Feldarmee zur Verfügung stellen sollte, führte das vortreffliche Chassepot-Gewehr ein, das eine große Tragfähigkeit hatte, und sorgte für Vermehrung und Verbesserung der Geschütze; doch war gerade in der Wahl des Geschütz-Systems Kaiser Napoleon nicht glücklich, und die neuerfundenen Mitrailleusen hatten nicht die erwartete Wirkung. Diese mit Hast betriebenen und in den Kammern mit Eitelkeit besprochenen Kriegsrüstungen hatten, da Frankreich von niemand bedroht war, nur einen Angriffs- und Eroberungskrieg zum Zweck, und das Ziel eines solchen Krieges war nur am Rhein oder in Belgien zu suchen. Doch waren alle diese Rüstungen noch in ihrem ersten Stadium. Wollte die französische Regierung ihres Erfolges einigermaßen sicher

sein, so mußte sie den Abschluß der Reorganisation abwarten. Erst mit der Einberufung des Kontingents von 1875 war dieselbe vollendet, und dann erst betrug die Kriegsstärke der Armee 800,000, die der Mobilgarde 500,000 Mann. Auch waren die nöthigen Vorräthe an neuen Waffen in den nächsten drei Jahren nicht herzustellen. Trotzdem war schwer zu glauben, daß die französische Ungeduld die Vollendung der Reorganisation abwarte. Die Bonapartisten träumten von kriegerischen Triumphen; die Ultramontanen fürchteten die Errichtung eines protestantischen Kaiserthums in Deutschland; der Kaiser selbst wünschte den Krieg nicht, hatte aber auch nicht die Kraft, das Kriegsgeschrei seiner nächsten Umgebung in die Schranken zu verweisen, und huldigte immer noch der Ansicht, daß nur durch Annexion großer Gebietstheile der Thron seinem Sohne erhalten werden könne. Um sicherer zu gehen, wünschte Napoleon diese Annexionen im Bunde mit Preußen zu machen. Aber sein letztes Anerbieten vom Jahre 1867, worin er die Aufnahme Süddeutschlands in den Norddeutschen Bund gegen die Ueberlassung Luxemburgs und Belgiens zugeben wollte, wurde von Bismarck, wenn auch nicht geradezu abgewiesen, so doch auch nicht angenommen, sondern „dilatorisch" behandelt. Unter solchen Umständen mochte allmählich im französischen Kabinet der Gedanke sich festsetzen, daß, wenn Preußen auf seiner Sprödigkeit gegen die Anträge Frankreichs beharre, dieses versuchen müsse, die Grenzerweiterung, welche es *mit* Preußen erstrebt habe, *gegen* dasselbe zu erreichen, und daß für die Eröffnung des Krieges diejenige Zeit als die geeignetste anzusehen sei, in welcher zwischen Nord- und Süddeutschland noch eine Mainlinie bestehe. Zum Unglück für das kriegslustige Frank-

reich starb im August 1869 der Schöpfer der Reorganisation, Marschall Niel, und sein Nachfolger im Kriegsministerium, General Leboeuf, hatte nicht Einsicht und Energie genug, um das unternommene Werk durchzuführen und die tollen Heißsporne vor einer vorzeitigen Kriegserklärung zurückzuhalten.

War man in Berlin seit dem Jahre 1867 überzeugt, daß in Frankreich der Krieg gegen Preußen unwiderruflich beschlossen und die Zeit für die Eröffnung desselben nur noch von irgendwelchen unvorhergesehenen Zwischenfällen abhängig sei, so handelte die preußische Regierung am sichersten, wenn sie sich so früh als möglich mit den Umrissen dieses bevorstehenden Feldzugs beschäftigte und ihre Bataillone, wenn auch noch nicht ins Feld führte, so doch vorläufig in einem Moltkeschen Feldzugsplane dem Feinde gegenüberstellte. Im Winter 1868 auf 1869 übergab Moltke dem König von Preußen eine Denkschrift des preußischen Generalstabes, welche für die Versammlung aller deutschen Streitkräfte und für die Aufstellung und Gliederung der einzelnen Armeen sehr genaue Vorschläge, als Basis für die weiteren Operationen, enthielt. Das Generalstabswerk sagt hierüber zur Einleitung: „Zu den Aufgaben des Generalstabes im Frieden gehört es, für alle wahrscheinlichen kriegerischen Eventualitäten die Gruppirung und den Transport der Truppenmassen in detailirtester Weise zu bearbeiten und die Entwürfe dafür im voraus bereit zu halten. Bei dem ersten Aufmarsche einer Armee kommen die vielseitigsten politischen und geographischen Erwägungen neben den militärischen in Betracht. Fehler in der ursprünglichen Versammlung der Heere sind im ganzen Verlauf der Feldzüge kaum wieder gut zu machen. Alle diese Anordnungen aber lassen sich lange vorher erwägen und, die Kriegsbereit-

schaft der Truppen, die Organisation des Transportwesens vorausgesetzt, müssen sie zu dem beabsichtigten Resultat führen. Anders verhält es sich bei der weiteren Aufgabe der Strategie, der kriegerischen Verwendung der bereitgestellten Mittel, also bei den Operationen. Hier begegnet unserem Willen sehr bald der unabhängige Wille des Gegners. Dieser kann zwar beschränkt werden, wenn man rechtzeitig zur Initiative fertig und entschlossen ist, aber man vermag ihn nicht anders zu brechen als durch das Gefecht. Die materiellen und moralischen Folgen jedes größeren Gefechtes sind nun so weitgreifender Art, daß durch dieselben meist eine völlig veränderte Situation und mit ihr eine neue Basis für neue Maßnahmen geschaffen wird. Kein Operationsplan kann mit einiger Sicherheit über das erste Zusammentreffen mit der feindlichen Hauptmacht hinausreichen.“ Die Moltke'sche Denkschrift bezeichnet als nächstes Operationsziel, „die Hauptmacht des Gegners aufzusuchen und, wo man sie findet, anzugreifen,“ und läßt, von den ersten Bewegungen an, als leitenden Gedanken das Bestreben erkennen, „die feindliche Hauptmacht in nördlicher Richtung von ihrer Verbindung mit Paris abzudrängen.“

Die Denkschrift besprach zunächst die Stärkeverhältnisse der beiderseitigen Feldarmeen und nahm an, daß Norddeutschland anfangs nur über zehn Armeecorps mit 330,000 Mann, Frankreich im ersten Augenblick nur über 250,000, nach Einreihung seiner Reserven über 343,000 Mann verfügen könne. „Es leuchtet ein, wie wichtig es ist, die Ueberlegenheit auszunützen, welche wir gleich anfangs allein schon in den norddeutschen Kräften besitzen. Diese wird am entscheidenden Punkte noch wesentlich gesteigert werden, wenn die Franzosen

sich auf Expeditionen gegen die Nordseeküste oder nach Süddeutschland einlassen. Zur Abwehr der ersteren sind die ausreichenden Mittel im Lande verblieben.“ Das anfängliche Stärkeverhältniß der norddeutschen Armee mußte aber sehr zum Nachtheil Frankreichs umschlagen, falls, was zur Zeit der Abfassung der Denkschrift noch nicht feststand, die süddeutschen Staaten gleich im Beginn des Krieges an demselben theilnahmen oder falls die drei Reservecorps und einige Landwehrdivisionen aus Norddeutschland herangezogen wurden. Mit den Vertretern der süddeutschen Kontingente fanden vor Ausbruch des Krieges Besprechungen in Berlin statt. Von Seiten des preußischen Generalstabes wurde denselben die Eröffnung gemacht, „daß bei direkter Vertheidigung des oberen Rheins und des Schwarzwaldes Norddeutschland eine wirksame, unmittelbare Hilfe im ersten Augenblick, schon der Entfernung nach, nicht zu leisten in der Lage sei; daß eine weit größere Sicherung des deutschen Südens aus der Vereinigung aller Streitkräfte am mittleren Rhein erwachse, welche von dort, sei es auf dem rechten oder dem linken Ufer, offensiv in die Flanke der feindlichen Invasion vorgiengen und diese nothwendig sehr bald zum Stehen oder zur Umkehr zwingen müßten.“ Die süddeutschen Fürsten hatten genug „Hingebung an die gemeinsame Sache und genug Vertrauen auf die obere Heeresleitung“, um dieser Ansicht des preußischen Generalstabes beizupflichten und demgemäß „das eigene Landesgebiet von ihrer aktiven Militärmacht zu entblößen und diese dem norddeutschen Heere unmittelbar anzureihen.“ Sie thaten das um so bereitwilliger, da sie von Bismarck bereits davon in Kenntniß gesetzt worden waren, daß Napoleon bei seinen verschiedenen Allianzanträgen und Kompensationsforderungen

auch auf Rheinbaiern sehr begehrliche Blicke geworfen habe. So standen die Verhältnisse bei Ausbruch des Krieges weit günstiger, als im Winter 1868 auf 1869 sicher angenommen werden konnte.

Moltke hatte bei Ausarbeitung seiner Denkschrift auf verschiedene Möglichkeiten Rücksicht zu nehmen. Wenn Frankreich die Neutralität Belgiens, Hollands und der Schweiz respektirte, blieb das Kriegstheater auf den Raum zwischen Luxemburg und Basel beschränkt. Drang aber ein französisches Heer in Belgien ein, um von da über die Maas gegen Köln vorzudringen, so wollte Moltke durch eine Aufstellung der deutschen Streitmacht an der Mosel jenes am Vordringen gegen die Maas hindern und zwingen, gegen Süden Front zu machen und, während alle seine Verbindungen bedroht waren, eine Entscheidungsschlacht anzunehmen. Wollte Frankreich seine Armee durch die Schweiz marschiren lassen, so glaubte Moltke, daß dieselbe in der starken und wohl organisirten Schweizermiliz ein erhebliches Hinderniß fände. Seine Ansicht war daher, daß Frankreich, dessen Hauptstadt durch die Versammlung bedeutender Streitkräfte an der Mosel unmittelbar bedroht war, auf solch weit aussehende Unternehmungen sich nicht einlassen werde. „Wir dürfen mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß die Franzosen ihre erste Versammlung auf der Linie Metz-Straßburg bewirken werden, um mit Umgehung unserer starken Rheinfront gegen den Main vorzudringen, Nord- und Süddeutschland zu trennen, mit letzterem ein Abkommen zu treffen und, basirt auf dasselbe, gegen die Elbe vorzuschreiten. Auch dann ergibt sich eine Versammlung südlich der Mosel und zwar aller verfügbaren Streitkräfte in der bairischen Pfalz als das geeignetste Mittel,

solchen Planen entgegenzutreten.“ Sollte der Feind von Straßburg aus den Versuch machen, mit einem Theil seiner Streitkräfte gegen Süddeutschland vorzugehen, so wollte Moltke rheinaufwärts in die Flanke dieses Marsches stoßen und den Gegner zwingen, vom Vordringen über den Schwarzwald abzustehen und seine Front nach Norden zu richten. Für den Fall, daß die württembergischen und badischen Truppen sich an den linken Flügel der norddeutschen Armee anschloßen, bezeichnete Moltke Rastatt als denjenigen Punkt, in dessen Nähe eine Entscheidung gesucht werden konnte. Verzichtete der Feind auf einen Vorstoß gegen Süddeutschland, so schien Moltke wiederum die bairische Pfalz höchst geeignet zur Aufstellung der Armee, da dieselbe von dort aus sowohl rechts nach Metz als links nach Straßburg sich wenden oder, „vorausgesetzt daß wir stark genug sind“, d. h. daß die süddeutschen Kontingente sich an Preußen anschloßen, gleichzeitig nach beiden Seiten hin Front machen konnte. Von der Pfalz aus wurde sowohl der untere als der obere Rhein geschützt, eine Offensive in Feindesland am leichtesten möglich und, falls diese zur rechten Zeit ergriffen wurde, wahrscheinlich jedem Betreten deutschen Bodens durch die Franzosen zuvorgekommen. „Es fragt sich also nur noch,“ sagt Moltke weiter, „ob wir ohne Gefahr, in unserer ersten Versammlung gestört zu werden, diese über den Rhein hinaus in die Pfalz und bis hart an die französische Grenze verlegen dürfen, und diese Frage ist nach meiner Ansicht mit Ja zu beantworten.“ Er begründete dieses Urtheil damit, daß er in seiner Denkschrift nachwies, daß die deutsche Mobilmachung bis in das letzte Detail vorbereitet sei; daß sechs durchgehende Eisenbahnen für den Transport nach der Gegend zwischen Mosel und Rhein verfügbar

seien; daß die Fahrlisten, aus welchen jeder Truppentheil Tag und Stunde des Aufbruchs und des Eintreffens ersehe, schon fertig liegen; daß am zehnten Tage, vom Tag der Mobilmachungsordre an gerechnet, schon die ersten Abtheilungen an der französischen Grenze stehen, am dreizehnten schon zwei vollständige Armeecorps sich dort versammeln, am achtzehnten bereits 300,000 Mann dort aufgestellt, am zwanzigsten sämtliche Corps mit allen ihren Trains versehen sein könnten; daß auch nicht der geringste Grund zu der Annahme vorliege, die Franzosen würden in kürzerer Zeit die Aufstellung ihrer Armee bewerkstelligen.

Die Gruppirung der Streitkräfte sollte nach der Denkschrift in ähnlicher Weise vor sich gehen wie im Jahre 1866. Bei dieser Berechnung und Vertheilung wurden die süddeutschen Kontingente mitgezählt. Moltke wollte wieder mit drei, zeitweise getrennten Armeen operiren. Die erste Armee, aus zwei Corps bestehend, etwa 60,000 Mann, sollte den rechten Flügel bilden und in der Gegend von Wittlich (nördlich von Trier) sich aufstellen; die zweite Armee, aus vier Corps bestehend, sollte, etwa 131,000 Mann stark, zwischen Neunkirchen und Homburg das Centrum bilden; die dritte Armee, aus fünf Corps (darunter die bairischen, württembergischen und badischen Truppen) bestehend, sollte den linken Flügel einnehmen und, etwa 130,000 Mann stark, bei Landau und Rastatt sich versammeln. Zwei Corps, etwa 63,000 Mann, sollten in der Stellung vorwärts Mainz die Reserve der zweiten Armee bilden und diese bis zur Stärke von 194,000 Mann bringen. Alles dies zusammen würde eine Operationsarmee von 384,000 Mann ergeben. Die zu weiterer Verfügung stehenden noch übrigen drei Armeecorps, 100,000 Mann,

sollten, wenn nicht unvorhergesehene Hindernisse ihren Abmarsch hinderten, erst nach vollendetem Transport der anderen Corps auf den Kriegsschauplatz gezogen werden. Zu Festungsbesatzungen sollten vorläufig 9 Infanterieregimenter zurückbleiben, zur Küstenbewachung die 17. Infanterie-Division, an welche sich die neuen Landwehrformationen anzuschließen hatten. Moltke konnte am Schlusse seiner Denkschrift dem Könige mittheilen, daß drei Wochen nach Erlaß der Mobilisirungsordre die Offensive mit 384,000 Mann oder, wenn das Eintreffen der weiteren drei Corps erwartet würde, nach weiteren vier Tagen mit 484,000 Mann eröffnet werden könne. Die Vorarbeiten für den Transport und den Marsch dieser 484,000 Mann waren in der Denkschrift bis in das letzte Detail fortgeführt, so daß, wann der Krieg ausbrach und der König die Mobilisirung der gesamten deutschen Armee befahl, nichts weiter mehr nöthig war, als „das Datum des ersten Mobilmachungstages in die, von der Eisenbahn-Abtheilung im Generalstab (Oberstlieutenant v. Brandenstein) für jeden einzelnen Truppentheil ausgearbeiteten, Marsch- und Fahrtableaux einzufügen und so den Transport beginnen zu lassen." In den ersten Monaten des Jahres 1869 lag dieser Feldzugsplan fertig vor. Napoleon und seine Minister mochten die Kriegsfrage stellen, wann sie nur wollten: Moltke war bereit, am nämlichen Tage, an welchem der Pariser Telegraph die kriegerische Wendung ankündigte, den Marsch der Armee beginnen zu lassen, binnen zwanzig Tagen 384,000 Mann hart an der feindlichen Grenze aufzustellen, vier Tage nachher weitere 100,000 Mann dahin zu bringen und den Feind in dessen eigenem Gebiete aufzusuchen. Diese vollständige Bereitschaft, welche Moltke durch seine Denkschrift schuf, gab der

preußischen Politik jene imponirende Sicherheit und Ueberlegenheit, welche gegenüber dem unentschlossenen und phrasenhaften Wesen, das sich in Frankreich bemerklich machte, sehr vortheilhaft abstach.

Auch in Frankreich beschäftigte man sich lange vor dem Kriege mit der Entwerfung eines Feldzugsplanes. Man war dort durch die Berichte des französischen Militär-Attaché's in Berlin, Oberstlieutenants Baron Stoffel, über die Schlagfertigkeit Preußens in Kenntniß gesetzt worden; aber man schenkte diesen Berichten zu wenig Glauben und ließ sich in seiner leidenschaftlichen und geradezu unsinnigen Kriegslust dadurch nicht stören. Napoleon, der Kriegsminister Leboeuf und der Marschall Mac Mahon wußten recht wohl, daß das vereinigte Deutschland ihnen ein numerisch weit überlegenes Heer aufstellen könne. Sie berechneten die deutsche Operationsarmee auf 550,000, die eigene auf nur 300,000 Mann. Diesen Nachtheil suchte Napoleon durch Ergreifung einer raschen und überwältigenden Initiative zu paralysiren. Er wollte 150,000 Mann bei Metz, 100,000 bei Straßburg, 50,000 im Lager von Châlons aufstellen, die beiden ersteren Armeen unterhalb Straßburg vereinigen, mit 250,000 Mann den Rhein bei Maxau überschreiten, Baden, Württemberg und Baiern durch einen raschen Ueberfall in seine Gewalt bringen und zur Neutralität zwingen und dann das preußische Heer, dessen Stärke er auf nur 350,000 Mann berechnete, aufsuchen und bekämpfen. Der Bundesgenossenschaft Italiens und Oestreichs glaubte er nach dem ersten kriegerischen Erfolge sicher zu sein. Ein Theil der preußischen Streitkräfte sollte durch das Erscheinen der französischen Flotte in der Nordsee und Ostsee zurückgehalten, der Rücken der französischen

Armee und die Nordostgrenze Frankreichs durch die von Châlons nach Metz vorgeschobene Reservearmee gedeckt werden. Dieser Plan, dessen Autorschaft Napoleon selbst zugeschrieben wird, gieng zwar von der richtigen Anschauung aus, daß die numerische Ueberlegenheit Deutschlands durch die Raschheit der französischen Operationen ausgeglichen werden müsse, beruhte aber auf verschiedenen Irrthümern und hielt Wahrscheinlichkeiten und Möglichkeiten für eine sehr solide Grundlage. Die ganze Organisation der französischen Armee war nicht auf schnelle Zusammenziehung eingerichtet; die süddeutschen Staaten hatten sich bereits mit dem Moltke'schen Plan befreundet; auch ohne die süddeutschen Kontingente konnte Preußen, das schon im Feldzug von 1866 gegen 350,000 Mann aufgestellt hatte, eine weit größere Armee aufstellen, da es ja über sämtliche Streitkräfte des Norddeutschen Bundes gebot; mit Italien und Oestreich wurde zwar über den Abschluß einer Allianz unterhandelt; aber die Hilfe Italiens war für Napoleon nur zu haben um den Preis der Preisgebung Roms, welchen Preis Napoleon aus Rücksicht für die in Frankreich mächtige klerikale Partei weder zahlen konnte noch wollte, und Oestreich, im Rücken von Rußland bedroht, konnte keinen Angriff auf preußisches Gebiet wagen, wenn nicht vorher Preußen ein zweites Jena erlitten hatte; die Demonstrationen der Flotte endlich hatten wenig Bedeutung, und wenn einmal die deutsche Armee auf französischem Boden stand, hörten sie von selbst auf. So fehlte dem Napoleonischen Plan, der für einen Franzosen etwas Bestechendes haben mochte, vollständig die Moltke'sche Solidität, und Frankreich war, wenn es mit Deutschland Krieg anfieng, zunächst isolirt. Deutschland hatte zwar auch keinen Bundesgenossen; aber es

brauchte und wollte auch keinen. Bei einer Vergleichung zwischen den Leistungen der französischen Armee im Jahre 1859 und denen der preußischen Armee im Jahre 1866, sowie zwischen den leitenden Persönlichkeiten in Deutschland und denen in Frankreich, glaubte man in Berlin, einer französischen Herausforderung mit Ruhe entgegensehen zu können. Der Gegner wurde nicht unterschätzt, aber auch nicht gefürchtet.

Im deutsch-französischen Kriege

1870 und 1871.

In den schwülen Juli-Tagen des Jahres 1870 war Moltke, während König Wilhelm im Bad Ems verweilte, auf seinem schlesischen Gute Creisau. Die Kandidatur des Erbprinzen von Hohenzollern, welcher nach einem Beschlusse des spanischen Ministeriums den Thron von Spanien besteigen sollte, wurde von der französischen Kriegspartei als Gewitterwolke benützt. Es wurde von Stunde zu Stunde schwüler. Am 12. Juli, als der Prinz von seiner Kandidatur zurücktrat, schien ein erfrischender Umschlag einzutreten. Aber der Herzog von Gramont, französischer Minister des Auswärtigen, konnte, da er um jeden Preis Krieg anfangen wollte, für die Dekoration des französischen Kriegstheaters seine Gewitterwolke nicht entbehren. Als gewandter Maschinist verstand er es, das Blitzen und Donnern, das Stürmen und Regnen ziemlich täuschend nachzumachen. Die Wolke platzte. Es fragte sich nur, wen sie traf. Bei der Häufung von Zudringlichkeiten und Taktlosigkeiten, welche sich das französische Kabinet gegen König Wilhelm und dessen Regierung erlaubte, war für jedermann klar, daß die „Rache für Sadowa" nun in Scene gesetzt werden sollte. Das gieng aber nicht ohne

Moltke. Dieser reiste daher von Creisau ab und traf am 12. Juli, gleichzeitig mit Bismarck, der in Varzin Erholung gesucht hatte, in Berlin ein. Alsbald wurden die wichtigsten Berathungen gepflogen. Am 15. Juli kehrte der König von Ems nach Berlin zurück. Ueberall jauchzte ihm das Volk zu, daß er die Zumuthungen der französischen Regierung zurückgewiesen habe. Von Berlin aus waren dem König der Kronprinz, Bismarck, Moltke und Roon bis Brandenburg entgegengereist, „um ohne eine Stunde Zeitverlust die Befehle Sr. Majestät zur Ausführung bringen zu können". Unter dem donnernden Hurrah der zahlreich versammelten Volksmenge fuhr Abends kurz vor neun Uhr der königliche Zug im Potsdamer Bahnhof ein. Hier erfuhr man, daß am gleichen Tage die französischen Minister den Kammern Vorlagen gemacht hätten, die einer Kriegserklärung gleichkamen. Der König fuhr mit dem Kronprinzen nach dem Schloß; Moltke begab sich in das Generalstabsgebäude. Gegen 11 Uhr, als die Menge noch dicht gedrängt unter den Linden stand, gieng Moltke in das königliche Palais, um mit dem König noch zu arbeiten. Er wurde auf dem ganzen Wege stürmisch begrüßt; wußte man sich ja sicher, wo er, der Stratege von 1866, die Waffen Preußens leitete. Am 19. Juli erfolgte die förmliche französische Kriegserklärung. Doch schon seit vier Tagen war der Transport der deutschen Armee im Gang. Noch am Abend des 15. wurde die Mobilmachung vom König beschlossen. Der 16. Juli war der erste Mobilmachungstag. Zwanzig Tage darauf sollte, nach Moltke's Berechnung, die erste Operationsarmee an der französischen Grenze stehen. Schon am 26. Juli, also nach elf Tagen, war die Mobilisirung vollendet und acht Tage darauf

die Aufstellung der deutschen Heere zwischen Rhein und Saar vollzogen. Die Energie des Kriegsministeriums und der Eifer der Eisenbahnverwaltungen hatten das scheinbar Unmögliche möglich gemacht. Und doch hätte auch die größte Anstrengung dies nicht bewerkstelligen können, wenn nicht lange vor der Mobilmachung Moltke sich selbst mobil gemacht hätte. Die Moltke'sche Denkschrift von 1869 kam nun zur Ausführung. In die für jeden einzelnen Truppentheil bereits ausgefertigten Listen brauchte nur das Datum des 16. Juli eingetragen zu werden, und der Zug nach Rhein und Mosel gieng unaufhaltsam fort. Die süddeutschen Kontingente waren, wie wir gesehen haben, nachträglich in den Feldzugsplan aufgenommen und kannten ihre Bestimmung so gut, wie die norddeutschen Truppentheile. Die Bildung der drei Armeen, wie sie Moltke vorgeschlagen hatte, wurde am 18. Juli vom König befohlen und für die Erste Armee, den rechten Flügel, General Steinmetz, für die Zweite Armee, das Centrum, Prinz Friedrich Karl, für die Dritte Armee, den linken Flügel, der Kronprinz zum Oberbefehlshaber ernannt. Am 31. Juli reiste Moltke im Gefolge des Königs von Berlin ab und traf am 2. August früh in Mainz ein, wo zunächst das Große Hauptquartier eingerichtet wurde.

Moltke war der Ansicht, daß das französische Obercommando, nachdem der Uebergang vom Frieden zum Krieg so auffallend eilig betrieben worden war, wenn auch nicht „überbereit" sei, so doch frühzeitig genug dazu bereit sei, die Grenzen der Rheinprovinz und der Pfalz zu überschreiten, um den Aufmarsch der deutschen Heere auf dem linken Rheinufer zu verhindern. Ein solcher Vorstoß hätte vorzugsweise die Zweite Armee getroffen, welche ihren Aufmarsch durch

die hessische und bairische Rheinpfalz vollzog. Als dann in Folge des Rekognoscirungsgefechts bei Saarbrücken am 2. August diese Stadt von den Franzosen besetzt wurde und die, übrigens falsche, Nachricht einlief, daß die Grenze bei Saargemünd überschritten sei, glaubte Moltke auf's neue mit einer französischen Offensive rechnen zu müssen. Prinz Friedrich Karl war für diesen Fall entschlossen, seinen Marsch durch das Haardtgebirge aufzugeben und rückwärts desselben bei Kirchheimbolanden, in der nördlichen Rheinpfalz, „in einer ausgesuchten Stellung" sich zu schlagen. Die in der Gegend von Landau vereinigte Dritte Armee, welche die doppelte Aufgabe hatte, die linke Flanke der Zweiten Armee und zugleich Süddeutschland zu decken, war vermöge ihrer Aufstellung am meisten in der Lage, durch angriffsweises Vorgehen einen französischen Vorstoß nach der Pfalz zu verhindern. Moltke hatte daher schon am 30. Juli ein Telegramm an den Kronprinzen gerichtet, wonach dessen Armee, sobald die badische und die württembergische Division herangezogen seien, sofort am linken Rheinufer in südlicher Richtung vorgehen, den Feind aufsuchen und angreifen solle. Da aber die Dritte Armee noch nicht vollständig vereinigt war und ein großer Theil des Trains noch fehlte, so fühlte sich der Kronprinz für die Offensive noch nicht sicher genug, jedoch stark genug, um die linke Flanke der Zweiten Armee zu schützen. Als aber die oben angeführten Nachrichten in Mainz einliefen, schien ein Vorrücken der Dritten Armee dringend geboten. Daher sandte Moltke am 2. August den Oberstlieutenant v. Verdy in das Hauptquartier zu Speier mit der Meldung, „daß mit Rücksicht auf ein späteres Zusammenwirken der ganzen deutschen Heeresmacht gegen die Saarlinie

(von welcher die Dritte Armee am weitesten entfernt war) die linke Flügelarmee sich schon jetzt in Bewegung setzen müsse". Darauf beschloß der Kronprinz, auch ohne die Trains beisammen zu haben, am 4. August die Grenze zu überschreiten. Dieser Entschluß führte zu den Siegen bei Weißenburg und bei Wörth, wodurch die Armee Mac Mahons zersprengt, theils nach Straßburg, theils über die Vogesen zurückgeworfen und das untere Elsaß eine Beute des Siegers wurde.

Die französische Regierung war ihrer Aufgabe durchaus nicht gewachsen. Es lag in ihrer Hand, durch Hinausschiebung des Konfliktes und der Kriegserklärung sich eine längere Frist zur Vervollständigung ihrer Rüstungen zu verschaffen; aber die französische Diplomatie schlug in ihrem Uebermuth schon zu einer Zeit los, als die Heeresleitung mit ihren Vorbereitungen noch sehr weit zurück war. Als der Krieg bereits erklärt war, standen zwischen Metz und der preußischen Grenze nur vier Corps, zwischen Saargemünd und Straßburg nur zwei, ein siebentes sammelte sich erst bei Belfort und die Reserve bei Châlons. Unter solchen Umständen verbot sich, gegenüber der aus 13 Armeecorps bestehenden deutschen Operationsarmee, die Offensive von selbst. Das Gefecht bei Saarbrücken am 2. August, womit die Franzosen den Feldzug eröffneten, hatte wenig Bedeutung. Graf Gneisenau, welcher dort kommandirte, hatte zum voraus die Weisung, sich vor überlegenen Kräften zurückzuziehen. Dem französischen General Frossard, welcher mit dem zweiten Corps auf den Höhen von Spicheren stand, wurde es dort bald unbehaglich. Schon am 5. August erklärte er seine Stellung für gefährdet und wünschte, gegen Saargemünd

oder nach St. Avold abzuziehen, und das französische Obercommando war damit einverstanden. Es ist sicher anzunehmen, daß General Frossard, wenn auch nicht schon auf die Nachricht von dem Anmarsch der Ersten und Zweiten Armee, so doch jedenfalls auf die Kunde von der Niederlage bei Wörth, am 7. August seine Stellung freiwillig geräumt und sich nach der Mosel zurückgezogen hätte. Eine Schlacht bei Spicheren lag nicht in seiner Intention. Aber auch Moltke wünschte eine solche nicht, und wenn auch die Marschbefehle des Generals Steinmetz zu dem so blutigen Zusammenstoß führten, so lag dies doch nicht in des letzteren Absicht. Derselbe hatte ursprünglich einen Vorstoß aus der Linie Saarlouis-Hellenhausen im Sinne, wodurch er den Aufmarsch der Zweiten Armee an der Saar erleichtern zu können hoffte. Aber ein Telegramm Moltke's vom 3. August forderte ihn auf, die Erste Armee am 4. August bei Tholey zu koncentriren, und stellte die Eröffnung einer allgemeinen Offensive, wobei die Erste und Zweite Armee zur Schlacht vereinigt sein sollten, in Aussicht. Ein Telegramm Moltke's vom 4. August ertheilte die Weisung, in der Stellung bei Tholey bis auf weiteres zu bleiben. Die Erste und die Zweite Armee standen sich an der Grenze von Rheinbaiern und Rheinpreußen, da wo nördlich von Saarbrücken die Orte Neunkirchen, Ottweiler, St. Wendel liegen, so nahe, daß sie wegen der Quartiere in Differenzen kamen. Moltke entschied in einem Telegramm vom 5. August, daß die Erste Armee am 6. die Straße St. Wendel-Neunkirchen zu räumen habe. Auf dies hin fürchtete General Steinmetz, er möchte, wenn er bei Tholey verweile, vollständig in die zweite Linie gedrängt werden, und Prinz Friedrich Karl möchte, sich ihm

vorschiebend, die französische Grenze zuerst erreichen. Er ordnete daher für den 6. August einen Vormarsch gegen die Saar an, so daß die Avantgarden bis in die Nähe von Völklingen vorgeschoben werden sollten, und machte dem Großen Hauptquartier und den beiden anderen Armeecommando's Mittheilung von dieser Maßregel. General Steinmetz befand sich in einigem Irrthum hinsichtlich der Intentionen des Großen Hauptquartiers. Er glaubte, die Aufgabe des Prinzen Friedrich Karl sei, gegen Nancy zu operiren, die seinige, südlich der Moselfestungen selbständige Operationen auszuführen, daher er fortwährend eine Neigung zu einem Vorstoß gegen die Saar oder gegen die Nied und darüber hinaus kundgab. Moltke hatte aber einen ganz anderen Plan. Nach diesem sollte die gesamte Zweite Armee am 7. August auf der Linie Neunkirchen-Zweibrücken versammelt sein; am 8. sollte Rasttag sein, und am 9. sollten beide Armeen, die Zweite und die Erste, gleichzeitig die Grenze überschreiten. Keine dieser zwei Armeen sollte vereinzelt einem Zusammenstoß mit der französischen Hauptmacht sich aussetzen, am wenigsten aber die Erste, welche nur drei Armeecorps hatte, das 7. und 8. und neuerdings auch das 1. Von einem Marsch der Zweiten Armee gegen Nancy war keine Rede; vielmehr sollte die Armee des Kronprinzen nach Besiegung Mac Mahons die Richtung nach Nancy einschlagen. Das gemeinschaftliche Ziel der Ersten und Zweiten Armee war die bei Metz aufgestellte Rheinarmee. Moltke glaubte, daß sämtliche Armeecorps derselben, das Frossard'sche mit eingeschlossen, entweder schon auf dem rechten Mosel-Ufer zu einer Entscheidungsschlacht bereit sein oder sicherlich auf dem linken Ufer in Schlachtstellung zu finden sein

würden. „In diesem Falle sollte die Erste Armee den Feind in der Front beschäftigen, die Zweite ihn unmittelbar südlich umgehend angreifen.“

Der auf den 6. August angeordnete Vormarsch der Ersten Armee gegen die Saar, das Vorschieben der Avantgarden sowohl dieser als der Zweiten Armee gegen Saarbrücken, die Ansicht von dem bereits beginnenden Abzug des Frossard'schen Corps und der Wunsch der Heerführer, dem abziehenden Feinde hart an der Klinge zu bleiben, führten am 6. August zu der ruhmvollen, aber verlustreichen Schlacht bei Spicheren, welche von der 14. Division unter General Kamecke eröffnet und nur durch das, wenn auch späte, Hinzukommen anderer Divisionen der beiden Armeen bis zum vollständigen Sieg durchgefochten wurde. Die Nachricht von diesen französischen Niederlagen wirkte in Metz betäubend. Schon am 7. August wurde beschlossen, mit der ganzen Armee nach Châlons sich zurückzuziehen, und bereits mit der Ausführung begonnen. Dann war freilich Metz verloren; denn der Kommandant, General Coffinières, erklärte, er könne, mit der Besatzung allein gelassen, die Festung nicht vierzehn Tage halten. Dies wurde erwogen und zugleich die Frage berücksichtigt, was wohl Paris und Frankreich dazu sagen würden, wenn acht Tage nach Eröffnung des Feldzugs die volle Hälfte des zwischen der Hauptstadt und dem Rhein liegenden Gebietes dem Feinde preisgegeben werde. So entschloß sich denn Napoleon, der das Obercommando übernommen hatte, mehr aus politischen als aus militärischen Gründen, zwischen der Mosel und der Nied Stellung zu nehmen. Da aber diese Stellung, welche am 10. August bezogen worden war, sich als sehr ungünstig erwies, so wurde zwei Tage darauf der Beschluß gefaßt, die

ganze Rheinarmee dicht unter die schützenden Batterien der Forts heranzuziehen. Zugleich legte Napoleon, seinen Stern bereits im Untergang begriffen sehend, am 12. das Commando nieder und ernannte den Marschall Bazaine zum Oberbefehlshaber der Rheinarmee. Dieser, wie es scheint, auf des Kaisers Aufforderung, kam sofort wieder auf den ersten Entschluß zurück und erließ am 13. einen Befehl, wonach die Rheinarmee (fünf Corps und zwei Reserve-Kavallerie-Divisionen) am 14. in der Richtung nach Verdun abmarschiren sollte. Dieser Rückzug mußte, wenn er nicht vom Feinde gestört werden sollte, so schleunig als möglich ausgeführt werden und konnte sein Ziel nicht in Verdun, sondern nur in Châlons finden. Zu gleicher Zeit faßte Napoleon, um Bazaine vollständig freie Hand zu lassen, aber auch die ganze Verantwortung aufzubürden, den Entschluß, mit seinem Sohne von Metz abzureisen und sich über Verdun nach Châlons zu begeben, wo Mac Mahon eben damals die Trümmer seiner geschlagenen Armee sammelte und neue Streitkräfte an sich zog.

Der Generalstab der deutschen Armee hatte keine Lust, die Plane des französischen Obercommando's ungestört sich vollziehen zu lassen. Zunächst suchte Moltke Fühlung mit dem Feinde zu gewinnen, durch Rekognoscirungen dessen Absichten zu erforschen und die drei Armeen in gleicher Höhe zu halten. Zu diesem Zwecke erhielt die Dritte Armee, welche ihren Aufmarsch an der Saar vollendet hatte, am 12. August den Befehl, gegen die Linie Nancy-Lüneville vorzurücken, um dort die Ankunft der beiden anderen Armeen an der Mosel abzuwarten. Sollten die Operationen der letzteren in einheitlichem Sinne und in energischer Weise geleitet werden, so war die Uebersiedlung des Großen Hauptquartiers von

Mainz nach einem dem Kriegsschauplatze möglichst nahen Punkte nothwendig. Dasselbe wurde daher am 7. August nach Homburg verlegt, am 9. nach Saarbrücken und am 11. nach St. Avold auf französischen Boden. Moltke ordnete, seinem ursprünglichen Plane getreu, an, daß die Erste Armee gegen die Nied sehr langsam vorrücken und die Zweite ihren linken Flügel weit nach Süden vorschieben solle, um die rechte Flanke des Feindes zu umgehen. Die wechselnden Entschlüsse des französischen Obercommando's wurden vom Großen Hauptquartier genau verfolgt und diesen entsprechend Befehle an die Armee-Commando's ertheilt. Hatte man am 10. August bemerkt, daß die Franzosen hinter der Nied sich festsetzten, so ergab die Rekognoscirung vom 12. August das Resultat, daß die Franzosen die verschanzten Stellungen westlich der Nied wieder aufgegeben hatten, jedoch noch in bedeutender Stärke östlich von Metz standen, und daß, was besonders wichtig war, das Land oberhalb Metz bis zur Mosel und die dortigen Hauptübergänge über den Fluß unbesetzt waren. Diese verhängnißvolle Versäumniß des französischen Obercommando's, welche eine Umgehung der rechten Flanke der französischen Armee möglich machte, wurde vom Generalstab rasch ausgebeutet. Noch am Abend des 12. August erließ Moltke an die drei Armeen einen Befehl, wonach, da, nach den eingegangenen Nachrichten, die Hauptmacht des Feindes im Rückzug durch Metz über die Mosel begriffen sei, am 13. die Erste Armee gegen die Französische Nied vorrücken, den Bahnhof zu Courcelles besetzen, ihre Kavallerie zum Zwecke der Rekognoscirung bis Metz und unterhalb der Stadt bis auf das linke Mosel-Ufer vorschieben und somit die rechte Flanke der Zweiten Armee decken solle; letztere sollte gegen

Chateau-Salins vorgehen, die Mosel-Uebergänge bei Pont-à-Mousson, Dieulouard, Marbache u. s. w. besetzen und das Terrain auf dem linken Mosel-Ufer durch Kavallerie auskundschaften; die Dritte Armee sollte ihren Marsch nach Nancy-Lüneville fortsetzen. Dieser Befehl zeichnete sich ebensowohl durch Kühnheit als durch Sicherheit der Berechnung aus. Die Erste Armee, welche nur zwei Meilen vom Feinde entfernt stand, schien in Gefahr zu sein, von der feindlichen Uebermacht erdrückt zu werden. Aber falls ein Angriff von dieser Seite erfolgte, so hatte die Erste Armee eine Stütze an der Zweiten, und diese konnte, wann der Feind Mosel aufwärts gegen sie vorgieng, nöthigenfalls zur Dritten Armee ausweichen, während dann die Erste Armee den Feind im Rücken faßte. Die sichere Ausführung dieses Befehls setzte natürlich eine sehr scharfe Beobachtung jeder Bewegung des Feindes voraus.

Daran fehlte es nicht. Die Kavallerie, das Auge der deutschen Armee, streifte nach allen Seiten und kam dem Feinde nahe genug, um seine Schritte beobachten zu können. Die Mosel-Uebergänge bei Dieulouard und Pont-à-Mousson und der Bahnhof von Courcelles wurden besetzt. Nicht ganz klar blieb aber das Verhalten der Franzosen, sofern sie, trotz des augenscheinlich beabsichtigten Rückzugs, immer noch in Metz stehen blieben, bedeutende Streitkräfte sogar noch östlich von der Festung stehen ließen, und zwar zu einer Zeit, wo bereits zwei preußische Corps die mittlere Mosel erreicht hatten und die Kavallerie bis an die Straße von Verdun streifte. Moltke's Befehl vom 13. August ordnete daher für den folgenden Tag das Verbleiben der Ersten Armee in ihren Stellungen, die Deckung derselben durch den rechten Flügel

der Zweiten Armee, den Weitermarsch der übrigen Corps gegen die Mosel und die möglichst weite Vorschiebung sämtlicher Kavalleriedivisionen an. Durch diesen Befehl sollte verhütet werden, daß der Feind, dem man die Absicht zuschrieb, die Erste Armee in ihrer Isolirtheit angreifen zu wollen, bei einem etwaigen Angriff wirklich dieselbe isolirt fand. Die Lage war offenbar schwierig. Die kühne Voraussicht Moltke's wollte dem abziehenden Feinde möglichst viele Truppen in den Weg werfen, den Abzug hindern, die Rheinarmee bei Metz festhalten; seine umsichtige Vorsicht dagegen gebot ihm, die beiden Armeen nicht zu sehr zu trennen, die eine Armee nicht dadurch einer Gefahr auszusetzen, daß er durch die andere dem Feinde eine solche bereiten wollte. Moltke suchte beiden Standpunkten möglichst gerecht zu werden. Der Erfolg gab ihm Recht. Am Vormittag des 14. August liefen von verschiedenen Seiten Berichte ein, woraus sicher hervorgieng, daß der Abzug der französischen Armee auf das linke Moselufer, wie der Befehl des Marschalls Bazaine es für diesen Tag angeordnet hatte, bereits begonnen habe. Sobald Generalmajor v. d. Goltz, welcher die 26. Infanterie-Brigade befehligte, dies bemerkte, war er sich sofort bewußt, von welcher Wichtigkeit es sei, diesen Abzug zu verzögern und dadurch der Zweiten Armee, deren größter Theil damals noch auf dem rechten Moselufer stand, eine längere Frist zur Umfassung der linken Flanke des Feindes zu geben. Er beschloß daher, mit der Avantgarde des siebenten Armeecorps den Feind, welcher, zwei Armeecorps stark, ihm gegenüber stand, anzugreifen, und machte den kommandirenden Generalen des siebenten und ersten Corps Meldung hievon. Dieses Vorgehen fand Nachmittags 3½ Uhr statt und führte zu der

improvisirten Schlacht von Colombey=Nouilly, welche erst Abends 9 Uhr beendigt wurde. Die Franzosen wurden auf allen Punkten zurückgeschlagen und mußten sich zwischen die schützenden Außenforts zurückziehen. Die Bedeutung dieser Schlacht drückte Moltke in seinem Befehle vom 15. August mit folgenden Worten aus: „Die Verhältnisse, unter welchen das erste und siebente Armeecorps, sowie Theile der 18. Infanterie=Division gestern Abend einen Sieg erfochten, schloßen jede Verfolgung aus. Die Früchte des Sieges sind nur durch eine kräftige Offensive der Zweiten Armee gegen die Straßen von Metz nach Verdun zu ernten.“ Der Preis des auf dem rechten Ufer errungenen Sieges war nur auf dem linken zu holen. „In der That wurde durch die Schlacht bei Colombey=Nouilly der Abzug des Gegners auf Verdun so verzögert, daß es möglich wurde, durch die Schlacht bei Vionville jene Bewegung völlig zum Stillstand zu bringen und darauf in der Schlacht bei Gravelotte zu jenem umfassenden und entscheidenden Angriff von Westen her vorzugehen. So bilden die Ereignisse des 14. August das erste Glied in der Reihe der großen Kämpfe um Metz, welche zunächst zur Einschließung und schließlich zur Waffenstreckung der französischen Hauptarmee führten.“

Das Große Hauptquartier war inzwischen nach Herny verlegt worden und sollte am Abend des 16. August nach Pont=à=Mousson übersiedeln. Von Herny aus schrieb Moltke am Morgen des 15., die Erste Armee habe das in der Schlacht gewonnene Terrain, soweit es nicht im wirksamen Bereich des Festungsgeschützes liege, an diesem Tage zu behaupten. Zugleich benachrichtigte Moltke den Prinzen Friedrich Karl im allgemeinen von der Sachlage und betonte die Wichtigkeit

der Verfolgung auf der Straße Metz-Verdun. Wenige Stunden darauf, als die Resultate der Schlacht deutlicher hervortraten, richtete Moltke ein zweites Telegramm an den Prinzen, worin er ihm meldete, daß die Franzosen vollständig nach Metz hineingeworfen und wahrscheinlich schon jetzt im vollen Rückzuge auf Verdun begriffen seien; daß nun drei Corps zu seiner freien Verfügung ständen und ein viertes bereits nach Nomeny an der Seille marschire. Damit trat an die Zweite Armee eine große Aufgabe, von deren glücklicher Durchführung die Entscheidung vor Metz lag. Marschall Bazaine nahm den am 14. August gestörten Abmarsch seiner Armee am 15. wieder auf. Es gieng langsam vorwärts. Die bei Colombey geschlagenen beiden Corps konnten die ihnen für den 15. angewiesenen Marschziele nicht erreichen. Bazaine verlegte am 15. sein Hauptquartier nach Gravelotte. Der Kaiser Napoleon befand sich noch bei ihm; erst am frühen Morgen des 16. verließ dieser das Hauptquartier des Marschalls. Aber je langsamer die Rheinarmee sich fortbewegte, desto rascher suchte Prinz Friedrich Karl ein Armeecorps um das andere über die Mosel zu führen, durch einen Seitenmarsch die Straße zu erreichen, welche von Metz über Gravelotte, Rezonville, Vionville, Mars-la-Tour in der Richtung nach Verdun führt, und auf dieser Straße dem abziehenden Feinde einen ehernen Schlagbaum entgegenzustellen. Die Direktiven, welche Moltke am Abend des 15. den beiden Armeen für den 16. gab, lauten: „So lange die Stärke der in Metz zurückgebliebenen feindlichen Streitkräfte noch nicht festgestellt sei, habe die Erste Arme ein Corps in der Gegend von Courcelles zu lassen, das jedoch in kürzester Frist durch die von Saarlouis nachrückenden Truppen des Generals Kummer ab-

gelöst würde; die beiden anderen Corps dieser Armee sollten zwischen Seille und Mosel Stellung nehmen und sofort einen Uebergang über die Mosel herstellen; dem Obercommando der Zweiten Armee bleibe es überlassen, nach eigenem Ermessen mit allen verfügbaren Mitteln eine kräftige Offensive zu führen." So folgte der Schlacht bei Colombey als militärische Konsequenz am 16. August die Schlacht bei Vionville. Mit beispielloser Hingebung und Ausdauer wurde die vorgeschriebene Offensive begonnen und durchgeführt. Den härtesten Stand hatte das brandenburgische Armeecorps, welches fast allein sechs volle Stunden den Kampf mit dem größeren Theile der Rheinarmee aufzunehmen und auszuhalten hatte. Erst Nachmittags erschien das ganze hannover'sche Corps auf dem Kampfplatz und später noch Truppentheile von zwei anderen Corps. Nachmittags 4 Uhr traf Prinz Friedrich Karl mit seinem Stabe auf dem Schlachtfelde ein und übernahm das Commando. Groß waren die Leistungen aller Waffengattungen, bewundernswerth der Todesritt der Kavalleriebrigade Bredow's und der Gardedragoner unter Graf Brandenburg. Von Morgens 9 Uhr bis Abends 10 Uhr dauerte die Schlacht. Deutsche und Franzosen hatten einen Verlust von je etwa 16,000 Mann. Besiegt hatte kein Theil den anderen: den Deutschen war es nicht gelungen, die französische Uebermacht aus ihren Hauptstellungen zu vertreiben, den Franzosen nicht, das von den Deutschen besetzte Terrain wieder zu gewinnen und die über Mars-la-Tour nach Verdun führende Straße wieder in ihre Gewalt zu bekommen. Die Deutschen hatten nichts verloren und ebendeßwegen gewonnen; die Franzosen hatten nichts gewonnen und ebendeßwegen verloren. Für die deutsche Armee machte es nicht viel aus, ob sie am

16. August in der Richtung von Mars-la-Tour nach Metz etwas mehr oder weniger vorwärts kam; sie hatte, wenn sie gegenüber der doppelt so starken feindlichen Streitmacht auch nur ihre Stellung behauptete, den erstrebten Kampfpreis bereits errungen; für Bazaine aber war nicht das Stehenbleiben, sondern das Vorwärtskommen absolute Nothwendigkeit; vermochte er nicht, in der Richtung nach Verdun sich Bahn zu brechen, so war schon am 16. die Partie für ihn so gut als verloren. Daß sie vollends ganz verloren gieng, dafür sorgten die Maßregeln, welche er am 17. traf.

Prinz Friedrich Karl mußte sich für den 17. August auf einen heftigen Angriff seitens der Franzosen gefaßt machen. Daß die beiden hart mitgenommenen Corps, das brandenburgische und das hannoversche, einem von fünf französischen Corps unternommenen Durchbruchversuch erfolgreichen Widerstand leisten könnten, war sehr zweifelhaft. Es galt also, so rasch als möglich frische Truppen nach dem Schlachtfeld heranzuziehen. Sobald im Großen Hauptquartier die Berichte des Prinzen Friedrich Karl einliefen und Oberstlieutenant v. Bronsart, welcher im Auftrag des Generalstabs der Schlacht bei Vionville beigewohnt hatte, mündlichen Bericht erstattete, geschah von dieser Seite alles, um einem neuen Angriff mit genügenden Streitkräften entgegenzutreten. Die Sachsen hatten von Moltke schon am Abend des 16. den Befehl zum Uebergang über die Mosel erhalten; das neunte Corps. war bereits im Uebergang begriffen; unmittelbar hinter diesem sollte General Steinmetz mit zwei Corps den Fluß überschreiten und nur das unter General Manteuffel stehende Corps auf dem rechten Moselufer stehen bleiben und durch ein heftiges Artilleriefeuer die Aufmerksamkeit des Feindes von den auf dem linken Ufer

sich entwickelnden Ereignissen abzulenken suchen. Der König begab sich in der Früh des 17. August mit dem ganzen Generalstab nach dem Schlachtfeld, kam um 6 Uhr daselbst an und nahm auf der südlich von Flavigny gelegenen Höhe Stellung, wo der Prinz mit seinem Stab sich bereits befand. Moltke besprach sich daselbst mit General Stiehle, dem Generalstabschef der Zweiten Armee, und mit Oberst von Wartensleben, dem Oberquartiermeister der Ersten Armee, und traf die weiteren Anordnungen für den folgenden Tag. Daß am 17. August kein Angriff von feindlicher Seite zu erwarten sei, daß vielmehr Bazaine seine Stellungen vom 16. geräumt und sich näher an Metz herangezogen habe, war durch die Rekognoscirungen bald klargestellt. Nur darüber war man noch im Ungewissen, ob die ganze Armee gegen Metz zurückgegangen sei oder ob ein Theil derselben, sei es der größere oder der kleinere, auf einer der nördlicheren Straßen den Marsch nach Verdun wieder aufgenommen habe. Das letztere war nicht der Fall. Marschall Bazaine hatte durch den heftigen Widerstand, den er am 16. gefunden, den Eindruck bekommen, daß die ihm gegenüberstehende Armee der seinigen an Zahl nicht nachstehe; am 17. fürchtete er gegen eine Uebermacht ankämpfen zu müssen; einer solchen gegenüber, glaubte er, seien seine bisherigen Stellungen nicht stark genug, ein Marsch auf den nördlichen Straßen zu wenig sicher; daher erließ er noch in der Nacht auf den 17. August den Rückzugsbefehl, worin es hieß: „Der stattgehabte große Munitionsverbrauch, sowie der Umstand, daß Lebensmittel auf mehrere Tage nicht vorhanden sind, verhindern uns, den Marsch anzutreten, welcher vorläufig festgesetzt war. Wir werden uns daher sogleich auf die Hochfläche von Plappeville zurückziehen.“ Indem er sodann

sein Heer die Stellungen von St. Privat, Amanvillers und Rozerieulles einnehmen ließ, glaubte er, zumal er die Festung hart hinter sich hatte, eine „uneinnehmbare“ Stellung zu haben, von welcher aus er den feindlichen Angriff ruhig abwarten könne. „An dieser Stelle, so hoffte der Marschall, sollte sich die Kraft des bereits durch die früheren Kämpfe geschwächten deutschen Heeres derartig brechen, daß am 19. oder 20. der Marsch nach der Maas ungehindert werde vor sich gehen können.“

Obgleich Bazaine seine Stellung für »inexpugnable« erklärte, glaubte doch Moltke, den Angriff auf dieselbe am 18. August riskiren zu können. Sieben Armeecorps und drei Kavalleriedivisionen waren am Mittag des 17. auf dem Schlachtfeld oder in der Nähe desselben, und das in Eilmärschen anrückende Corps der Pommern durfte als achtes noch in Rechnung gezogen werden. Auf der Höhe von Flavigny wurde daher beschlossen, am 18. August mit vereinten Kräften den Entscheidungskampf zu eröffnen. Von dort aus ergieng Moltke's Befehl an die Obercommando's der Ersten und Zweiten Armee, welcher auf beide Möglichkeiten Rücksicht nahm, sowohl auf die, daß der Feind auf der nördlichen Straße abziehe, als auch auf die, daß derselbe in fester Stellung vor Metz den Angriff erwarte. Im ersteren Fall sollte „der weit ausholende linke Flügel des in breiter Front entwickelten deutschen Heeres die französische Armee zunächst zum Halten und dann zum Schlagen unter sehr ungünstigen strategischen Verhältnissen zwingen“; für den zweiten Fall waren alle Vorbereitungen getroffen, daß die zuerst nach Norden Front machenden Armeecorps eine Rechtsschwenkung nach Osten machten. Am 18. August früh 6 Uhr traf der König mit

dem Großen Hauptquartier von Pont-à-Mousson auf der Höhe südlich von Flavigny ein. Von dort aus wurden die beiden Armeen durch direkte Befehle einheitlich geleitet; Generalstabsofficiere brachten von dort Weisungen an die Obercommando's und hatten zugleich von diesen Meldungen nach Flavigny zu überbringen. Die feindliche Stellung war an sich schon stark, ihre Vertheidigungsfähigkeit durch Verschanzungen noch erhöht, mehrere Gehöfte geradezu in kleine Forts verwandelt worden. Besonders stark war der linke Flügel, von Moscou bis Rozerieulles; der rechte Flügel, bei St. Privat, war durch das Terrain weniger begünstigt und hatte keine Reserven. Alle Nachrichten, welche im Verlauf des Vormittags auf der Höhe von Flavigny eintrafen, wiesen darauf hin, daß ein Abzug des Feindes nicht stattfinde; daß derselbe mit seiner Hauptmasse vor Metz stehe, und daß der französische rechte Flügel sich nicht, wie anfangs geglaubt wurde, nur bis Amanvillers, sondern darüber hinaus bis St. Privat sich erstrecke. Nach den von Moltke gegebenen Direktiven hatte die Zweite Armee gleichzeitig die Front und den rechten Flügel des Feindes anzugreifen, während die Erste Armee die starke Front des feindlichen linken Flügels anfangs nur in hinhaltender Weise beschäftigen sollte, bis der linke Flügel der Zweiten Armee die rechte Flanke des Feindes von Norden umfaßt haben würde. Gegen 12 Uhr ertönten die ersten Kanonenschüsse von Verneville her, hinter welchem das feindliche Centrum stand.

Auf dem rechten Flügel der deutschen Armee, wo General Steinmetz mit zwei Corps den festesten Stellungen des Feindes gegenüberstand, entbrannte von 1 Uhr an der Kampf immer heftiger. Das Große Hauptquartier begab sich, um den Ver-

lauf des Kampfes besser verfolgen zu können, von Flavigny nach den Höhen von Rezonville, von da weiter östlich gegen Gravelotte und befand sich zuletzt, von 5 Uhr an, in der Gegend von Gravelotte und Malmaison. Um die nämliche Zeit, um welche bei Amanvillers und bei St. Privat der Kampf entschieden und die Corps der Generale Ladmirault und Canrobert zum eiligen Rückzug genöthigt wurden, trat auf dem rechten Flügel der deutschen Armee, zwischen Gravelotte, St. Hubert und Point-du-Jour eine Gefechtskrisis ein. Dort standen zwei französische Corps unter den Generalen Frossard und Leboeuf. Gegen 7 Uhr Abends ließen diese ihre sämtlichen Reserven vorgehen. Einzelne Mannschaften wurden von denselben in das Thal hinabgetrieben und gegen Gravelotte zurückgedrängt. Die umliegenden Waldungen und die Hochfläche von Gravelotte wurden von der französischen Artillerie mit Geschossen überschüttet, auch der Punkt, wo das Große Hauptquartier sich befand, nicht verschont. Doch hielten die preußischen Truppen Stand und ließen sich das bereits eroberte St. Hubert nicht entreißen. Zu guter Stunde traf das pommersche Armeecorps ein. Während General Steinmetz alle verfügbaren Truppen gegen die Höhen von Point-du-Jour anrücken ließ, erhielt der kommandirende General des pommerschen Corps, General Fransecky, welcher persönlich schon in den Nachmittagsstunden den Anmarsch seiner Truppen dem Großen Hauptquartier gemeldet hatte, den Befehl, sein Corps dem General Steinmetz bei Gravelotte zur Verfügung zu stellen. Mit dem Eingreifen der Pommern in den Kampf bei Gravelotte war auch auf diesem Punkte der Sieg entschieden. Moltke hatte sich mit den Generalstabsofficieren des Großen Hauptquartiers selbst nach der Straße, die von

Gravelotte nach Point-du-Jour führte, begeben, um Zeuge der neuen Wendung zu sein. Bis gegen 10 Uhr dauerte hier der Kampf. Die Pommern erhielten den Befehl, den eroberten Berghang vor Moscou und Point-du-Jour während der Nacht zu behaupten und zur Fortsetzung des Angriffs für den folgenden Morgen sich bereit zu halten; denn der Feind hatte auf dem linken Flügel, wo die Bodenverhältnisse sehr günstig für ihn waren, seine Hauptstellungen noch inne. Die Möglichkeit, daß der verzweifelte Feind in der Nacht einen Durchbruchversuch mache oder am 19. den Kampf wieder aufnehme, war nicht ausgeschlossen. In Wirklichkeit aber war es anders. Bei den Rekognoscirungen am 19. August fand sich, daß Bazaine alle festen Stellungen, die er am Abend des 18. noch inne hatte, geräumt und sich mit seinem ganzen Heere in die Festung und zwischen die Forts zurückgezogen hatte. Damit hatten die Kämpfe vor Metz, sofern es sich um eine deutsche Offensive handelte, ihren Abschluß gefunden. Die Aufgabe, welche sich Moltke gestellt hatte, war ja, den Abmarsch der Rheinarmee nach Verdun und Châlons zu verhindern, dieselbe nach der Festung Metz zurückzuwerfen und dort so vollständig zu isoliren, daß sie für die weitere Vertheidigung des Landes gar nicht mehr in Betracht kam. Diese Aufgabe war erreicht. Daß sie es war, erfuhr Moltke am Vormittag des 19. aus den Meldungen, welche von allen Seiten im Großen Hauptquartier einliefen. Und noch in der nämlichen Stunde wurde der Beschluß gefaßt, einer neuen Aufgabe näher zu treten und sie gleichfalls zur Lösung zu bringen. Die Befehle wurden sofort ausgefertigt. Die vor Metz befindliche Streitmacht mußte getheilt, eine starke Cernirungsarmee dort zurückgelassen und der in Châlons sich

neu bildenden Mac Mahon'schen Armee mit aller Kraft entgegengetreten werden. Paris war das Ziel des Moltke'schen Generalstabs; der Weg dahin führte über Châlons.

Von Rezonville aus, wo sich in der Nacht vom 18. auf den 19. das Große Hauptquartier befand, erließ Moltke am 19. um 11 Uhr Vormittags den entscheidenden Befehl an die Obercommando's der Ersten und Zweiten Armee: „Nach den siegreichen Ereignissen der letzten Tage ist es nöthig und auch zuläßig geworden, den Truppen ausreichende Ruhe zu gewähren und Ersatz für die gehabten Verluste heranzuziehen. Ferner ist es erforderlich, daß die Armeen den Weitermarsch gegen Paris in gleicher Höhe fortsetzen, um den in Châlons sich versammelnden Neuformationen in genügender Stärke entgegentreten zu können. In Betracht ferner, daß die auf Metz zurückgeworfene französische Armee den Versuch wagen könnte, sich in westlicher Richtung durchzuschlagen, wird es angemessen sein, sechs Armeecorps am linken Moselufer stehen zu lassen, welche sich diesem Vorgehen auf dem gestern eroberten Höhenrücken widersetzen können. Am rechten Ufer verbleiben ein Armeecorps und die Reservedivision, welche einem überlegenen feindlichen Angriff, wenn nöthig, auszuweichen haben. Der zur Vertheidigung bestimmte Höhenrücken ist fortifikatorisch herzurichten." Zugleich wurde mitgetheilt, daß der König das Commando über die gesamte Cernirungsarmee dem Prinzen Friedrich Karl übertragen, drei Armeecorps (das 4., 12. und die Garde) nebst zwei Kavalleriedivisionen aus der Zweiten Armee ausgeschieden und daraus einen selbständigen Truppenkörper, die Maasarmee, gebildet und den Oberbefehl über dieselbe dem Kronprinzen Albert von Sachsen übertragen habe. Während Prinz

Friedrich Karl die Aufgabe hatte, von einer starken Defensive aus jeden Durchbruchversuch der Armee Bazaine's zurückzuweisen und dieselbe durch eine hermetische Abschließung zur Kapitulation zu zwingen sollte die neugebildete Maasarmee in Verbindung mit der Armee des Kronprinzen unter dem Obercommando des Königs die weiteren Feldoperationen ausführen und ihre nächste Aufgabe in der Vernichtung der Mac Mahon'schen Armee suchen. Zunächst aber mußte diese Armee selbst aufgesucht werden; denn am nämlichen Tage, an welchem Moltke den Befehl zum Vormarsch gegen Châlons erließ, befand sich die Armee Mac Mahon's auf dem Abmarsch von Châlons. Von Pont-à-Mousson aus erließ Moltke am 21. August einen Befehl an die Armee des Kronprinzen und an die Maasarmee, welcher den gemeinsamen Marsch dieser Armeen gegen Châlons anordnete. Die Armee des Kronprinzen sollte den linken Flügel bilden, im allgemeinen immer einen Tagmarsch vorausbleiben und dadurch die Möglichkeit gewähren, den Feind, falls er Stand halte, gleichzeitig in der Front und in der rechten Flanke anzugreifen und auf diese Weise in nördlicher Richtung von Paris abzudrängen. Der Vormarsch sollte von beiden Armeen am 23. August angetreten werden und am 26. die Avantgarde des linken Flügels in der Gegend von Vitry, die des rechten Flügels bei Menehould eintreffen. Zugleich sollte das Große Hauptquartier am 23. nach Commercy verlegt werden. Das Hauptquartier des Kronprinzen war am 15. noch in Luneville, am 16. in Nancy, am 20. in Vaucouleurs. An letzterem Orte erhielt er den Armeebefehl vom 19. August, wodurch der Vormarsch der beiden Armeen gegen Châlons und Paris angeordnet war. Der Kronprinz hatte 5½ Armee-

corps und zwei Kavalleriedivisionen. Letztere schickte er in den folgenden Tagen voraus, um das westliche Terrain aufzuklären und die Fühlung mit dem Feinde wieder aufzunehmen.

Bereits waren in das Große Hauptquartier Gerüchte von einem Abzug der Armee Mac Mahon's aus Châlons gelangt, worauf Moltke dem General Blumenthal schrieb, er solle durch Rekognoscirungen die Marschrichtung des Feindes zu erfahren suchen. Am 23. lief die Nachricht ein, Kaiser Napoleon befinde sich mit einem großen Theile der französischen Armee bei Reims. Zugleich wurde ein Brief eines höheren französischen Officiers der in Metz eingeschlossenen Armee aufgefangen und ins Große Hauptquartier geschickt, worin die zuversichtliche Hoffnung ausgesprochen wurde, daß die Armee von Châlons Entsatz bringen werde. Beide Nachrichten theilte Moltke den Obercommando's der Dritten und Maasarmee mit, empfahl jener weitere Aufklärung durch die Kavallerie und trug dieser auf, die Gegend von Reims genau zu beobachten und die von dort über Longuyon nach Diedenhofen führende Eisenbahn an mehreren Punkten zu unterbrechen. Als am 24. das Große Hauptquartier von Commercy nach Bar-le-Duc verlegt wurde, traf dasselbe unterwegs in Ligny mit dem Kronprinzen zusammen. Dieser hatte in den Vormittagsstunden dieses Tages von den Rekognoscirungstruppen verschiedene Meldungen erhalten, wodurch festgestellt wurde, daß Mac Mahon von Châlons abgezogen war, und sein Marsch nach Reims als wahrscheinlich sich erwies. Nachmittags 1 Uhr traf von Commercy her der Große Generalstab in Ligny ein. Es fand sofort eine Besprechung mit dem Obercommando der Dritten Armee statt,

wobei der General-Quartiermeister Podbielski zuerst die Ansicht aussprach, „daß ein Vormarsch der Franzosen von Reims zum Entsatze des Marschalls Bazaine, ungeachtet der dagegen sprechenden militärischen Bedenken, dennoch aus politischen Gründen nicht unwahrscheinlich sei, und daß sich daher für den weiteren Vormarsch des deutschen Heeres eine Verschiebung desselben nach dem rechten Flügel hin empfehle.“ Mit dieser Ansicht schienen die bisherigen Meldungen im Widerspruch zu sein. Diese schienen alle darauf hinzuweisen, daß Mac Mahon nicht eine nördliche oder nordöstliche Richtung einzuschlagen beabsichtige, sondern daß er entweder westlich geradezu nach Paris oder nordwestlich, etwa nach Laon, abmarschire, um von dieser Flankenstellung aus die Hauptstadt zu decken. Es wurde daher beschlossen, den Vormarsch in der angegebenen Richtung fortzusetzen, jedoch möglichst zu beschleunigen. Bald trafen weitere Meldungen ein, welche theils den Abmarsch nach Reims, theils die Ansicht Podbielski's bestätigten. Eine am 24. aufgefangene Pariser Zeitung brachte die Mittheilung, daß die Armee des Marschalls Mac Mahon in der Stärke von 150,000 Mann bei Reims Aufstellung genommen habe. Ein über London eingetroffenes Pariser Telegramm lautete: „Mac Mahon's Armee bei Reims versammelt. Kaiser Napoleon und Prinz bei Armee. Mac Mahon sucht Vereinigung mit Bazaine zu gewinnen.“ Diese Meldungen schienen Moltke noch nicht zuverläßig genug, um eine völlige Rechtsschwenkung, mit der Front nach Norden, zu veranlassen. Der Marsch nach Paris mußte freilich vorläufig eingestellt werden. Der am 25. ausgegebene Befehl Moltke's setzte die Räumung Châlons' und den Marsch nach Reims als Thatsache voraus und wies die beiden Armeen an, sich vorerst

etwas mehr nordwestlich gegen Reims zu wenden und die Vorgänge in der rechten Flanke besonders aufmerksam zu beobachten. Die Kavallerie der Maasarmee, welche, da sie den rechten Flügel bildete, dem Feinde am nächsten war, sollte weit vorgeschoben werden und jedenfalls Vouziers und Buzancy erreichen. Uebrigens verfaßte Moltke schon jetzt einen Entwurf zu einem theilweisen Rechtsabmarsch des deutschen Heeres nach Norden, welcher, falls sich die Nachricht von einem Marsch Mac Mahon's in der Richtung nach Metz bestätigen sollte, zur Grundlage für die Märsche der folgenden Tage dienen konnte. Am Abend des 25. liefen im Großen Hauptquartier verschiedene französische Zeitungen und Telegramme ein. In einem Blatt hieß es, kein französischer General könne seinen Gefährten im Stiche lassen, ohne dem Fluch des Vaterlandes zu verfallen. Andere Blätter brachten die in dem Gesetzgebenden Körper gehaltenen Reden, in welchen es als eine Schmach für das französische Volk bezeichnet wurde, wenn die Rheinarmee ohne Unterstützung bleiben sollte. Ein Londoner Telegramm enthielt die Mittheilung, daß Mac Mahon plötzlich den Entschluß gefaßt habe, Bazaine zu Hilfe zu eilen, obgleich ein Aufgeben der Straße nach Paris die Sicherheit Frankreichs gefährde; daß die ganze Armee von Châlons bereits aus der Gegend von Reims aufgebrochen sei; daß aber die aus Montmédy eingegangenen Nachrichten noch nichts von der Ankunft französischer Truppen daselbst erwähnten.

So eigenthümlich es auch Moltke vom militärischen Standpunkte aus vorkommen mochte, daß Mac Mahon, statt nach Paris, die Richtung nach Metz eingeschlagen haben solle, so schien es ihm doch jetzt ziemlich wahrscheinlich, daß die

politischen Gründe, welche dafür sprechen mochten, die Oberhand gewonnen haben könnten. Er begab sich daher am Abend des 25. in Begleitung Podbielski's zum König, um über die militärische Lage Vortrag zu halten. Es wurde beschlossen, daß, falls die Meldungen der von der Maasarmee vorausgeschickten Reiterei den Marsch des Feindes in der Richtung nach Metz bestätigen sollten, die Maasarmee und die beiden bairischen Corps schon am 26. nach Norden abmarschiren sollten. Diese Meldungen liefen ein. Die von der Maasarmee unternommenen Rekognoscirungen konstatirten die Anwesenheit feindlicher Truppen, die von Grand Pré nordwärts zogen, und das Vorhandensein großer feindlicher Lager bei Vouziers. Daß Mac Mahon den Marsch nach Metz beabsichtigte, darüber konnte nun kaum mehr ein Zweifel obwalten. Der Kronprinz von Sachsen, an welchen Moltke den Oberstlieutenant von Verdy vom Generalstab abgesandt hatte, um ihm über die Anschauungen und Intentionen des Großen Hauptquartiers genaue Mittheilung zu machen, beschloß daher schon am 26., seine ganze Armee gegen Norden abmarschiren zu lassen. Am nämlichen Tage trafen der Kronprinz von Preußen und General Blumenthal von Ligny in Bar-le-Duc ein. Sie sprachen sich beide entschieden dahin aus, daß nicht bloß die bairischen Armeecorps, sondern auch der linke, gegen Reims vorrückende Flügel der Dritten Armee der Maasarmee nach Norden folgen sollten. Ihrer Ansicht, daß einige Verspätung und ein etwaiger Zeitverlust beim Vormarsch nach Paris weniger nachtheilig für die Operationen sei als das, daß zu einer Entscheidungsschlacht im Norden nicht alle verfügbaren Kräfte herangezogen würden, stimmte der König bei. Darauf befahl der Kronprinz auch den übrigen

Truppen seiner Armee, den Marsch nach Norden zu beginnen, und General Schlotheim, Stabschef der Maasarmee, welcher sich gerade im Großen Hauptquartier befand, erhielt Abends 11 Uhr den Auftrag, dem Obercommando der Maasarmee mitzutheilen, daß dieselbe am 27. August die Maas-Uebergänge bei Dun und Stenay in Besitz zu nehmen und mit der Kavallerie die rechte Flanke des Feindes zu beunruhigen habe.

Auch Mac Mahon suchte bei Dun und Stenay die Maas zu erreichen, dieselbe dort zu überschreiten und, stromaufwärts marschirend gegen Metz, zum Entsatze Bazaine's vorzurücken. Es fragte sich nur, wer zuerst an die Maas kam, ob die französische Armee, deren Landsleute bei Metz vom 14. bis 17. August kaum von der Stelle gerückt waren, oder die deutsche Armee, welcher es bisher immer gelungen war, jener den Weg zu verlegen. Mac Mahon hatte nach seiner Niederlage bei Wörth eine neue Armee von etwa 150,000 Mann, 4 Armeecorps und 2 Kavalleriedivisionen, im Lager von Châlons zusammengebracht. Seine Aufgabe war, einerseits Paris zu decken, andererseits gemeinschaftlich mit der Rheinarmee den Deutschen sich entgegen zu stellen und sie womöglich wieder über den Rhein zurückzudrängen. Beide Aufgaben zugleich zu erfüllen, war eine schwierige Sache. Suchte er die erste Aufgabe durch einen Marsch nach Paris zu lösen, so blieb die Rheinarmee auf sich angewiesen; zog er nach Metz, so war seine rechte Flanke und zugleich die Hauptstadt durch die Armee des Kronprinzen bedroht. Ohne Nachrichten über die Kämpfe vor Metz, aber bereits voll schlimmer Ahnungen, zog er am 21. August von Châlons nach Reims, um dort, je nachdem die weiteren Nachrichten lauteten, seinen definitiven Entschluß zu fassen. Kaiser Napo-

leon war seit dem 17. August bei ihm und am 21. traf Minister Rouher von Paris in Reims ein. Derselbe hatte von der Kaiserin-Regentin und von dem Ministerrath den Auftrag erhalten, von Mac Mahon zu verlangen, daß er sofort dem Marschall Bazaine zu Hilfe eile. Wo dieser stehe und in welcher Lage er sich befinde, darüber wußte man in Paris weniger als in Reims. Mac Mahon, von seinen Kundschaftern gut bedient, wußte wenigstens, daß die Rheinarmee in Metz von 200,000 Deutschen eingeschlossen sei; daß der Kronprinz von Sachsen mit 80,000 Mann zwischen Metz und Verdun stehe; daß der Kronprinz mit 150,000 Mann die Gegend von Vitry erreicht habe, welch letztere Nachricht übrigens verfrüht war. Er erklärte daher, daß seine Armee, falls sie nach Osten zöge, mitten unter feindliche Uebermacht gerathen und ihrem sicheren Untergang entgegengehen würde, und daß er die Absicht habe, am 23. den Marsch nach Paris anzutreten. Darauf entwarf Rouher eine Proklamation an das französische Volk, um dasselbe über den bevorstehenden Rückzug zu beruhigen, und reiste nach Paris zurück. Die Vorbereitungen zum Rückmarsch wurden gemacht. Da traf Nachmittags eine vom 19. datirte Depesche von Bazaine ein mit der Meldung, die Rheinarmee habe in der Schlacht vom 18. ihre Stellungen behauptet, müsse aber nun zwei bis drei Tage ausruhen; er sehe einem neuen Angriff der Preußen entgegen, rechne aber immer noch darauf, nach Norden abmarschiren zu können, um, sei es über Montmédy und Menehould oder über Sedan und Mezières, nach Châlons zu gelangen. Man war in Reims sanguinisch genug, aus dieser Depesche die Hoffnung zu schöpfen, daß die Rheinarmee ihren Marsch gegen Montmédy bereits angetreten habe, und

hielt es daher für durchaus geboten, den Rückzugsplan aufzugeben und den Vormarsch nach Stenay anzutreten, wo man mit Bazaine Fühlung zu bekommen hoffte. Eine von Rouher aus Paris einlaufende Depesche bezeichnete diesen Marsch als durchaus nothwendig. Am 23. zog die Armee von Reims ab. Mit dem Proviantwesen stand es, trotz aller Befehle Mac Mahon's, schon am zweiten Tage so schlecht, daß ein Theil der Armee den für den Marsch nach Stenay sehr bedeutenden Umweg über Rethel, wo große Vorräthe lagen, machen mußte. Am 24. kam sie daselbst an. Am 26. August, während die deutsche Armee ihren Rechtsabmarsch nach Norden ausführte, machte die französische Armee von Rethel aus eine Rechtsschwenkung nach Osten, um theils über Le Chesne, theils über Vouziers gegen die Maas vorzugehen. Am Abend des 27. erfuhr Mac Mahon in seinem Hauptquartier zu Le Chesne, daß die Armee des Kronprinzen seinen Truppen bereits auf den Fersen sei, daß die Maasarmee von Verdun nach Busanzy marschire; daß Bazaine am 25. noch bei Metz gestanden sei. Dadurch erhielt die Hoffnung auf eine baldige Vereinigung mit Bazaine einen harten Stoß, während die Gefahr, bei einem weiteren Vormarsch nach Osten von der Cernirungsarmee des Prinzen Friedrich Karl in der Front und von der Armee des Kronprinzen im Rücken gefaßt zu werden, immer drohender sich gestaltete. Mac Mahon kam daher wieder auf seinen ursprünglichen Plan zurück, ertheilte den Befehl, am 28. nach Mezières abzumarschiren, und benachrichtigte von diesem Entschluß das Kriegsministerium. Die Antwort desselben, welche noch in der Nacht einlief, lautete: „Wenn Sie Bazaine im Stiche lassen, bricht in Paris die Revolution aus, und Sie selbst

werden von der ganzen Macht des Feindes angegriffen werden. Nach Außen hin wird sich Paris zu schützen wissen, die Befestigungen sind vollendet. Ihre schnelle Vereinigung mit Bazaine erscheint mir dringend geboten. Hier fühlt jedermann die Nothwendigkeit, Bazaine zu befreien, und mit äußerster Spannung folgt man Ihren Bewegungen.“ Gleich darauf erhielt Mac Mahon ein Telegramm ähnlichen Inhalts vom Ministerrath und zugleich die Meldung, daß General Vinoy den Befehl habe, von Paris aus zu seiner Unterstützung abzumarschiren. Diese Depeschen machten den soeben gefaßten Entschluß wieder rückgängig; nun wurde Mezières aufgegeben und Stenay und Montmédy waren wieder die nächsten Ziele. Kostbare Stunden giengen bei diesem Schwanken zwischen Osten und Westen verloren. Am Abend des 28. war das Hauptquartier Mac Mahon's erst in Stonne. Dort lief die störende Nachricht ein, Stenay sei bereits von einem Corps der Maasarmee besetzt und die dortige Maasbrücke abgebrochen. Auf dies hin beschloß Mac Mahon, weiter nördlich auszubiegen, bei Mouzon und Remilly die Maas zu überschreiten, weiter östlich nach Carignan an der Chiers zu marschiren und von da in südöstlicher Richtung nach Metz abzuschwenken. Am 29. sollte die Armee die Gegend von Beaumont und Mouzon erreichen, am 30. sämtliche Truppen die Maas überschreiten.

Moltke hatte am 26., als er den Vormarsch eines Corps der Maasarmee gegen Stenay anordnete, zugleich den Prinzen Friedrich Karl aufgefordert, zwei Corps der Cernirungsarmee in der Richtung nach Stenay, etwa bis Damvillers, vorzuschicken. Dort sollte der Feind, falls es ihm gelänge, ungestört über die Maas zu kommen, den Weg nach Metz

verlegt finden, während sein Rücken und seine Flanke von den beiden Operationsarmeen bedroht wäre. Nachdem am 27. die Brücken bei Dun und Stenay von den Deutschen besetzt waren, hoffte Moltke zuversichtlich, den Gegner noch auf dem linken Maasufer mit überlegenen Streitkräften zu erreichen, und glaubte, die Unterstützung der Cernirungsarmee nicht mehr zu bedürfen. Die Maasarmee erhielt daher den Befehl, gegen Busanzy und Beaumont vorzugehen, während die Armee des Kronprinzen zur Linken derselben in Eilmärschen gegen Grand Pré und Vouziers anrückte. Während durch den Befehl vom 25., welcher den Rechtsabmarsch der Maasarmee und der Baiern anordnete, bereits „die entscheidende Wendung" gebracht war, sofern dadurch den Franzosen, was sie an Raum und Zeit voraus hatten, wieder abgewonnen wurde, brachten die Ereignisse vom 27. bereits „die strategische Entscheidung", sofern dadurch der Marsch nach Metz so gut als vereitelt war und nur der schleunige Rückzug nach Westen die Armee Mac Mahon's vor der tödtlichen Umklammerung retten konnte. Und gerade in diese wurde die Armee durch die aus Paris eingetroffenen Befehle mit Gewalt geführt. Was Moltke zunächst ins Auge faßte, war, einen ernsthaften Kampf erst dann zu eröffnen, wann die beiden Flügel der Armeen einander nahe genug waren, um gemeinschaftlich operiren zu können. Die Maasarmee erhielt daher den Befehl, am 29. eine Vertheidigungsstellung einzunehmen, während die Armee des Kronprinzen möglichst rasch ihr nachzog. Am 30. war es möglich, daß, nachdem in den letzten Tagen kleinere Gefechte stattgefunden hatten, die beiden Armeen zum gemeinschaftlichen Angriff vorgiengen. Die von Moltke am Abend des 29. angeordneten Märsche führten

am 30. zur Schlacht bei Beaumont, wodurch diejenigen französischen Corps, welche Mouzon noch nicht erreicht hatten, unter großen Verlusten an die Maas zurückgedrängt wurden. Sie überschritten dieselbe theils bei Mouzon, theils weiter unten, kamen aber in solcher Unordnung und Entmuthigung auf dem linken Ufer an, daß, falls bis dahin noch ein Hoffnungsstrahl vorhanden war, den Marsch nach Metz anzutreten, auch dieser einzige vollends einem vollständigen Dunkel Platz machte. Mac Mahon faßte am Nachmittag des 30. in Mouzon den Beschluß, mit seiner ganzen Armee sich nach Sedan zurückzuziehen, dort die Truppen mit Lebensmitteln und Munition zu versehen, und von da weiter nach Mezières zu marschiren, wo am Abend des 30. die Avantgarde des von Paris abgesandten Corps Vinoy eintraf. Gegen Abend wurde der Rückzug von Mouzon nach Sedan begonnen, die ganze Nacht fortgesetzt und den bereits in Carignan angelangten Divisionen der Befehl ertheilt, umzukehren und gleichfalls nach Sedan abzumarschiren. Doch beeilte sich Mac Mahon, welcher am 31. früh in Sedan ankam, mit dem Weitermarsch nach Mezières nicht. Er wollte zunächst die erschöpften Truppen ausruhen lassen und glaubte nicht, daß die Deutschen stark genug seien, um bedeutende Streitkräfte bei Donchery auf das rechte Maasufer zu führen, und ihm dort den Marsch nach Mezières zu verwehren. Sein Befehl, sämtliche Brücken, welche bei Sedan über die Maas führten, zu zerstören, wurde nur theilweise ausgeführt; mehrere Brücken, darunter die wichtigen Brücken bei Donchery und Bazeilles, blieben unversehrt und wurden von den Deutschen besetzt. In dieser Lage verharrte die französische Armee am 31. in und bei Sedan und wartete, was der 1. September ihr bringe.

Moltke beobachtete den Kampf vom 30. im Gefolge des Königs auf der Höhe von Sommauthe und fand spät Abends in dem überfüllten Busanzy kaum ein Unterkommen, um mit den Officieren seines Stabes die Befehle für den folgenden Tag ausfertigen zu können. Diese lauteten dahin, daß am 31. in aller Frühe der Marsch des Heeres fortgesetzt werden, die Maasarmee dem französischen linken Flügel ein Ausweichen in östlicher Richtung verwehren und zu diesem Zwecke die Maas mit zwei Corps überschreiten, die Armee des Kronprinzen gegen die Front und rechte Flanke des Feindes vorgehen, und daß dieser, falls er auf belgisches Gebiet übergehen und nicht sogleich entwaffnet würde, „ohne weiteres" dorthin verfolgt werden sollte. Das Große Hauptquartier begab sich am 31. von Busanzy über Beaumont, Raucourt, Chémery nach Vendresse. In Chémery befand sich das Hauptquartier des Kronprinzen. Als Moltke dahin kam, benützte er die Gelegenheit, um in einer kurzen Unterredung mit Podbielski und Blumenthal die militärische Lage zu besprechen und die letzten Entschlüsse für den folgenden Tag festzustellen. Es wurde ausgemacht, daß der linke Flügel der Armee des Kronprinzen am folgenden Tage die Maas unterhalb Sedan überschreiten und einem Rückzug des Feindes sich entgegenstellen solle. Zu diesem Zwecke sollten zwei Armeecorps bei Donchery und die württembergische Division weiter unten über die Maas gehen. Da der Feind das linke Maas-Ufer vollständig geräumt hatte und in dem engen Dreieck zwischen Maas, Givonne und Floing-Bach stand, so war nicht zu erwarten, daß er dort, unter so ungünstigen Verhältnissen, die entscheidende Schlacht mit einem so überlegenen Gegner annehmen werde; vielmehr mußte man glauben,

daß er, bevor die Umklammerung seiner Stellung eine vollständige sei, eine der drei sich darbietenden Möglichkeiten ergreifen werde, von denen die eine ihn westlich nach Mezières, die andere östlich nach Carignan, die dritte nördlich über die belgische Grenze führte. Der zweite Fall war, weil der schwierigste, auch der unwahrscheinlichste; am meisten mußte man sich auf das Eintreten der ersten Möglichkeit gefaßt machen. Da einige Meldungen darauf hindeuteten, so richtete Moltke noch Abends acht Uhr ein Schreiben an Blumenthal, worin er ihn aufforderte, noch im Laufe der Nacht einige Abtheilungen die Maas überschreiten zu lassen, damit dieselben, falls der Feind am Morgen gegen Mezières vorbreche, auf der dortigen Straße zum Angriff bereit ständen. Aber die französische Armee war nicht so schnell aus ihren Stellungen zu bringen; sie stand am 1. September mit ihren 4 Armeecorps und 2 Kavalleriedivisionen unbeweglich in dem oben bezeichneten Dreieck, sah ihrer Einschließung durch die $7\frac{1}{2}$ deutsche Armeecorps mit einem gewissen Fatalismus zu und gerieth erst dann in eine unheimliche Aufregung und Verzweiflung, als am Abend des 1. September im Osten Bazeilles und Balan genommen, die über dem Givonne-Bach gelegenen Höhen besetzt, im Norden Illy, im Westen Floing erstürmt, die Massenangriffe der französischen Reiter zurückgeschlagen, die Einschließung durch die deutsche Infanterie und durch eine furchtbar wirkende Garnitur von Kanonen eine vollständige und allmählich so enge war, daß die ganze französische Streitmacht in Sedan und in dem nördlich davon sich hinziehenden Walde von Garenne sich zusammengedrängt sah, das heißt in einem Raume, dessen Durchmesser etwa die Länge einer halben Wegstunde hatte. Von Wider-

stand oder von einem Durchbruch nach irgend einer Seite hin, sei es in Masse, sei es in einzelnen Abtheilungen, war Abends vier Uhr keine Rede mehr. Die Armee von Châlons sammt dem Kaiser Napoleon und dem Marschall Mac Mahon hatte keine andere Wahl, als durch die treffliche Artillerie der deutschen Armee sich bis auf den letzten Mann zusammenschießen zu lassen oder die Kapitulationsbedingungen des Siegers anzunehmen.

Das Große Hauptquartier befand sich während der Schlacht von Sedan von 7½ Uhr Morgens bis zum Abend auf der Höhe südlich von Frénois, welche die Generalstabsofficiere als einen zum Ueberblick besonders geeigneten Standpunkt ausgewählt hatten. Als trotz der verlorenen Schlacht der Feind mit seiner Unterwerfung zögerte, erhielt gegen 4½ Uhr die gesamte auf dem linken Maasufer befindliche Artillerie den Befehl, ein koncentrirtes Feuer auf die Stadt Sedan zu richten. Bald sah man an einigen Stellen in der Stadt die Flammen emporlodern. Kaiser Napoleon ließ die weiße Flagge aufziehen, das Feuer von Sedan verstummte. Da sandte der König den Oberstlieutenant v. Bronsart und den Hauptmann v. Winterfeld vom Großen Generalstab nach Sedan, um den französischen Oberbefehlshaber zur Uebergabe der Armee und der Festung aufzufordern. Die preußischen Officiere wurden am Thore von dem Platzkommandanten empfangen und Bronsart in das Gebäude der Unterpräfektur vor den Kaiser Napoleon geführt, von dessen Anwesenheit in Sedan man im deutschen Hauptquartier nichts wußte. Bronsart entledigte sich seines Auftrags und forderte den Kaiser auf, einen mit Vollmacht zum Unterhandeln versehenen höheren Officier abzuschicken. Der Kaiser, welcher bereits damit be-

schäftigt war, einen Brief an den König von Preußen zu schreiben, erwiderte, General Wimpffen führe an Stelle des verwundeten Marschalls Mac Mahon den Oberbefehl, und er werde sofort einen Adjutanten mit einem Briefe an den König absenden. Mit dieser Antwort kam Bronsart auf die Höhe von Frénois, wohin inzwischen der König auch den Kronprinzen berufen hatte, zurück. Es herrschte die größte Spannung, als Bronsart berichtete, Napoleon selbst sei in Sedan, und ein Abgesandter desselben werde sogleich eintreffen. Der König, tief bewegt, schüttelte dem Kronprinzen, dem General Moltke, dem Grafen Bismarck, dem Kriegsminister Roon, dem General Podbielski die Hand. Es war gegen 7 Uhr, und es fieng schon an zu dunkeln, als General Reille den Brief des Kaisers brachte, worin dieser seinen Degen dem König zu Füßen legte. Nachdem letzterer das Schreiben gelesen, zog er sich zu einer kurzen Unterredung mit dem Kronprinzen, mit Moltke und Bismarck zurück. Darauf schrieb er einige Zeilen an Napoleon, worin er ihn ersuchte, einen Officier zu bevollmächtigen, um über die Kapitulation der Armee zu verhandeln, und ihm mittheilte, daß er seinerseits den General v. Moltke hiezu bestimmt habe. Während der König dies schrieb, rief Moltke die Generalstabsofficiere zu sich, hielt eine kurze Anrede an sie, sprach ihnen seinen Dank für ihre Bemühungen aus und reichte jedem die Hand. Es war ein bedeutungsvoller Moment. Was dort unten über der Maas vor den Augen der Sieger lag, die letzte Feldarmee Frankreichs samt dem Kaiser, war in der Gewalt des deutschen Oberfeldherrn. General Reille kehrte mit dem Schreiben des Königs nach Sedan zurück. Moltke erließ um 7¼ Uhr Abends folgenden Befehl an das

deutsche Heer: „Es sind Verhandlungen eingeleitet. Angriffsbewegungen dürfen daher von unserer Seite während der Nacht nicht erfolgen. Dagegen ist jeder Versuch des Feindes, unsere Linie zu durchbrechen, mit bewaffneter Hand zurückzuweisen. Sollten die Verhandlungen nicht zum Abschluß gelangen, so werden, jedoch erst nach erfolgter Mittheilung, die Feindseligkeiten wieder aufgenommen. Als solche ist eine Eröffnung des Artilleriefeuers von den Höhen östlich Frénois aufzunehmen." Der König beauftragte den Grafen Bismarck, an den Kapitulationsverhandlungen, bei welchen wohl auch politische Fragen zur Sprache kämen, gleichfalls theilzunehmen, und begab sich dann nach Vendresse zurück.

Die Kapitulationsverhandlungen fanden in dem Schlößchen Donchery statt und wurden Nachts 10 Uhr eröffnet. Von französischer Seite erschienen, „in Folge nochmals ergangener Aufforderung", General Wimpffen mit mehreren Officieren, unter welchen General Faure, Chef des Generalstabes, und General Castelnau, Adjutant des Kaisers, sich befanden. Letzterer war speciell mit der Vertretung der Interessen des Kaisers beauftragt. Die französischen Generale waren schon an Ort und Stelle, als die deutschen Bevollmächtigten eintraten. Zugleich mit Moltke kamen Bismarck und Podbielski. Von ihren Adjutanten hatte der Rittmeister Graf Nostiz die nun folgende Besprechung zu stenographiren. Wimpffen übergab Moltke sein Beglaubigungsschreiben und stellte die Generale Faure und Castelnau vor. Nachdem auch Moltke seine beiden Begleiter vorgestellt hatte, setzte man sich an einen viereckigen Tisch; Moltke saß Wimpffen gegenüber. Minutenlang herrschte eine Todtenstille im Zimmer. Wimpffen hätte seinem Gegner gerne das erste Wort gegönnt. Aber

dieser blieb „der große Schweiger“. Auf dem Wege von Frénois nach Donchery hatte Moltke mit Bismarck die ganze Sachlage besprochen. Sie konnten sich ja recht wohl denken, was für Vorschläge sie von dem französischen Oberbefehlshaber zu hören bekommen würden. Es gab verschiedene Möglichkeiten. Wollte man darauf, daß die französische Armee tapferen Widerstand geleistet hatte, Rücksicht nehmen und ihr möglichste Schonung angedeihen lassen, so konnte man sie in ihre Heimat entlassen, gegen das Versprechen, daß sie in diesem Kriege nicht mehr gegen Deutschland dienen wolle. Allein wer wollte und konnte die Ausführung dieses Versprechens überwachen? Und war es glaublich, daß eine revolutionäre Regierung, welche etwa nach dieser Katastrophe von Sedan auf das Kaiserthum folgte, diesen Kapitulationsvertrag respektiren, daß sie nicht vielmehr die ganze Bevölkerung, die alten Soldaten voran, zu den Waffen rufen würde? Um einer solchen Mißachtung des Vertrags zu entgehen, konnte man die Bedingung aufstellen, daß die Armee nach irgend einem vom Kriegsschauplatz entfernten Theil Frankreichs, allenfalls nach Algier, sich zurückziehen solle, um dort den Ausgang des Krieges abzuwarten. Aber aufs neue mußte man fragen, ob wohl irgend jemand für die pünktliche Ausführung dieser Maßregel eine sichere Garantie zu bieten vermochte. Endlich konnte man die Armee in das neutrale Belgien abmarschiren lassen und der dortigen Regierung zur Pflicht machen, dieselbe im Lande zu vertheilen und nicht entrinnen zu lassen. Wer Belgien und die Sympathien der Belgier für Frankreich kannte, mußte sich sagen, daß zur Bewachung von etwa 100,000 Mann der belgischen Regierung und ihren Untergebenen es sowohl an den nöthigen Mitteln

als an dem nöthigen Willen fehle. Moltke war daher mit Bismarck darin einverstanden, daß es nur ein einziges Mittel gebe, um die Armee von Sedan für den weiteren Feldzug unschädlich zu machen: ihre Kriegsgefangenschaft und Abführung nach Deutschland. Auf der Unschädlichmachung dieser Armee mußten sie unter allen Umständen bestehen; denn nur dann konnten sie hoffen, dem niedergeworfenen Feinde solche Friedensbedingungen diktiren zu können, welche demselben auf viele Jahre hinein eine Erneuerung des Krieges unmöglich machten. Großmuth, mußten sich die beiden großen Männer sagen, wäre in diesem Falle sehr schlecht am Platz; denn wenn die Franzosen den Preußen den Sieg von Königgrätz, der sie doch nicht in erster Linie berührte, nicht verziehen hatten, um wie viel weniger verziehen und verschmerzten sie wohl eine eigene Niederlage, auch wenn sie von einem Akt der Großmuth begleitet war. Der Gnade des Siegers seine Rettung oder auch nur ein erträglicheres Loos zu verdanken, erschien gewiß dem empfindlichen Volke als eine weit größere Schmach, als die härtesten Bedingungen über sich ergehen lassen zu müssen.

Unter dem Austausch dieser Gedanken hatten Moltke und Bismarck das Schlößchen Donchery erreicht. Ihr Entschluß stand fest. Wimpffen bangte, als er das beredte Schweigen des in geschlossener Unbeweglichkeit ihm gegenübersitzenden Generals Moltke wahrnahm. Doch faßte er sich und sprach den Wunsch aus, die Kapitulationsbedingungen, welche der König von Preußen zu bewilligen Willens sei, kennen zu lernen. Die Antwort Moltke's klang wie ein eherner Schicksalsspruch: „Niederlegung der Waffen und Kriegsgefangenschaft der ganzen französischen Armee samt den Offi=

cieren.“ Wimpffen fand diese Bedingungen zu hart, zumal im Hinblick auf die von der französischen Armee bewiesene Tapferkeit, und stellte den Antrag, er wolle Sedan und die dortigen Festungsgeschütze übergeben, aber die Armee solle mit Waffen, Fahnen und Gepäck abziehen dürfen, gegen die Verpflichtung, in diesem Kriege nicht mehr gegen Preußen zu dienen, und solle in irgend einem von Preußen zu bestimmenden Theile Frankreichs oder in Algerien bis zum Friedensschluß bleiben. Moltke blieb unerbittlich und erklärte kurz, daß er an den von ihm gestellten Bedingungen nichts ändern könne. Darauf suchte Wimpffen Interesse für sein persönliches Mißgeschick zu erregen, sofern er, der erst vor zwei Tagen aus Afrika zurückgekehrt sei und von dort einen untadelhaften militärischen Namen zurückgebracht habe, plötzlich mitten in der Schlacht den Oberbefehl habe übernehmen müssen, ohne auch nur die Stellungen seiner Truppen und die ganze militärische Lage genau zu kennen. Nun solle er seinen Namen an eine unheilvolle Kapitulation knüpfen und alle Verantwortung dafür übernehmen, ohne die Schlacht, von der diese Kapitulation nur die Konsequenz sei, selbst vorbereitet zu haben. Er wolle zwar nicht sagen, daß er, wenn er das Commando schon am 31. August übernommen hätte, es besser als der Marschall Mac Mahon gemacht und die Schlacht gewonnen hätte; aber jedenfalls hätte er für einen Rückzug gesorgt oder wenigstens, bei besserer Kenntniß seiner Truppen, dieselben zu einer letzten Kraftanstrengung vereinigt, um einen massenhaften Durchbruch zu versuchen. Und an Moltke persönlich sich wendend, fuhr er fort, dieser, der gleichfalls General sei, könne besser als jeder andere das Bittere seiner Lage begreifen und sei jetzt in der Lage, durch

Gewährung der ehrenvollsten Bedingungen diese Bitterkeit zu versüßen.

Moltke schien von diesem elegischen Monolog, der mit der großen Sache, um die es sich hier für die deutsche Armee handelte, in gar keiner Beziehung stand, gar wenig erbaut, daher Wimpffen es wieder mit einem anderen Saitenanschlag probirte. Er stellte seinen Gegnern vor, daß es in ihrem eigenen politischen Interesse sei, der Armee ehrenvolle Bedingungen zu gewähren. Sie wollten ja den Frieden haben und wünschten ohne Zweifel, ihn bald zu haben. Nun, die französische Nation, mehr als jede andere edelmüthig und ritterlich, für Akte der Großmuth empfänglich, für Beweise von Rücksicht erkenntlich, werde, wenn ihrer Armee günstige Bedingungen gestellt würden, das Bittere ihrer Niederlage nicht so sehr empfinden und die früheren freundschaftlichen Beziehungen, die zwischen den beiden Nachbarstaaten herrschten, wieder aufnehmen. Es wäre dann alle Aussicht vorhanden, daß der Friede ein dauerhafter wäre. Wenn aber im Gegentheil hart verfahren würde gegen die Armee, so würde diese mit Haß und Zorn erfüllt, die Eigenliebe der Nation aufs empfindlichste verletzt, die schlimmsten Instinkte wieder wachgerufen und ein Zustand herbeigeführt, bei welchem die Gefahr nahe läge, daß zwischen Frankreich und Preußen ein endloser Krieg sich entzündete.

Auch diese Sprache war nicht glücklich gewählt. Sie rief die Entgegnung Bismarck's hervor, welcher in längerer Rede Wimpffen begreiflich zu machen suchte, daß die sicherste Garantie für einen baldigen und für einen dauerhaften Frieden die sei, daß die beste Armee, welche Frankreich eben jetzt noch besitze, demselben entzogen und zwischen Deutschland und

Frankreich Grenzen hergestellt würden, welche jenes gegen neue Angriffe schützten. Aus durchaus nichtigen Gründen, aus bloßer Eifersucht und Ruhmsucht, habe, wie seit Jahrhunderten, so auch diesmal Frankreich den Krieg hervorgerufen. An eine Dankbarkeit des französischen Volkes sei nicht zu denken. Habe dasselbe den Preußen Sadowa nicht verziehen, wie werde es ihnen Sedan verzeihen? Zudem sei in Frankreich weder Thron noch Verwaltung dauerhaft. Ueber Nacht könne der Kaiser gestürzt werden und eine Regierung auftauchen, welche durch keinen Vertrag, durch kein Ehrenwort sich gebunden glaube. Bei aller Theilnahme für die persönliche Lage des Generals Wimpffen, bei aller Anerkennung der Tapferkeit seiner Armee sei es ihnen daher unmöglich, seinen Wünschen zu entsprechen und die gestellten Bedingungen zu mildern. Wimpffen erklärte hierauf, diese Bedingungen könne er nicht annehmen; erhalte er keine günstigeren, so werde er aufs neue an das Glück der Waffen appelliren und mit seiner Armee entweder sich durchschlagen oder in Sedan sich vertheidigen. Moltke erwiderte ihm, daß das eine so unmöglich sei wie das andere, und bewies ihm dies durch eine genaue Schilderung der Lage, in welcher sich die beiden feindlichen Armeen befänden. Die französische Armee, sagte er, habe nicht mehr als 80,000 Mann kampffähiger Truppen, habe nur noch für einen Tag Lebensmittel und fast keine Munition mehr und sei der Demoralisation sehr stark verfallen, was sich daraus ergebe, daß in der heutigen Schlacht mehr als 20,000 unverwundete französische Soldaten gefangen genommen worden seien. Rings um diese Armee ständen die deutschen Truppen, 240,000 Mann stark, mit einer an Zahl und Qualität überlegenen Artillerie, welche

auf den die Stadt beherrschenden Höhen aufgestellt und im Stande sei, jede Truppe, die sich vor den Thoren Sedans zur Erneuerung des Kampfes aufstellen wolle, noch vor der Ausführung irgend einer Aktion niederzuschmettern und Sedan selbst binnen zwei Stunden in einen Trümmerhaufen zu verwandeln. Auch erklärte sich Moltke bereit, durch einen französischen Officier die Stellungen der deutschen Armee in Augenschein nehmen zu lassen, damit Wimpffen von der Richtigkeit der Angaben und von der Nutzlosigkeit jedes weiteren Widerstandes sich überzeugen könne. Trotzdem beharrte Wimpffen darauf, daß er solche Bedingungen nicht unterzeichnen und lieber den Kampf aufs neue eröffnen werde. Uebrigens hatte es bereits den Anschein, als ob er von der Unhaltbarkeit seiner Stellung nachgerade selbst überzeugt wäre und nur noch darauf dächte, wie er aus der Rolle der starren Negation, in welche er von Anfang an sich versetzt hatte, mit einigem militärischem Anstand wieder zurücktreten könnte. Moltke erklärte dem General Wimpffen, daß der Waffenstillstand um 4 Uhr Morgens ablaufe und daß er, falls die Bedingungen bis dahin noch nicht angenommen seien, das Feuer wieder eröffnen lasse. Als Wimpffen schließlich sagte, er könne die Verantwortung für die Unterzeichnung solcher Bedingungen nicht allein übernehmen und müsse dieselben einem Kriegsrath zur Berathung und Beschlußfassung vorlegen, und zu diesem Zwecke um Bewilligung eines vierundzwanzigstündigen Waffenstillstandes bat, lehnte Moltke dieses unbegründete Ansinnen ab und verstand sich, wie es scheint, auf Zureden Bismarck's, nur dazu, den Waffenstillstand bis 9 Uhr Vormittags zu verlängern.

Es war Nachts 1 Uhr. Die Unterhandlungen wurden

abgebrochen, ohne daß ein bestimmtes Resultat erzielt worden wäre. Moltke begab sich mit Bismarck nach Donchery, Wimpffen und die anderen französischen Generale nach Sedan. Noch in der Nacht ließ Moltke den Wortlaut der Kapitulation von Sedan aufsetzen, da er fest überzeugt war, daß Wimpffen, was er um 1 Uhr nicht angenommen habe, um 9 Uhr annehmen müsse. Dann legte er sich zur Ruhe. Früh Morgens kam ein Officier und berief ihn zu Kaiser Napoleon, welcher schon um 5 Uhr Sedan in einem Wagen verlassen hatte, um durch eine Unterredung mit Bismarck und mit dem König von Preußen, welch letzteren er gleichfalls in Donchery vermuthete, günstigere Bedingungen für seine Armee auszuwirken. Bismarck, welchen Napoleon durch General Reille um eine Unterredung hatte ersuchen lassen, traf denselben auf dem halben Wege zwischen Donchery und Sedan. Da Napoleon zunächst eine persönliche Zusammenkunft mit dem König zu haben wünschte, so theilte ihm Bismarck mit, daß der König in Vendresse, drei Meilen von da, sein Quartier habe. Darauf begaben sich beide zu weiterer Besprechung in das Häuschen eines Arbeiters, das an der großen Straße lag. Auf die Frage Bismarck's, ob der Kaiser zu Friedensunterhandlungen geneigt sei, erwiderte dieser, wegen solcher Verhandlungen habe man sich an die Regierung in Paris zu wenden. Damit war jede politische Besprechung nutzlos und die augenblickliche Situation eine ausschließlich militärische, welche auch nur von diesem Standpunkte aus zu behandeln war. Bismarck ließ daher Moltke bitten, an der weiteren Unterredung theilzunehmen. Als letzterer in das Zimmer trat, äußerte Napoleon den Wunsch, daß der französischen Armee gestattet werden möchte, auf belgisches Gebiet überzutreten. Moltke

versprach zwar, dem Könige, welchen aufzusuchen er im Begriff war, hievon Mittheilung zu machen, verhehlte aber dem Kaiser nicht, daß er nicht in der Lage sei, seinen Wunsch zu befürworten. Während nun Bismarck mit dem Kaiser sich weiter unterhielt und ihn zuletzt nach dem Schlosse Bellevue geleitete, schlug Moltke die Straße nach Vendresse ein, um dem Könige über die Verhandlungen mit Wimpffen Bericht zu erstatten und den Kapitulationsentwurf zur Genehmigung vorzulegen. Er traf den König unterwegs, um 9 Uhr Vormittags. Derselbe genehmigte den Entwurf und erklärte, daß er zwar zu einer Unterredung mit Napoleon bereit sei, aber erst nach abgeschlossener Kapitulation. Darauf begab sich Moltke nach dem Schlosse Bellevue, wo General Wimpffen und einige deutsche Generalstabsofficiere sich bereits eingefunden hatten. In dem Kriegsrath, welchen Wimpffen um 7 Uhr Morgens in Sedan gehalten hatte und welcher aus den kommandirenden Generalen der Armeecorps, der Divisionen und der Artillerie bestand, hatte er über seine Verhandlungen mit Moltke berichtet und gesagt: „Gleich beim Beginn unserer Besprechung erkannte ich, daß General Moltke unglücklicherweise eine vollständige Kenntniß von unserer Lage hatte und genau davon unterrichtet war, daß unsere Armee keine Lebensmittel und keine Munition mehr habe.“ Sodann theilte er mit, wie stark die deutsche Armee sei, wie viele Kanonen sie habe und welche Stellungen sie inne habe. Seine Frage, ob unter solchen Umständen nach der Meinung des Kriegsraths der Kampf noch möglich sei, beantworteten die meisten mit Nein. Nur zwei Generale, Bellemare und Pellé, drückten die Ansicht aus, man solle sich entweder in der Festung vertheidigen oder sich durchzuschlagen suchen. Als man ihnen

aber noch weitere Einzelheiten über die trostlose Lage der französischen Armee und über die feindlichen Stellungen mittheilte, stimmten auch sie der Ansicht der Mehrheit bei. Darauf erklärte der Kriegsrath dem General Wimpffen, daß, angesichts der materiellen Unmöglichkeit, den Kampf zu verlängern, man genöthigt sei, die auferlegten Bedingungen anzunehmen, da jeder Aufschub die Folge haben könnte, daß man sich noch schmerzlicheren Bedingungen unterwerfen müsse.

Alles schien nun geregelt, um die Kapitulation zu einem raschen Ende zu bringen. Dennoch zögerte Wimpffen. Napoleon hatte, als Wimpffen in der Nacht zu ihm gekommen war und die Bedingungen Moltke's ihm mitgetheilt hatte, versprochen, in aller Früh den König aufzusuchen und günstigere Bedingungen zu erbitten. Der Kaiser war noch nicht zurückgekommen. Wimpffen glaubte also immer noch hoffen zu dürfen. Es war bereits neun Uhr, welche Stunde von Moltke als äußerster Termin festgesetzt worden war, und noch war kein französischer Bevollmächtigter erschienen. Die deutschen Truppen waren zur Wiederaufnahme des Kampfes bereit, die Artilleristen standen bei ihren Kanonen. Hauptmann Ziegler vom Generalstab wurde in Begleitung des Generals Reille nach Sedan geschickt, um dem General Wimpffen zu melden, daß, wenn nicht um 10 Uhr Vormittags die Unterzeichnung der Kapitulation gesichert sei, die Feindseligkeiten zu dieser Stunde beginnen würden. Wimpffen berief sich darauf, daß der Kaiser ihm den Auftrag ertheilt habe, vor dessen Unterredung mit dem König die Festung nicht zu verlassen, und bezeigte daher keine Lust, die Verhandlungen wieder zu beginnen. Hauptmann Ziegler erwiderte ihm, sein Auftrag gehe dahin, im Fall einer Weigerung des Generals

Wimpffen, auf dem Rückweg von Sedan den vor der Stadt aufgestellten deutschen Truppen den Befehl zum Feuern zu überbringen. Nun bequemte sich Wimpffen zum Aufbruch. Er bestieg sein Pferd und begab sich nach dem Schloß Bellevue. Dort sah er Napoleon und dessen Gefolge ankommen. „Sire, was haben Sie erreicht?“ war seine Frage. „Nichts, ich habe den König noch nicht gesehen,“ antwortete der Kaiser. „Dann bleibt nichts übrig, als die Kapitulation zu unterschreiben,“ versetzte Wimpffen und begab sich mit seinem Generalstabschef in das Konferenzzimmer, wo die preußischen Officiere ihn erwarteten. General Podbielski und Oberstlieutenant Verdy verhandelten inzwischen, bis Moltke eintraf, mit Wimpffen. Bismarck trat gleichfalls ins Zimmer und legte, auf Grund der ihm so eben vom Kaiser selbst gegebenen Aufschlüsse die politische und rechtliche Situation näher dar. Rittmeister Graf Nostiz, welcher, von Moltke abgesandt, eben eintraf, meldete Bismarck, der König wünsche erst nach Abschluß der Kapitulation mit dem Kaiser zusammenzutreffen. Als Bismarck diese Meldung dem General Wimpffen mittheilte, gab dieser vollends auch die letzte Hoffnung auf und war bereit, sich in das Unvermeidliche zu fügen. Bismarck ritt darauf nach Cheherh, um dem König über die interessanten Ereignisse dieses Vormittags Bericht zu erstatten und traf unterwegs den General Moltke. Beide giengen nun nach Schloß Bellevue und legten den vom König genehmigten Kapitulationsentwurf vor. General Wimpffen klagte zwar über das harte Geschick, das ihn getroffen, daß er, der an diesem Unglück keine Schuld habe, der erst mitten in der Schlacht zum Oberbefehlshaber ernannt worden sei, nun seinen Namen unter eine für die französischen Waffen so demüthigende Kapitulation setzen müsse;

andererseits aber mußte er anerkennen, daß seine Armee unter den obwaltenden Umständen keinen Widerstand mehr zu leisten vermöge und daß eine Fortsetzung des Kampfes nur zu nutzlosen Opfern führen müßte. Wimpffen und die anderen französischen Officiere erkannten es mit lebhaftem Danke an, daß Moltke einem bei den Verhandlungen zu Donchery von Wimpffen ausgesprochenen Wunsche entgegengekommen war und allen Officieren, welche nicht durch Gefangennehmung in der Schlacht, sondern durch die Kapitulation in die Gewalt der deutschen Armee gerathen waren, die Entlassung auf Ehrenwort ausgewirkt hatte. In einem nachträglichen Schreiben drückte Wimpffen dem General Moltke seinen besonderen Dank für die rücksichtsvollen Formen aus, in welchen derselbe die Verhandlungen geführt habe.

Es war 11 Uhr Vormittags, als die Kapitulationsurkunde unterschrieben wurde. Die zwei letzten Zeilen derselben lauten: „So geschehen zu Frénois am 2. September 1870. v. Moltke. de Wimpffen.“ Der Preis des Sieges von Sedan war ein ungeheurer. Noch nie hatten deutsche Heere solche Trophäen errungen. Marschall Mac Mahon hatte nach Sedan 124,000 Mann gebracht. Von diesen fielen am 1. September 3000 Mann, wurden 14,000 verwundet, 21,000 gefangen; am 2. September wurden durch Kapitulation 83,000 kriegsgefangen; in Belgien wurden 3000 entwaffnet. Die übrigen Trophäen waren: 1 Adler und 2 Fahnen, 419 Feldgeschütze und Mitrailleusen, 139 Festungsgeschütze, 1072 Fahrzeuge aller Art, 66,000 Gewehre, 6000 noch brauchbare Pferde. Von der gesamten französischen Armee, welche im Beginn des Feldzugs aufgestellt worden war, stand nun nur noch das 13. Corps, unter dem General Vinoy, im Feld.

Alles andere war entweder auf den Schlachtfeldern von Wörth, Metz und Sedan vernichtet oder in eine Festung eingeschlossen oder in Kriegsgefangenschaft gebracht. Staunend sah Europa auf den Mann, welcher durch seine ebenso vorsichtige als kühne Strategie nach einem vierwöchigen Feldzuge auf solche Resultate hinzuweisen vermochte. So groß war nach dem Tage von Sedan das Vertrauen des ganzen Deutschlands, daß bei dem Fortgang des Krieges nichts mehr die deutschen Herzen beängstigte und sie bei allen Wechselfällen des Krieges sich mit dem Gedanken beruhigten, Moltke werde schon Rath zu schaffen wissen. Dem Marsch nach Paris stand kein Hinderniß mehr im Wege. Die Zögerung des Marschalls Bazaine vor Metz und der Marsch Mac Mahon's von Châlons nach Sedan, statt nach Paris, hatte sich an Frankreich furchtbar gerächt. Während diese zwei französischen Feldherren gerade das thaten, was sie und ihre Armeen ins Verderben führen mußte, that Moltke mit seinem klaren Blick und seiner zermalmenden Energie alles, wodurch ihre Plane vereitelt und ihre strategischen Fehler bis zur letzten Konsequenz ausgebeutet wurden. Das Vorgehen über die Mosel auf der Straße von Vionville und was sich daran knüpfte, der Rechtsabmarsch von der Marne nach der Maas und die darauf folgenden Ereignisse sind glänzende Zeugnisse der Moltke'schen Ueberlegenheit.

Nach der Unterzeichnung der Kapitulationsurkunde wurde dem König, welcher auf der Höhe von Frénois sich befand, der Abschluß des Vertrags gemeldet. Es folgte die Anrede des Königs an die deutschen Fürsten, seine Unterredung mit dem Kaiser Napoleon im Schloß Bellevue, sein Rundritt durch die Bivuaks der verschiedenen Armeecorps. Beim Mit-

tagsmahl im Hauptquartier am 3. September drückte der König seine Anerkennung der Verdienste Moltke's in folgenden, zugleich die Verdienste der beiden anderen großen Männer bezeichnenden Worten aus: „Sie, Kriegsminister v. Roon, haben unser Schwert geschärft; Sie, General v. Moltke, haben es geleitet, und Sie, Graf v. Bismarck, haben seit Jahren durch die Leitung der Politik Preußen auf seinen jetzigen Höhepunkt gebracht.“ Doch dachte trotz aller Siege im Großen Hauptquartier kein Mensch an ein Rasten und Ausruhen. Das Blücher'sche Vorwärts stand bei der preußischen Armee immer noch in gutem Andenken. Wie Moltke am Tage nach der Schlacht bei Gravelotte den „Weitermarsch nach Paris“ anordnete, so nahm er, nachdem er inzwischen den interessanten Abstecher nach Sedan gemacht hatte, am Tage nach der Unterzeichnung der Kapitulation, jenen Marsch wieder auf und erließ um die Mittagsstunde des 3. Septembers vom Hauptquartier Vendresse aus den Befehl, daß die Armee des Kronprinzen und die Maasarmee am 4. ihren Vormarsch beginnen, daß jene sich in südwestlicher Richtung in Marsch setzen, diese zunächst hinter ihr marschiren und dann wieder den rechten Flügel bilden solle. Das bei Attigny zurückgelassene Corps hatte schon am 2. den Befehl erhalten, von da über Rethel nach Reims vorzugehen. Die beiden Heere zogen am 4. ab, der rechte Flügel über Laon und Soissons, der linke über Reims nach der Marne, und beide sollten am 19. September vor Paris eintreffen. Das Große Hauptquartier begab sich am 4. nach Rethel, am 5. nach Reims, am 14. nach Château-Thierry. Von dort erließ Moltke am 15. einen neuen Befehl an die beiden Armeen, worin er als nächsten Zweck des Marsches nach Paris bezeichnete, daß jede

Verbindung dieser Hauptstadt nach Außen abgeschnitten und Zufuhren und Entsatzversuche gehindert werden sollten. Im allgemeinen sollten die Truppen dem Geschützfeuer der Festungswerke nicht ausgesetzt, jedoch zur Verkürzung der Cernirungslinie so nahe als möglich an jene herangeführt werden. Die Maasarmee sollte Paris auf dem rechten Seine- und Marne-Ufer, also im Norden und Osten einschließen, die Armee des Kronprinzen das Terrain im Südosten, Südwesten und Süden der Stadt einnehmen. Die Kavalleriedivisionen sollten so schnell als möglich die Verbindung der beiden Heere im Osten und Westen der Stadt herstellen und zur Aufklärung gegen die Loire, „hinter welchem Fluß der Feind eine Reservearmee zu bilden bestrebt sein soll“, vorgeschoben werden. „Sämtliche von Paris fortführende Eisenbahnen sind unfahrbar zu machen, jedoch nur durch Ausheben von Schienen und Weichen an zu besetzenden Punkten. Ebenso sind die Telegraphenleitungen an einzelnen Punkten zu unterbrechen. Zur Verbindung der Armeen unter einander sind oberhalb Paris über Marne und Seine zahlreiche Uebergänge sicher zu stellen und heranführende Kolonnenwege zu ermitteln. Es ist ferner Aufgabe der Einschließungstruppen, sich in der vordersten Linie fortifikatorisch zu verstärken und die Vertheidigungsmittel des Feindes genau zu rekognosciren. Sollten von der Loire her Entsatzversuche stattfinden, so muß die Einschließung der Stadt einstweilen schwächeren Abtheilungen überlassen bleiben, und wird die Dritte Armee mit ihren Hauptkräften dem anrückenden Feinde, aber höchstens auf einen oder zwei Märsche, entgegengehen, um diesen zu schlagen und dann die enge und sichere Einschließung wieder aufzunehmen. Das Große Hauptquartier verbleibt bis auf weiteres in Meaux und ist durch die Dritte Armee zu sichern.“

Wie Moltke angeordnet hatte, so standen auch wirklich am Abend des 19. September die beiden Armeen in den oben angegebenen Stellungen vor Paris, freilich zusammen nur 6½ Armeecorps stark. Erst am 22. kamen die beiden wegen Bewachung der Gefangenen vor Sedan zurückgebliebenen Corps und im Oktober die zum Schutze Norddeutschlands zurückgelassene Infanteriedivision unter dem Großherzog von Mecklenburg und eine Gardelandwehrdivision an, so daß gegen Ende dieses Monats 9½ Armeecorps und 4 Kavalleriedivisionen, nahezu 240,000 Mann mit etwa 900 Geschützen, rings um Paris standen. Am nämlichen Tage, an welchem die Cernirung von Paris begann, fand auch in Ferrières die Unterredung des Grafen Bismarck mit Jules Favre statt, welcher nach dem Sturze des Kaiserthums bei der sogenannten Regierung der nationalen Vertheidigung das Ministerium des Auswärtigen übernommen hatte. Wenn Bismarck dem französischen Minister, welcher einen Waffenstillstand von 14 bis 21 Tagen auswirken wollte, erklärte, derselbe sei so sehr gegen das militärische Interesse Deutschlands, daß er dafür die Uebergabe von Bitsch, Toul und Straßburg, die Kriegsgefangenschaft der Besatzung von Straßburg und die Fortdauer des Kriegszustandes vor Metz verlangen müsse, so ist es begreiflich, daß diese Bedingungen nicht ohne eine Anfrage bei General Moltke gestellt wurden. Die Unterhandlungen scheiterten, und wenige Tage nachher, am 23. und 28. September, kapitulirten die beiden Festungen Toul und Straßburg. Dadurch wurde die allgemeine Kriegslage zu Gunsten der deutschen Armee wesentlich verändert. Die Einnahme von Toul brachte die von Paris nach Straßburg führende Eisenbahn vollständig in die Gewalt des deutschen Obercommando's und sicherte somit

einen freien Verkehr des Großen Hauptquartiers mit Deutschland. Die Eroberung von Straßburg verschaffte den Deutschen einen sehr wichtigen Stützpunkt für die Behauptung des bereits besetzten Unter-Elsaß und für die weiteren Operationen gegen das noch nicht besetzte Ober-Elsaß und gewährte dem Großen Hauptquartier, das fast seine ganze Streitmacht auf Paris und Metz verwenden mußte, die Möglichkeit, den von der republikanischen Regierung im Innern Frankreichs neu organisirten bewaffneten Scharen neue Streitkräfte entgegenzustellen. In seinem Befehl vom 30. September trug daher Moltke dem General Werder, welcher die Belagerung Straßburgs geleitet hatte und zum Befehlshaber des neugebildeten 14. Armeecorps ernannt worden war, auf, die Gardelandwehrdivision nach Paris zu schicken und mit den übrigen Theilen des Corps möglichst bald den Vormarsch gegen die obere Seine in der Richtung auf Troyes und Chatillon anzutreten, um die etwa dort stattfindenden Versuche zur Formation von Truppen zu hindern, die Bevölkerung zu entwaffnen und die dortigen Eisenbahnen in brauchbaren Zustand zu setzen. Auch sollte General Werder einen Handstreich gegen die die Eisenbahnlinie Epinal-Chaumont sperrende Festung Langres versuchen oder die Festung mit schwerem, aus Straßburg herbeizuholendem Geschütz beschießen, falls durch eine solche Unternehmung nicht ein wesentlicher Zeitverlust in Erreichung des eben genannten vorläufigen Marschzieles hervorgerufen würde. Auf dies hin zog das 14. Corps in den ersten Tagen des Oktobers von Straßburg über die Vogesen, kam über Epinal nach Vesoul, schlug die von Besançon aus vorgehenden Franzosen zurück und stellte sich bei Gray, zwischen Vesoul und Dijon, auf. Hier erhielt

Werder einen neuen Befehl Moltke's vom 23. Oktober, welchem die Aussicht auf die nahe Kapitulation von Metz zu Grunde lag. Darin wurde ihm die neue Aufgabe gestellt, mit Hilfe der nun gleichfalls unter seinen Befehl gestellten zwei Reservedivisionen, unter General Schmeling und Tresckow, das Elsaß und die eigenen Verbindungen zu schützen, das Vorrücken der Zweiten, von Metz nach der Loire abmarschirenden Armee in der linken Flanke zu decken und eine der eigenen Stärke entsprechende feindliche Streitmacht vor der Front seines Armeecorps zu fesseln. Zu diesem Zwecke sollte dasselbe, so lange der Feind bei Besançon starke Kräfte versammelt halte, bei Vesoul Stellung nehmen, Dijon stark besetzen, gegen Langres, Besançon und Belfort sich sichern. Die Festung Belfort solle, bis General Tresckow dort eintreffe, stark beobachtet und etwaigen Streifzügen von dort nach den Vogesen und dem oberen Elsaß entgegengetreten werden, im Nothfall mit bedeutenden Streitkräften. Schwächere feindliche Abtheilungen sollten unbedingt angegriffen werden, und, falls es ohne Beeinträchtigung der Hauptaufgabe möglich sei, könne der Vormarsch südlich über Besançon hinaus ausgedehnt werden. Diese Befehle wurden in den nächsten Wochen ausgeführt, Dijon genommen, das obere Elsaß besetzt, die Freischaren Garibaldi's zurückgeschlagen, eine französische Division bei Nuits besiegt, andere feindliche Abtheilungen nach Langres zurückgeworfen. Das 14. Corps war im December bei Dijon versammelt.

Inzwischen hatte das Große Hauptquartier Ferrières verlassen und am 5. Oktober in Versailles sich eingerichtet. Der König wohnte hier in dem Präfekturgebäude, Moltke in der Rue neuve Nr. 39. In seiner nächsten Umgebung waren

seine beiden Adjutanten, Major de Claer und Hauptmann von Burt, sein Neffe. Jeden Tag sah man Moltke Vormittags zwischen 9 und 10 Uhr nach dem Präfekturgebäude sich begeben, um dem König seinen Vortrag zu halten. Der Kronprinz und Podbielski wohnten regelmäßig bei. Nicht bloß um Paris, um dessen Belagerung und Beschießung, handelte es sich hier. In Versailles liefen alle Telegraphendrähte von sämtlichen deutschen Truppentheilen zusammen. Das Kriegstheater erweiterte sich allmählich. Frankreich sah nicht ruhig zu, wie seine Hauptstadt eingeschlossen und vor die Wahl gestellt wurde, ob sie lieber durch Aushungerung oder durch Kanonenkugeln den Tod für's Vaterland erleiden wolle. Es gab daher willig seine Söhne her, als Gambetta in Tours sich an die Spitze der Außenregierung stellte und die ganze waffenfähige Mannschaft zu einem Heereszug gegen die Cernirungsarmee vor Paris aufbot. Im Norden, Süden und Westen von Paris wurden Entsatzheere aus dem Boden gestampft und ganz Frankreich schien sich in ein Kriegslager verwandeln zu wollen. Nirgends war die Gefahr größer als an der Loire. Von Orleans aus sollte Paris befreit und theils mit, theils ohne Beihilfe der Pariser Streitkräfte die deutsche Armee zum Rückzug genöthigt werden. So nahm der Kriegsschauplatz nach und nach etwa ein Drittheil von Frankreich ein, erstreckte sich von Metz nach Rouen und Dieppe, von Le Mans nach Besançon und Pontarlier. Allen diesen Entsatzheeren mußten neue Truppen entgegengestellt, jeder feindliche Stoß mit einem gewaltigen Gegenstoß beantwortet werden. Karten waren auf dem Tische ausgebreitet, wann Moltke seinen Vortrag hielt und seinen der militärischen Lage des Augenblicks angepaßten Opera-

tionsplan entwickelte. Liefen über die Bewegungen des Feindes sichere Nachrichten ein, so war auch Moltke seines Erfolges sicher; wenn aber, wie dies in den ersten Tagen des Januar der Fall war, über die Marschrichtung einer ganzen feindlichen Armee völlige Unkenntniß herrschte und auf unzuverläßige, sich widersprechende Nachrichten hin entscheidungsvolle Beschlüsse gefaßt werden sollten, so bedurfte es das umsichtige „Wägen“ und den divinatorischen Blick Moltke's, um auch einen vorübergehenden und kleinen Verlust zu vermeiden, vom Feinde trotz seines Vorsprungs sich nicht überraschen zu lassen und dem eiligen Drängen des Gegners ein besonnenes „Wagen“ entgegenzusetzen. Bei jeder neuen Unternehmung des Feindes hatte Moltke den Obercommando's der deutschen Heere die Umrisse der Defensive anzugeben, für die eigene Offensive Richtung und Ziel zu bezeichnen und unter genauer Beachtung der Eigenartigkeit der einzelnen Kriegsschauplätze und der dort auftauchenden möglichen Schwierigkeiten die ebenso knapp als präcis gehaltenen Direktiven zu geben. Er gab dieselben Männern, welche ein Verständniß dafür hatten und mit eiserner Faust sie zur Ausführung brachten.

Zunächst handelte es sich darum, den im westlichen Frankreich auftretenden feindlichen Streitkräften neue Operationsheere entgegenzustellen. Dies war nicht in ausreichender Weise möglich, so lange die Festung Metz allein 7½ Armeecorps festhielt. Um so willkommener war die Nachricht, daß Metz sich nicht mehr halten könne. Die Vorräthe giengen zu Ende, die Aufregung unter der Bevölkerung und unter der Rheinarmee wuchs. Die Unterhandlungen wurden am 24. Oktober eröffnet. Die Franzosen verlangten einen Waffen-

stillstand nebst Verproviantirung oder die Erlaubniß zum freien Abzug nach Algier; Prinz Friedrich Karl dagegen forderte die Uebergabe der Festung und die Kriegsgefangenschaft der Rheinarmee. Am 26. Oktober erklärte sich Marschall Bazaine bereit, auf die gestellten Bedingungen einzugehen. Die Kapitulation wurde am 27. Abends unterschrieben und am folgenden Tage rückte die erste Infanteriebrigade als Besatzung in die Festung ein. In Kriegsgefangenschaft kamen durch diese Kapitulation 173,000 Mann, worunter 6000 Officiere, erbeutet wurden 56 kaiserliche Adler, 622 Feldgeschütze, 876 Festungsgeschütze, 72 Mitrailleusen, 137,000 Chassepots, 123,000 andere Gewehre, ansehnliche Munitionsmassen und eine große Menge sonstiger Vorräthe. Auf dieses würdige Seitenstück zu Sedan hin wurde General Freiherr v. Moltke, welcher zwei Tage vorher das siebzigste Lebensjahr vollendet hatte, durch Erlaß vom 28. Oktober vom König von Preußen in den Grafenstand erhoben. Schon am 23. Oktober, als die Uebergabe der Festung erst in Aussicht stand, wenn auch in naher, richtete Moltke ein Telegramm an das Obercommando der Cernirungsarmee, wonach eine Infanteriedivision aus derselben ausscheiden und sofort auf der Eisenbahn nach Paris abgesandt werden solle. Durch Befehl vom gleichen Tage theilte Moltke dem Obercommando die zu stellenden Kapitulationsbedingungen mit („die Bedingungen von Sedan bleiben maßgebend"), traf Anordnungen für die Abführung der kriegsgefangenen Mannschaft und machte über die Verwendung der bisherigen Cernirungsarmee die Mittheilung, daß aus derselben zwei Operationsarmeen gebildet werden sollten. Von diesen solle die Erste Armee aus 3½ Corps und 1 Kavalleriedivision bestehen, Metz be-

setzen, Diedenhofen und Montmédy belagern, die kriegsgefangene Armee bewachen und durch die Landwehrtruppen abführen lassen. Was nach Abzug der für diese Zwecke nöthigen Mannschaften übrig bleibe, solle, etwa zwei Armeecorps, unter dem Oberbefehl des Generals der Kavallerie, Freiherrn von Manteuffel, sofort nach der Linie St. Quentin-Compiègne abmarschiren. Die Zweite Armee, unter Prinz Friedrich Karl, aus vier Armeecorps und einer Kavallerie-Division bestehend, erhielt den Befehl, schleunigst in der Richtung nach Troyes abzurücken und von da nach der mittleren Loire zu ziehen.

Diese neuen Kriegsschauplätze in Burgund, an der mittleren Loire, in der Picardie und Normandie hatte die Strategie Moltke's geradeso zu beherrschen, wie das Terrain um Paris. Das letztere blieb immer das wichtigste. Alle Entsatzheere von Paris fernzuhalten, dieselben immer weiter zurückzudrängen und der Belagerung der Hauptstadt ihren ungestörten Verlauf zu erhalten, war das Hauptstreben der deutschen Kriegführung. Nicht darum handelte es sich, große Landstriche zu occupiren, sondern darum, die Ansammlung großer Truppenmassen zu hindern oder, wo sie schon vorhanden waren, dieselben möglichst unschädlich zu machen. Die neugeschaffenen Operationsarmeen unter Prinz Friedrich Karl und General Manteuffel bildeten also nur die deckenden Flügelarmeen für die Cernirungsarmee von Paris, und das Werder'sche Corps bei Dijon hatte die rückwärtigen Verbindungen mit Deutschland zu sichern und Elsaß vor jedem feindlichen Einfall zu bewahren. In diesem Sinne lauteten die Direktiven, welche Moltke an die Commando's der drei Armeen sandte. Der am 27. Oktober zum Befehlshaber der Ersten Armee

ernannte General Manteuffel erhielt außer den bereits erwähnten Aufträgen am 29. und 31. Oktober von Moltke noch die weiteren, die Argonnen von Freischaren zu säubern und die Belagerung von Verdun und Mezières fortzuführen. General Manteuffel zog am 7. November von Metz ab und stand am 20. bei Soissons und Compiègne. An diesem Tage erhielt er ein Schreiben Moltke's mit der Aufforderung, seinen Marsch in der Richtung auf Rouen fortzusetzen. Ob der Weg über Amiens einzuschlagen sei, bleibe davon abhängig, ob die dortigen französischen Streitkräfte in jener Gegend bleiben oder bei dem Anmarsch der Manteuffel'schen Armee abziehen würden. Jedenfalls bleibe Amiens an und für sich wichtig genug, um es durch ein stärkeres Detachement zu occupiren und besetzt zu halten. Das Verharren der französischen Armee vor Amiens führte zur Schlacht am 27. November und zur Besetzung der Stadt. Den Weitermarsch Manteuffels nach der Normandie, wo Rouen besetzt wurde, Streifzüge nach Dieppe und gegen Havre gemacht wurden, benützte der französische General Faidherbe zu einem lebhaften Vordringen gegen Paris. Rasch ordnete Moltke die Absendung einiger Bataillone der Maasarmee nach Soissons an und erließ am 13. December einen Befehl an Manteuffel, wodurch derselbe aufgefordert wurde, zunächst den Rücken der Maasarmee zu decken, allen Versuchen des Feindes zum Entsatz von Paris oder zur Störung der deutschen Verbindungen entgegenzutreten, Rouen besetzt zu halten und von dort aus das linke Seineufer zu beobachten. Am 17. December erließ Moltke allgemeine Direktiven für die Operationen in Frankreich, welche die Anschauungen des Großen Hauptquartiers trefflich wiederspiegeln. „Die allge-

meinen Verhältnisse machen es nothwendig, die Verfolgung des Feindes nach erfochtenem Siege nur soweit fortzusetzen wie erforderlich, um seine Massen der Hauptsache nach zu zersprengen und deren Wiederversammlung auf längere Zeit unmöglich zu machen. Wir können ihm nicht bis in seine letzten Stützpunkte, wie Lille, Havre und Bourges folgen, nicht entfernte Provinzen, wie die Normandie, Bretagne oder Vendée, dauernd besetzt halten wollen, sondern müssen uns entschließen, selbst gewonnene Punkte, wie Dieppe, wieder zu räumen, um unsere Hauptkräfte an wenigen Hauptpunkten zu koncentriren. Diese sind möglichst durch ganze Brigaden, Divisionen oder Corps zu besetzen. Von ihnen aus wird die nächste Umgegend durch mobile Kolonnen von Franctireurs zu säubern sein; an ihnen warten wir ab, bis die feindliche Bewaffnung sich wieder in formirten Armeen verkörpert, um diesen durch eine kurze Offensive entgegenzugehen." Daran reihte sich für die Erste Armee der Befehl, bei Beauvais ihre Hauptmacht zu versammeln, Rouen, Amiens, St. Quentin besetzt zu halten, das linke Seineufer zu räumen, aber zu beobachten. Die Siege an der Hallue, bei Bapaume und bei St. Quentin, am 23. December, am 3. und 19. Januar, entschieden auf diesem Kriegsschauplatz den Feldzug für die deutsche Armee.

Prinz Friedrich Karl brach, dem Befehl vom 23. Oktober gemäß, unmittelbar nach der Kapitulation von Metz auf. Am 3. November erhielt er in Commercy ein Schreiben von Moltke, worin ihm die Besetzung von Bourges, Nevers und Châlon sur Saône aufgetragen, also eine vorherrschend südliche Marschrichtung vorgeschrieben war. Schon am 10. November, als er sein Hauptquartier in Troyes hatte, erhielt

er ein Telegramm von Moltke, in welchem er zum beschleunigten Rechtsabmarsch nach Westen aufgefordert wurde. An der mittleren Loire drohte der Cernirungsarmee von Paris eine nicht zu unterschätzende Gefahr. Der bairische General v. d. Tann war, auf die erste Nachricht, daß dort neue Truppenkörper sich ansammelten, gegen Orleans vorgeschickt worden und hatte nach einigen glücklichen Gefechten am 11. Oktober diese Stadt besetzt. Aber einige Wochen darauf rückten zwei Armeecorps gegen ihn vor und suchten ihm die Rückzugslinie nach Versailles abzuschneiden. Auf die Nachricht von ihrem Anmarsch räumte er Orleans, lieferte dem Feinde am 9. November das Rückzugsgefecht bei Coulmiers und stellte sich, in Verbindung mit anderen Truppen, welche inzwischen im Westen von Paris operirt hatten oder von Versailles aus ihm zur Unterstützung zugeschickt worden waren, bei Toury dem Feinde entgegen. Der französische General Aurelle de Paladines wurde durch zwei weitere Armeecorps verstärkt und erhielt von Gambetta den Befehl, nach Versailles durchzubrechen. Im Hinblick auf die ungünstige Beschaffenheit seiner Armee glaubte er, da er von dem Anmarsch des Prinzen Friedrich Karl Kunde erhielt, im offenen Feld keine Schlacht wagen zu können, vielmehr in verschanzter und koncentrirter Stellung den Angriff des Feindes abwarten zu müssen. Diese Sachlage veranlaßte Moltke zu dem Telegramm vom 10. November. Prinz Friedrich Karl zog nun in Eilmärschen gegen Orleans, stand am 20. der Armee des Generals Aurelle gegenüber, übernahm auch das Commando über die vom Großherzog von Mecklenburg befehligten Truppen und schickte sich an, der Aufforderung, welche er am 15. November von Moltke erhalten hatte, „sobald die Um=

stände es gestatteten, einen Angriff auf Orleans zu machen", zu entsprechen. Vom 24. November bis zum 4. December wurde in der Nähe von Orleans in mehreren Treffen gekämpft. Um Mitternacht am 4. December zog die deutsche Armee wieder in Orleans ein. Gambetta setzte den General Aurelle ab, bildete zwei Armeen und stellte die eine unter das Commando des Generals Bourbaki, die andere unter das des Generals Chanzy. Während jener bei Nevers Stellung nahm, zog dieser die Loire abwärts nach Blois, verfolgt von der Armee des Prinzen Friedrich Karl, welche bis über Blois hinausgieng. Chanzy zog sich nach Vendôme, später bis Le Mans zurück, Gambetta verlegte seinen Regierungssitz von Tours nach Bordeaux. Prinz Friedrich Karl zog seine Truppen um Orleans zusammen, wie ihm von Moltke am 17. December anempfohlen worden war.

Ueber die unter General Bourbaki bei Nevers und Bourges aufgestellte Armee liefen widersprechende Nachrichten ein. Bald hieß es, dieselbe beabsichtige die Vereinigung mit der Armee des Generals Chanzy, bald auch, sie wolle über Gien, Montargis, Fontainebleau gegen die Cernirungsarmee vorgehen, oder auch, sie sei bereits mit der Eisenbahn nach Châlon sur Saône gebracht worden, solle Belfort entsetzen und den Rücken der deutschen Heere bedrohen. Moltke, welcher die Nachricht erhielt, daß Chanzy von Le Mans gegen Vendôme wieder vorgehe, glaubte, daß Bourbaki mit diesem kooperiren wolle und gleichfalls einen Vorstoß gegen die Armee des Prinzen Friedrich Karl beabsichtige. Bevor beide sich vereinigten, hielt er es für das beste, wenn der Prinz rasch auf den zunächststehenden Feind, auf Chanzy, sich werfe, „um dessen Armee abzufertigen, ehe die andere zur nahen

Einwirkung gelange." Der Prinz erhielt daher am 1. Januar ein Telegramm und am 2. ein Schreiben von Moltke, wodurch er aufgefordert wurde, die Offensive gegen Chanzy zu ergreifen, Orleans besetzt zu halten und, für die nächsten Tage wenigstens, die auf dem rechten Ufer der Loire auf Nevers laufenden Straßen mit ausreichenden Kräften zu beobachten. Auch wurde dem Prinzen mitgetheilt, daß zu weiterer Sicherung gegen Bourbaki das Corps der Pommern unter General Fransecky nach Montargis abmarschiren und dort Stellung nehmen werde, und daß General Zastrow, der mit einer Division seines Corps seit dem 20. December bei Auxerre stand und, auf das Gerücht von Bourbaki's Zug nach Belfort, gleichfalls östlich, nach Montbard, vorgesandt worden war, bereits den Befehl erhalten habe, wieder nach Auxerre abzurücken und gegen den bei Nevers noch verweilenden Bourbaki Front zu machen. Prinz Friedrich Karl brach auf diese Aufforderung hin, in und bei Orleans eine Division zurücklassend, am 6. Januar mit vier Armeecorps und vier Kavalleriedivisionen, zusammen 58,097 Mann Infanterie, 14,925 Mann Kavallerie und 318 Geschützen, von Orleans auf, schlug die Armee Chanzy's in täglichen Gefechten, nahm Le Mans am 12. Januar ein drängte den Feind bis in die Bretagne zurück. Zur nämlichen Zeit aber hatte General Werder schon mit den Truppen Bourbaki's gekämpft. Dieser hatte zur Täuschung des Prinzen Friedrich Karl zwischen Nevers und Vierzon ein Armeecorps zurückgelassen und in der zweiten Hälfte des December drei andere Armeecorps über Châlon sur Saône nach Besançon geführt, wo ein neugebildetes Corps und die Division Cremer zu ihm stießen. General Werder, welcher gegen Ende Decembers von der An-

sammlung größerer Streitkräfte bei Besançon hörte, zog, mit Zustimmung des Generals Moltke, am 27. December von Dijon ab und koncentrirte sein Armeecorps bei Vesoul, um von dort aus die Belagerung von Belfort wirksamer zu decken. Am 5. Januar erfuhr General Werder durch französische Gefangene, daß zwei Armeecorps vor seiner Front ständen, die zur Bourbaki'schen Armee gehörten, und meldete dies telegraphisch nach Versailles. Moltke erfuhr zu gleicher Zeit durch einen zuverläßigen Kundschaftsbericht den neuen französischen Operationsplan.

Sobald Moltke diese Verhältnisse im Osten Frankreichs überschaute, war er auch darauf bedacht, ihnen mit aller Kraft zu begegnen. Durch seinen Befehl vom 7. Januar wurde das zweite Armeecorps, welches bei Montargis stand, und das siebente, von welchem die eine Division in Auxerre war, die andere nach der Einnahme der Festungen Mezières und Rocroy im Begriffe war, nach Paris abzumarschiren, angewiesen, bis zum 12. Januar in der Linie Nuits-Chatillon einzutreffen. Diese zwei Armeecorps sollten nebst dem 14. eine neue Armee, „die Südarmee", bilden. Der Oberbefehl über dieselbe wurde dem General Manteuffel, dem bisherigen Befehlshaber der Ersten Armee, übertragen. Derselbe wurde von Amiens telegraphisch berufen, traf am 10. Januar in Versailles ein, erhielt dort vom König und von Moltke mündlich seine Instruktionen und begab sich am 11. nach Chatillon zur Uebernahme des Commando's. Moltke äußerte sich gegenüber dem König über die Aufgabe Manteuffels dahin: „Die Operation des Generals Manteuffel sei eine äußerst kühne und gewagte, welche aber zu den größten Resultaten führen könne; falls er einen Echec erleiden sollte,

dürfe man ihn nicht tadeln; denn um große Erfolge zu erreichen, müsse etwas gewagt werden." General Werder erhielt am 7. Januar von Moltke den Befehl, vor allem die Belagerung von Belfort und das südliche Elsaß zu decken, einem feindlichen Vormarsch westlich der Vogesen nicht direkt entgegenzutreten, denselben aber gemeinschaftlich mit den Truppen des Generalgouvernements Lothringen zu beobachten und, sobald er schwächere Kräfte sich gegenüber habe, sofort wieder die Offensive zu ergreifen und die Verbindungen des Feindes zu stören. Bis zum 12. Januar sollte er die Operationen der von ihm bisher kommandirten Truppen selbstständig leiten und direkt nach Versailles berichten. Sofort verließ Werder Vesoul und bezog am 11. die Vertheidigungsstellung von Belfort. Als Bourbaki mit 4 Armeecorps gegen dieselbe anrückte und Werders Defensive durch das Zufrieren sämtlicher Wasser sehr viel an Stärke verlor, fragte letzterer am Abend des 14. telegraphisch in Versailles an, ob er unter obwaltenden Umständen den Kampf vor Belfort annehmen solle. Die Antwort Moltke's lautete: „Feindlicher Angriff ist in einer Belfort deckenden Stellung abzuwarten und Schlacht anzunehmen. Von größter Wichtigkeit dabei Behauptung der Straße von Lure auf Belfort. Das Anrücken des Generals Manteuffel wird schon in den nächsten Tagen fühlbar." Die Schlacht wurde von General Werder angenommen und gewonnen. Nach dreitägigem Kampfe zog sich Bourbaki am 18. Januar zurück, um über Besançon nach Lyon zu entkommen. Aber General Manteuffel legte sich ihm mit den beiden anderen Corps quer vor, so daß der demoralisirten französischen Armee keine andere Wahl blieb, als einer überlegenen Kriegskunst gegenüber eine Schlacht zu

wagen, oder ohne Schlacht sich zu ergeben, oder durch den Uebertritt in die Schweiz einer Kapitulation zu entgehen. Der am 28. Januar in Versailles abgeschlossene Waffenstillstand schien die Armee der Nothwendigkeit zu entheben, zwischen diesen drei fatalen Möglichkeiten eine Wahl zu treffen. Aber Moltke, auf einen günstigen Erfolg sicher rechnend, hatte bei den Unterhandlungen ausdrücklich verlangt, daß auf die drei östlichen Departements Côte d'Or, Doubs und Jura nebst Belfort der Waffenstillstand keine Anwendung finden und die militärischen Operationen dort keine Unterbrechung erleiden sollten. General Manteuffel wurde am 29. von Moltke telegraphisch hievon benachrichtigt. So blieb der französischen Armee kein Ausweg übrig. Am 1. Februar zog sie über die Schweizergrenze.

Der Krieg gieng seinem Ende entgegen. Sämtliche Entsatzheere waren zurückgeschlagen und auf längere Zeit oder auf die Dauer des Krieges unschädlich gemacht. Die Ausfälle der Pariser Armee, vom 19. September bis zum 19. Januar, waren alle abgeschlagen worden; die Bevölkerung von Paris war an ihren letzten Rationen angelangt. An den Verhandlungen über die Kapitulation von Paris und den Waffenstillstand, sowie an denen über den Präliminarvertrag von Versailles nahm Moltke, soweit es sich um Ordnung der militärischen Verhältnisse handelte, wesentlichen Antheil. Die theilweise Dislokation der Truppen und die Märsche für die Heimkehr derselben mußten noch geregelt werden. Am 7. März nahm das Große Hauptquartier Abschied von Versailles. Hatte Moltke am 31. Juli seinen Oberfeldherrn als König in den Krieg begleitet, so begleitete er ihn nun als Deutschen Kaiser nach Berlin zurück. Voll

Jubel wurden die Sieger am 17. März in Berlin empfangen. Am 16. Juni 1871, am Tage des Siegeseinzuges in Berlin, ernannte Kaiser Wilhelm seinen Chef des Großen Generalstabes zum Generalfeldmarschall. Bei der Verwilligung von Dotationen, welche mit Zustimmung des Reichstags vom Kaiser vertheilt wurden, wurde Moltke's Name als zweiter genannt. Bei der Feier des St. Georgsfestes in Petersburg, am 8. December 1871, zu welcher er von Kaiser Alexander eine besondere Einladung erhielt, wurde er vom russischen Hof mit der größten Auszeichnung empfangen. Im April des Jahres 1873 finden wir Moltke aufs neue in Petersburg, wohin er nebst dem Fürsten Bismarck den Kaiser Wilhelm begleitete. So groß war die Verehrung, welche Kaiser Alexander von Rußland für Graf Moltke hegte, daß er, als im russisch-türkischen Kriege das Rjasan-Regiment, dessen Inhaber Moltke ist, in der Nacht auf den 22. Juni 1877 beim Uebergang über die Donau zuerst auf feindlichem Boden landete, von seinem Hauptquartier Plojesti aus dem Generalfeldmarschall in einem Telegramm dies mittheilte. Mehrere der ersten Städte Deutschlands, darunter Berlin, Hamburg, Magdeburg, Leipzig, ernannten ihn zu ihrem Ehrenbürger. Der Wahlbezirk Memel-Heydekrug wählte ihn als Abgeordneten in den Reichstag. In der mecklenburgischen Stadt Parchim, seiner Geburtsstadt, wurde am 2. Oktober 1876 die Kolossalstatue des Generalfeldmarschalls Grafen Moltke in Anwesenheit des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin und mehrerer militärischer Deputationen enthüllt. Kaiser Wilhelm ernannte Moltke am 28. Januar 1872 zum lebenslänglichen Mitglied des Herrenhauses, verordnete am 2. September 1873, am Sedanstage, daß eines der neuerbauten

Straßburger Forts den Namen „Moltke" führen solle, und am 13. Oktober 1877 wurde die auf der kaiserlichen Werfte in Danzig erbaute Korvette bei ihrem Stapellauf von dem Oberwerft-Direktor Kapitän Livonius im Namen des Kaisers mit dem Namen „Moltke" getauft: „Althergebrachter Sitte gemäß pflegt man häufig den Schiffen solche Namen beizulegen, welche auf bestimmte Eigenschaften hinweisen, die das Schiff zur Geltung bringen soll; und wo diese Eigenschaften in Personen verkörpert sind, die um derselben willen sich hoch verdient gemacht haben, da wird auch der Name solcher verdienstvoller Männer, um sie zu ehren, dem zu taufenden Schiffe verliehen. Der gefeierte Name nun, der diesem Schiffe werden soll, ist in Aller Munde; er steht an der Spitze der Feldherren aller Zeiten und wird genannt und gerühmt werden, so lange noch das Waffenwerk besteht; er schließt in sich den Begriff militärischer Unfehlbarkeit, das Gekröntwerden mit dem denkbar größten Erfolg. So taufe ich Dich denn, Du schönes, stolzblickendes Schiff, auf Befehl Seiner Majestät mit dem hehren Namen ‚Moltke'. Selbst keines Menschen Feind, bist Du eine Gewalt, welche den Feind in einer Größe und Ausdehnung niedergeworfen hat, wie die Jahrhunderte es nur ausnahmsweise erleben. Groß im Rathe Deines Kaisers und Herrn, klar, sicher und kühn in den Lagen, wo das Schicksal der Völker zu entscheiden ist, edel, frei und bescheiden, sobald Deine Person allein in Betracht kommt, bist Du ein leuchtendes Beispiel jedem Soldaten und Vaterlandsverfechter. Mögest Du Schiff, mit stolzem Namen getauft, nie fehlen auf den oft mit Gefahren umringten Bahnen, die Du zu durchlaufen bestimmt bist!" Ueberall wo der Sieger von Königgrätz und von

Sedan erschien, zog er die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich und wurden ihm Kundgebungen nationaler Begeisterung entgegengetragen, sei es, daß er seinen kaiserlichen Herrn zu den jährlichen Manövern begleitete, oder daß er mit den Generalstabsofficieren bald in diesem bald in jenem Theile Deutschlands zum Zweck der Terrainstudien einen friedlichen Feldzug machte, oder daß er eine Erholungsreise nach Italien unternahm, wie dies im April 1876 der Fall war, wo der Vertreter der ersten Militärmacht Europa's mit größter Auszeichnung in Rom empfangen wurde.

Im Reichstag

1867—1878.

Selten spricht Moltke im Reichstag. Es kann eine ganze Session hingehen, ohne daß er das Wort ergreift. Aber wann er spricht, herrscht Todtenstille im Hause; alles lauscht und drängt sich um ihn, um auch nicht ein einziges Wort zu verlieren. Seine meisten Reden behandeln begreiflicherweise die militärischen Fragen. Für die Organisation und für den festen Bestand des Heeres trat er jederzeit, wann es in der Versammlung zum Schlagen kam, mit aller Energie und mit dem ganzen Reichthum seines vielseitigen Wissens ein. Vollständige Beherrschung des Stoffes, Klarheit der Darstellung, Eleganz der Form zeichnen diese Reden in eminenter Weise aus. Als es sich bei den Verfassungsdebatten des Norddeutschen Reichstages um die Frage der zweijährigen oder dreijährigen Dienstzeit handelte, erklärte er, in seiner Rede vom 3. April 1867, die letztere für unerläßlich zur Herstellung einer kriegstüchtigen Armee. Nachdem er die nationalökonomische und finanzielle Seite der Frage beleuchtet hatte, gieng er auf den Kern derselben ein, ob der Vortheil der tüchtigeren Einübung aufgewogen werde durch die Möglichkeit, bei zweijähriger

Dienstzeit ein größeres Material von Menschen für die Augmentation im Kriegsfall zu erhalten. Er gab diese Möglichkeit zu, legte ihr aber, da es dem Kriegsministerium wohl nie an Mannschaften fehle, für solch größere Formationen aber an der nöthigen Zahl von Officieren fehlen würde, wenig Werth bei. „Welches Element für die Kriegführung die Officiere sind, darüber will ich Ihnen nur eine statistische Ziffer nennen. Wir haben auf 50 Mann einen Officier; wir haben verloren auf 20 Mann einen Officier. Stellen Sie eine Formation auf ohne eine genügende Anzahl wirklich diensterfahrener Officiere, so haben Sie einen Haufen braver Leute, aber keine Truppe. Wir haben im vorigen Jahre nahezu 50,000 Gefangene gemacht und haben 3000 Vermißte gehabt, wovon vielleicht der kleinste Theil nur gefangen war; es läßt sich das nicht so nachweisen. Woher dieser enorme Unterschied? Ich kann ihn nur der Dienstdauer zuschreiben. Finanzielle Bedrängniß hatte Oestreich ein System aufgenöthigt, nach welchem der Infanterist durchschnittlich nur 1¼ bis 1½ Jahre im Dienste war. Diese Leute haben sich sehr brav geschlagen, und ich muß dabei bemerken, daß die Officiere mit dem rühmlichsten Beispiele vorangegangen sind; auch die Oestreicher haben sehr viele Officiere verloren. Aber sobald schwierige Verhältnisse eintraten, da lockerte sich die Ordnung; in Dorfgefechten, in Waldgefechten wurden die Leute scharenweise gefangen genommen. Bei uns hörten Sie überall den Ruf: wo ist der Hauptmann? was hat der Hauptmann gesagt, wo wir hingehen sollen? Meine Herren, dies Gefühl des Zusammenhaltens unter allen Umständen kann nicht einexercirt werden; es kann nur eingelebt werden, und das können Sie mit zwei Jahren nicht erreichen.“

1813!

In dem von der Regierung eingebrachten Gesetz über die Verpflichtung zum Kriegsdienst lautete der Artikel VI: „Während des Restes der siebenjährigen Dienstzeit sind die Mannschaften zur Reserve beurlaubt, insoweit nicht die jährlichen Uebungen, nothwendige Verstärkungen oder Mobilmachungen des Heeres, beziehungsweise Ausrüstungen der Flotte die Einberufung zum Dienst erfordern.“ Die Fortschrittspartei wollte die Befugniß zur Einziehung der Reservemannschaften auf den Fall der verfügten Mobilmachung beschränken und deßhalb die Worte „nothwendige Verstärkungen“ streichen, während andere Fraktionen dafür die Worte „Kriegsbereitschaft“ oder „entstehender Krieg“ setzen wollten. Bismarck, Moltke und Roon bekämpften diese Vorschläge als aus einem unbegründeten Mißtrauen hervorgegangen, worauf dieselben auch sämtlich abgelehnt wurden. In der Sitzung vom 18. Oktober 1867 sprach Moltke hierüber unter anderem: „Man hat vorgeschlagen, zu sagen: bei verfügter Kriegsbereitschaft; ferner: bei entstehendem Kriege, aus politischen und landespolizeilichen Gründen. Ich glaube, daß die letzte Fassung der Sache am nächsten tritt, ohne jedoch nach meiner Ueberzeugung die Fälle sämtlich zu umgrenzen, welche eine Verstärkung nothwendig machen können. Wenn wir im vorigen Frühjahre (bei der Luxemburger Frage) genöthigt gewesen wären — und wir waren nahe daran — eine größere Truppenmacht in der Rheinprovinz aufzustellen, und wir hätten das unter dem Titel ‚Kriegsbereitschaft‘ gethan, so hätten wir den Krieg gehabt. Bei der Reizbarkeit unserer Nachbarn zweifle ich daran nicht. Wir wollen aber nicht den Krieg. Wir wollen unsere Verhältnisse im Innern im Frieden ausbauen; wir wollen unsere deutschen Angelegenheiten in Deutschland regeln, und

wenn man uns daran hindert, dann wollen wir den Krieg. Ich hoffe, daß wir nicht Gebrauch machen werden von der Theorie des schwachen Angriffsheeres und des starken Vertheidigungsheeres. Wir wären im vorigen Kriege schlecht dabei gefahren, wir würden die Schlachtfelder nicht auf der Karte von Böhmen und Mähren, sondern auf der Karte Schlesiens und der Lausitz und vielleicht noch weiter zu suchen haben. Die Armee trennt sich überhaupt nicht in Angriffsarmee und Vertheidigungsarmee. Die Armee, welche durch den Angriff besser als auf jede andere Weise das Vaterland schützt, dieselbe Armee wird auch die Vertheidigung im Innern führen, wenn sie unglücklicherweise nur darauf beschränkt sein sollte. Sie findet dann in der Landwehr eine starke, nothwendige und eine vortreffliche Stütze, wie von niemand bezweifelt wird."

In der Sitzung des Norddeutschen Reichstags vom 15. Juni 1868 handelte es sich darum, die Ausführung des bereits genehmigten Gesetzes über eine Marineanleihe und ebendamit die weitere Entwicklung der in einem günstigen Aufschwung begriffenen Marine nicht dadurch zu hemmen, daß der Regierung für die Verwaltung der Bundesschulden allzu mißtrauische parlamentarische Fesseln angelegt würden. Indem Moltke in seiner Rede den Reichstag aufforderte, dem von der Regierung vorgeschlagenen Kompromißantrag beizustimmen, wies er zugleich auf die hohen Ziele hin, denen die Marineanleihe dienen sollte. „Welcher verständige Mensch würde nicht wünschen, daß die enormen Ausgaben, welche in ganz Europa für Militärzwecke gemacht werden, für Friedenszwecke verwendet werden könnten? Auf dem Wege der internationalen Verhandlung, wie einer der Herren Vorredner gemeint hat, wird dies nimmermehr zu Stande kommen.

Der Krieg ist ja nur die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln. Ich sehe für den Zweck nur eine Möglichkeit, und das ist, daß im Herzen von Europa sich eine Macht bildet, die, ohne selbst eine erobernde zu sein, so stark ist, daß sie ihren Nachbarn den Krieg verbieten kann. Eben deßwegen glaube ich, daß, wenn dieses segensreiche Werk jemals zu Stande kommen soll, es von Deutschland ausgehen wird, aber erst dann, wann Deutschland stark genug ist, das heißt, wann es geeinigt sein wird. Damit soll nicht gesagt sein, daß wir die Einigung Deutschlands brauchen, um ein großes Heer und eine Flotte zu haben, sondern umgekehrt, daß wir Heer und Flotte brauchen, um zu jener Einigung zu gelangen, die dann hoffentlich einmal zu einer Herabsetzung dieser großen Ausgabe führen wird. Unsere Nachbarn wissen alle recht gut, auch die, welche so thun, als ob sie es nicht wüßten, daß wir sie nicht angreifen wollen, aber sie sollen auch wissen, daß wir uns nicht angreifen lassen wollen. Aber dazu brauchen wir Armee und Flotte." In der Sitzung des Deutschen Reichstages vom 7. Juni 1872 sprach Moltke über das von der Regierung vorgelegte Militärstrafgesetzbuch, das durch das Zusammenwirken von Abgeordneten und Officieren unter seiner Leitung ausgearbeitet worden war und weit humanere Bestimmungen enthielt als alle in Deutschland bestehenden Militärgesetze. Dasselbe enthielt nicht mehr die Prügelstrafe, aber den sogenannten mittleren und den strengen Arrest, bei welchem der Soldat auf ein paar Tage keine andere Nahrung als Brot und Wasser erhalten sollte, welche Strafe allenfalls noch durch dreitägigen Dunkelarrest verschärft werden konnte. Die zu einer Krankheit und Ungerechtigkeit gewordene Humanität unserer Zeit nannte diese Strafe eine barbarische,

auf einer Linie mit der Tortur stehende. Moltke erwiderte, „man dürfe bei den militärischen Strafen sich nicht ausschließlich auf den bürgerlichen und juristischen Standpunkt stellen. Autorität von oben und Gehorsam von unten seien die Seele der Armee; eine Armee ohne Disciplin sei im Kriege untauglich, im Frieden gefährlich. Die Disciplin sei es, welche unsere Armee in den Stand gesetzt habe, drei Feldzüge siegreich zu bestehen. Man solle bedenken, daß jeder Mann, welcher das gesetzliche Alter habe und gesund sei, genommen werden müsse, und daß man daher auch Leute bekomme, welche Kandidaten des Zuchthauses seien, wenn sie nicht eine entsprechende militärische Erziehung erhielten, was auch der Grund sei, weßhalb er sich niemals mit einer Verkürzung der Dienstzeit einverstanden erklären könne. Kurze und strenge Strafen liegen im militärischen Interesse. Mit leichten Strafen komme man nicht durch; denn die Strafen seien nicht für den ordentlichen, properen Soldaten, sondern für den schlechten." Bei der Berathung des Marineetats am 23. Juni 1873 sprach sich Moltke gegen das Projekt eines Nordostseekanals aus und erklärte, daß die auf 50 bis 60 Millionen Thaler sich belaufenden Kosten desselben in gar keinem Verhältniß ständen zu dem pekuniären und militärischen Gewinn, welchen der Kanal darböte. Derselbe wäre nur einen Theil des Jahres für Handelsschiffe offen, und von dem Nutzen einer rascheren Hinüberschaffung der Nordseeflotte in die Ostsee könne nur in beschränktem Maße die Rede sein, da Schiffe wie der „König Wilhelm" in der Ostsee gar nicht zu gebrauchen seien. Wenn der Reichstag geneigt sei, 50 bis 60 Millionen für militärische Zwecke zu verwenden, so solle er lieber eine zweite Flotte bauen.

Im Jahre 1874 wurde dem Reichstag ein Reichsmilitärgesetz zur Berathung vorgelegt, dessen Schwerpunkt in dem ersten Artikel lag, welcher bestimmte, daß die Friedenspräsenzstärke des Heeres an Unterofficieren und Mannschaften bis zum Erlaß einer anderweitigen gesetzlichen Bestimmung 401,659 Mann betrage, wobei die Einjährig-Freiwilligen nicht in Anrechnung gebracht worden seien. Die Generaldebatte über diesen Gesetzentwurf fand am 16. Februar statt. Nachdem ein Mitglied der Fortschrittspartei gegen den angeführten Artikel gesprochen und verlangt hatte, die Friedenspräsenzstärke dürfe nicht fixirt, sondern müsse durch das jährliche Budget festgestellt werden, erhob sich Moltke. „Das erste Bedürfniß eines Staates ist, zu existiren, sein Dasein nach Außen gesichert zu sehen. Kleine Staaten können sich auf Neutralität, auf internationale Garantien verlassen; ein großer Staat besteht nur durch sich selbst und aus eigener Kraft, erfüllt den Zweck seines Daseins nur, wenn er entschlossen und gerüstet ist, sein Dasein, seine Freiheit und sein Recht zu behaupten. Ein Land wehrlos zu lassen, wäre das größte Verbrechen seiner Regierung. Vergessen wir nicht, daß die Ersparnisse im Militäretat aus einer langen Reihe von Friedensjahren verloren gehen können in einem einzigen Kriegsjahr! Ich erinnere daran, was nach einem unglücklichen Feldzuge der Zeitabschnitt 1808 bis 1812 unserem Lande gekostet hat. Napoleon durfte sich rühmen, aus dem damaligen kleinen und armen Preußen eine Milliarde herausgezogen zu haben. Man hat gesagt, der Schulmeister habe unsere Schlachten gewonnen. Das bloße Wissen aber erhebt den Menschen noch nicht auf den Standpunkt, wo er bereit ist, das Leben für eine Idee, für Pflichterfüllung, für die Ehre

des Vaterlandes einzusetzen: dazu gehört die ganze Erziehung des Menschen. Nicht der Schulmeister, sondern der Erzieher, der Staat, hat unsere Schlachten gewonnen, der Staat, welcher jetzt bald sechzig Jahrgänge der Nation zu körperlicher Rüstigkeit und geistiger Frische, zu Ordnung und Pünktlichkeit, zu Treue und Gehorsam, zu Vaterlandsliebe und Mannhaftigkeit erzogen hat. Sie können die Armee, und zwar in ihrer vollen Stärke, schon im Innern nicht entbehren für die Erziehung der Nation. Und wie nun nach Außen? Vielleicht daß eine spätere, glücklichere Generation, für welche wir im voraus die Lasten mittragen, hoffen darf, aus den Zuständen des bewaffneten Friedens herauszugelangen, welcher nun schon so lange auf Europa lastet. Uns, glaube ich, blüht diese Aussicht nicht. Ein großes weltgeschichtliches Ereigniß, wie die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches, vollzieht sich kaum in einer kurzen Spanne Zeit. Was wir in einem halben Jahre mit den Waffen errungen haben, das mögen wir ein halbes Jahrhundert mit den Waffen schützen, damit es uns nicht wieder entrissen wird. Darüber dürfen wir uns keiner Täuschung hingeben: wir haben seit unsern glücklichen Kriegen an Achtung überall, an Liebe nirgends gewonnen. Nach allen Seiten stoßen wir auf das Mißtrauen, daß Deutschland, nachdem es mächtig geworden, in Zukunft ein unbequemer Nachbar sein könnte." In Belgien, sagte Moltke weiter, finde man meist französische Sympathien, in Holland Furcht vor einer deutschen Invasion, sogar in England bespreche man die Gefahr der Landung eines deutschen Heeres, Dänemark vermehre seine Küstenflotte und befestige die Landungspunkte auf Seeland, die russischen Ostseeprovinzen und die deutsch-östreichischen Länder würden als Zielpunkte deutscher

Eroberungspolitik bezeichnet. „Und nun, meine Herren, gestatten Sie mir, mich in Kürze noch nach unserem interessantesten Nachbar umzusehen!“ Dort habe man unsere militärischen Einrichtungen getreulich kopirt, natürlich ohne das Original zu nennen, vor allem die allgemeine Wehrpflicht, jedoch mit zwanzigjähriger, nicht, wie bei uns, mit zwölfjähriger Dienstpflicht. Die französische Regierung sei heute schon ermächtigt, für die aktive Armee 1,200,000 Mann und für die Territorialarmee über eine Million Männer zu den Waffen zu rufen; sie habe zu diesem Zwecke die Kadres bedeutend vermehrt, die Infanterieregimenter von 116 auf 152, die Batterien von 164 auf 323 gebracht und außerdem 9 Jägerbataillone und 14 Kavallerieregimenter neugeschaffen. Die Friedenspräsenzstärke sei in Frankreich, obgleich das Land um anderthalb Millionen Einwohner ärmer geworden sei, um 40,000 Köpfe gestiegen; sie betrage für das Jahr 1874: 471,000 Mann und 91,310 Pferde; statt der früheren acht Armeecorps stelle es künftig achtzehn, das neunzehnte für Algier nicht mitgerechnet. Das französische Militärbudget sei seit 1871 um mehr als 25 Millionen Thaler gewachsen: es betrage für die Landarmee im Ordinarium und Extraordinarium zusammen 171 Millionen Thaler. Die französische Nationalversammlung habe ohne Rücksicht auf die Staatsfinanzen und ohne Unterschied der Parteien bereitwillig jedes Opfer gebracht, welches für die Wiederherstellung und Erweiterung der Heeresmacht gefordert wurde; sie sei sogar noch weiter gegangen und habe für die Heranziehung der seconde portion in diesem Jahre der Militärkommission 17 Millionen geradezu aufgenöthigt. Die französischen Gemeinden seien in ihrem Patriotismus nicht zurückgeblieben, weisen Exercierplätze an

und errichten Kasernen. „Dies alles, meine Herren, gibt uns ein Bild von der Stimmung in Frankreich. Ich glaube nun zwar, daß die große Mehrheit in Frankreich wohl durchdrungen ist von der unbedingten Nothwendigkeit, zunächst den Frieden zu wahren. Ich sehe eine Bestätigung dafür auch in dem Umstande, daß eben ein einsichtsvoller Militär wieder an der Spitze der französischen Regierung steht. Aber wir alle haben ja erlebt, wie die französischen Parteien, welche ihren Ausdruck in Paris finden, Regierung und Volk zu den außerordentlichsten Beschlüssen hinreißen können. Was von jenseits der Vogesen zu uns herüberdringt, ist ein wüstes Geschrei nach Rache für die selbst heraufgerufene Niederlage. Wir sind unsern Nachbarn nicht gefolgt auf dem Wege, die Armeen zu vergrößern; wir glauben, mit dem auskommen zu können, was in dieser Vorlage enthalten ist. Aber wir dürfen die innere Güte unserer Armeen nicht schwächen lassen weder durch Abkürzung der Dienstzeit noch durch Herabsetzung des Präsenzstandes." Die erste Maßregel führe, wenn sie überhaupt einen finanziellen Effekt haben solle, zum Milizsystem, dessen Unbrauchbarkeit der amerikanische Secessionskrieg, dessen politische und sociale Gefahren der Ausgang des letzten Krieges und der Schlußakt mit dem Kommuneaufstand dargethan hätten. „Was den Präsenzstand anbelangt, so möchte ich eindringlich davor warnen, ihn nicht zu einer Budgetfrage zu machen. Ich weiß, daß geehrte Mitglieder dieses Hauses glauben, gerade an diesem Punkte festhalten zu müssen, um das unbestreitbare, aber auch unbestrittene Recht der Steuerbewilligung den Landtagen zu wahren. Aber erwägen Sie, ob Sie durch die Handhabung dieses Rechtes nicht das Recht schädigen, welches das Land hat, auf Ihre Mitwirkung zu

rechnen in einer Frage, wo es sich um den Bestand des Reiches handelt. Mir scheint es doch wünschenswerth, nicht wieder in ein neues Provisorium einzutreten, sondern endlich einmal definitiv festzustellen, was Deutschland für ein deutsches Heer zu leisten hat. Die normale Ziffer des Friedensstandes muß nothwendig auf eine lange Reihe von Jahren eine konstante bleiben. Durch Schwanken in dieser Ziffer tragen Sie eine Unsicherheit hinein in alle die vielen umfassenden Vorbereitungen, welche lange vorher und bis in das letzte Detail festgestellt werden müssen, wenn Sie mit ruhiger Zuversicht einem Angriff von außen entgegensehen wollen. Erwägen Sie, daß jede Verminderung dieser Ziffer zwölf Jahre lang nachwirkt, und daß keiner von uns übersehen kann, ob in zwölf Jahren Krieg oder Friede sein wird; denn es kann der Beste nicht im Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt. Aber ich denke, wir werden der Welt zeigen, daß wir eine mächtige Nation geworden und eine friedliebende geblieben sind, eine Nation, welche den Krieg nicht braucht, um Ruhm zu erwerben, und die ihn nicht will, um Eroberungen zu machen. Ich wüßte auch wirklich nicht, was wir mit einem eroberten Stück Rußlands oder Frankreichs machen sollten. Ich hoffe, wir werden auf eine Reihe von Jahren nicht nur Frieden halten, sondern auch Frieden gebieten. Vielleicht überzeugt sich dann die Welt, daß ein mächtiges Deutschland in der Mitte von Europa die größte Bürgschaft ist für den Frieden von Europa. Aber um Frieden zu gebieten, muß man zum Kriege gerüstet sein, und ich meine, wir stehen vor der Entscheidung, entweder zu sagen, daß bei den politischen Verhältnissen Europa's wir eines starken und kriegsbereiten Heeres nicht bedürfen, oder aber zu bewilligen, was dafür nöthig ist."

Diese Rede, welche die militärischen und politischen Gesichtspunkte gleich scharf hervorhob, erregte in ganz Europa, besonders in Frankreich, wo man sah, daß man streng kontrolirt sei, das größte Aufsehen. Der reichsfreundliche Deutsche, sofern er nicht durch parlamentarische und Fraktionsrücksichten gebunden war, sprach seine Ansicht dahin aus, daß, wenn jemand es mit dem deutschen Reiche gut und ehrlich meine, er den Worten des Generalfeldmarschalls folgen und den oben angeführten Artikel unbedingt annehmen müsse. Man hörte vielfach die Aeußerung: „mit Moltke stimmen, heißt, für's Vaterland stimmen." Viele Abgeordnete wurden von ihren Wählern in diesem Sinne instruirt. Die ausschlaggebende Partei der Nationalliberalen trug der Regierung einen Kompromiß an, wonach die volle Friedenspräsenzstärke nicht auf unbestimmte Zeit, sondern auf sieben Jahre bewilligt werden sollte. Nach Rücksprache mit General Moltke und anderen Generalen und mit dem Fürsten Bismarck nahm der Kaiser den Kompromiß an, der denn auch vom Reichstag genehmigt wurde. Dabei ergriff Moltke am 13. April noch einmal das Wort, um zu konstatiren, daß seine Ansicht hierin nach wie vor die nämliche sei, und daß er für das Provisorium von sieben Jahren nur stimme, weil er glaube, daß ein patriotischer Reichstag nach der Frist von sieben Jahren bewilligen werde, was im Interesse des Vaterlandes unerläßlich sei. „Solange noch die Revanchebrohung ausgesprochen wird, dürfen wir nicht vergessen, daß das Schwert in der Scheide nothwendig ist, und daß mit einer Abrüstung ein Krieg, den wir gerne vermeiden wollen, heraufbeschworen würde. Wenn wir in Deutschland uns früher und friedlich zu einigen gewußt hätten, so wäre der Kampf mit Frankreich

wahrscheinlich überhaupt nicht ausgebrochen. Aber im Jahre 1869 und 1870 gab es kein einiges Deutschland. Wir haben übrigens unsere Macht in Frankreich nicht mißbraucht; denn wir konnten die 2½ Millionen Menschen in Paris dem unvermeidlichen Hungertod überliefern. Wir konnten jede Forderung stellen; die dortige Regierung mußte jede Forderung bewilligen. Wir begnügten uns damit, das Land zurückzufordern, welches der unruhige Nachbar früher dem schwachen Nachbar entrissen. Von den anderen Kriegsentschädigungen möge man uns nicht sprechen; denn keine Milliarden können die Wunden heilen, welche der Krieg den Familien geschlagen hat. Wir werden unseren neuen Landsleuten im Elsaß übrigens Zeit geben, sich während der nächsten 200 Jahre wieder mit uns zu befreunden. Aber wir müssen auch die Macht haben, das Reich zu erhalten. Wir dürfen nicht auf unsere numerische Ueberzahl rechnen; wir müssen unser Vertrauen auf die innere Diensttüchtigkeit der Armee setzen. Wie weit wir in Bezug auf die Ausdehnung der Dienstzeit gehen können, das ist eine rein technische, militärische Frage."

Im Jahre 1877 verlangte die Reichsregierung vom Reichstag die Bewilligung von etwa 465,000 Mark für die Errichtung von 122 Hauptmannsstellen erster Klasse. Diese Ausgabe schien nothwendig, da in anderen großen Staaten die Zahl der Infanteriebataillone vermehrt worden war, Frankreich sogar 171 Feldbataillone mehr hatte als Deutschland. Um für den Fall einer Mobilmachung umfassendere Reserveformationen machen zu können und dabei das feste Gefüge der untersten taktischen Einheiten zu wahren, mußte die Reichsregierung, zumal da die Kadres der deutschen Regimenter schwächer waren als die in fremden Armeen, bei

Zeiten darauf Bedacht nehmen, die Zahl der Kompagniechefs zu vermehren. Diese Maßregel erschien um so nothwendiger, da die Reichsregierung wußte, daß die in Châlons und in Besançon stehenden französischen Armeecorps in kriegsmäßiger Formirung gehalten wurden, und daß in unmittelbarer Nähe der deutschen Grenze große Kavalleriemassen, zusammen zwölf Regimenter, kriegsmäßig formirt mit zugetheilten Batterien, koncentrirt waren, während in ganz Elsaß-Lothringen nur sieben Kavallerieregimenter und in der Festung Metz nur vier Infanterieregimenter auf dem Friedensfuß, etwa 6000 Mann, standen. Beide Umstände, die geringe Anzahl der deutschen Officiere und die Anhäufung französischer Truppen an der Grenze gaben Moltke Gelegenheit, am 24. April 1877 eine Rede zu halten, von der man sofort in Frankreich annahm, ihre Adresse sei weniger an den deutschen Reichstag als an die französische Regierung gerichtet.

Die Rede Moltke's lautete: „Die in Rede stehende Maßregel wird zum Theil beanstandet, wohl nicht, weil man die Maßregel an sich nicht für eine zweckmäßige und gute hält, sondern weil sie allerdings eine neue Steigerung des Militärbudgets in sich schließt. Es ist uns schon bei der ersten Berathung und auch jetzt gesagt worden, daß es principiell unzuläßig sei, Officiersstellen im Frieden zu bewilligen für Officiere, welche erst im Kriege nothwendig würden. Darauf ist nun doch einfach zu erwidern, daß alle Officiersstellen im Frieden bestehen, weil die Officiere im Kriege nothwendig sind. Wir sind hingewiesen worden auf den sehr viel schwächeren Friedensetat der französischen Bataillone; aber man hat es unterlassen, zugleich hinzuweisen auf die sehr viel größere Anzahl dieser schwachen Bataillone. Die Summe dieser

Bataillone mit den zugehörigen anderen Waffen beträgt im Frieden 487,000 Mann, während Deutschland bei einer um mehrere Millionen größeren Bevölkerung doch nur wenig über 400,000 Mann unterhält. Schwache Bataillone sind an sich durchaus militärisch nichts Wünschenswerthes. Ich glaube, daß nirgends mehr als in Frankreich selbst die einsichtigeren Militärs Bedenken tragen, ob mit Kompagnien von fünfzig, von vierzig Mann neben dem unvermeidlichen Garnisonsdienste auch noch eine wirkliche Ausbildung der Truppen in allen Dienstfächern möglich sei. Aber freilich, wenn man mit 1092 Bataillonen ins Feld rücken will und davon 641 im Frieden unterhält, so kann man sie wohl nicht sehr stark machen, wenn die Kosten nicht ins Unerschwingliche übergehen sollen. Das französische Militärbudget übersteigt mit seinen schwachen Bataillonen das deutsche mit starken um mehr als 150 Millionen jährlich, abgesehen von bedeutenden Nachforderungen und einem exorbitanten Extraordinarium. Ob eine Nation, selbst eine so reiche wie die französische, eine solche Last für alle Zukunft auf sich nehmen will, oder ob es nur geschieht für einen bestimmt vorhergesehenen Zweck und bis zu einem vielleicht nicht zu fern gesteckten Ziele, das mag dahingestellt bleiben. Es ist uns dann noch gesagt worden bei der ersten Berathung, daß eine absolute Regierung unter den bestehenden Verhältnissen wahrscheinlich die Armee eher reduciren als vermehren würde. Ich theile die Hoffnung und den Wunsch des Redners nach dauerndem Frieden; aber die Zuversicht theile ich nicht. Glücklich werden die Zeiten sein, wo die Staaten nicht mehr in der Lage sein werden, den größten Theil ihrer Einnahmen zu verwenden bloß auf die Sicherheit ihrer Existenz, wo die Regierungen nicht nur,

sondern auch die Völker und die Parteien sich überzeugt haben werden, daß selbst ein glücklicher Feldzug mehr kostet, als er einbringt; denn materielle Güter mit Menschenleben zu erkaufen, kann kein Gewinn sein. Aber was diesem Fortschritt der ganzen Menschheit entgegensteht, das ist das gegenseitige Mißtrauen, und in diesem Mißtrauen liegt eine stete und große Gefahr. Ich meine, die Stärke Deutschlands besteht in der Homogenität seiner Bewohner. Wir haben ja auch an unserer Grenze Reichsangehörige, die nicht deutscher Nationalität sind. Das ist ein geschichtliches Ergebniß von hundertjährigen Kämpfen, von Feldzügen und Friedensschlüssen, Siegen und Niederlagen. Denn die Grenzen eines großen Staates lassen sich nicht nach wissenschaftlichen Grundsätzen konstruiren. Nun, diese nichtdeutschen Reichsangehörigen haben ja neben den deutschen mit gleicher Tapferkeit gekämpft; aber daß nicht alle ihre Interessen mit den unsrigen zusammenfallen, davon haben wir ja in diesem Hause mehr hören müssen, als uns irgend lieb sein konnte. Wie sollten wir nun so thöricht sein, durch Gebietserweiterung uns zu schwächen? Ich meine, die Friedenstendenz Deutschlands liegt so auf der offenen Hand, ist so in der Nothwendigkeit begründet, daß nachgerade die ganze Welt davon überzeugt sein müßte. Nichtsdestoweniger können wir nicht verkennen, daß namentlich bei unseren westlichen Nachbarn ein starkes Mißtrauen gegen uns vorwaltet. Wenn Sie die französischen Blätter lesen, selbst die tonangebenden, so finden Sie doch darin, gelinde ausgesprochen, eine große Abneigung gegen uns. Ich will nicht von Hohn, Spott und Geringschätzung sprechen, die sich darin kundgäben; denn dafür liegt kein vernünftiger Grund vor; das ist auch nur angeblich. Was aber

die französische Presse nicht ausspricht und was die Wahrheit ist, das ist die Besorgniß, daß, nachdem Frankreich so oft und wiederholt über das schwache Deutschland hergefallen ist, nunmehr das starke Deutschland, auch ohne Grund und Anlaß, auf einmal über Frankreich herfallen werde. Daraus erklären sich viele Thatsachen; daraus erklärt sich die Riesenarbeit, die Frankreich gethan hat, indem es in einer kurzen Reihe von Jahren mit großer Sachkenntniß und größter Energie seine Armeeorganisation durchgeführt hat; daraus erklärt sich, daß seit dem letzten Friedensschluß bis auf heute ein unverhältnißmäßig großer Theil der französischen Armee zwischen Paris und unserer Grenze steht, namentlich Kavallerie und Artillerie, in einem möglichst gut vorbereiteten Stande und unmittelbar an unserer Grenze, ein Verhältniß, das nach meiner Auffassung früher oder später nothwendig einmal eine Ausgleichungsmaßregel von unserer Seite herbeiführen muß. Es ist das dann auch ein beachtenswerther Umstand, daß in Frankreich, wo die Parteien, die sich ja wohl in jedem Lande finden, doch wohl noch schärfer einander gegenüberstehen als bei uns, daß, sage ich, alle diese Parteien vollkommen einig sind in einem Punkte, nämlich darin, alles zu bewilligen, was für die Armee gefordert wird, während wir hier doch mühsam kleine Etatspositionen retten müssen. In Frankreich ist die Armee der Liebling der Nation, ihr Stolz und ihre Hoffnung; man hat in Frankreich der Armee ihre Niederlage längst verziehen. Ich will nicht sagen, daß man bei uns die Siege der Armee vergessen hat; aber wenn man doch bei der nächsten Veranlassung dieselbe Leistung noch einmal fordern wird, so sollte man nicht so karg sein in Bewilligung derjenigen Mittel, die dazu nöthig sind, daß

die Armee sich unter jetzt schwierigen Verhältnissen fortentwickelt. Es scheint ja, daß unsere Nachbarn bei einem künftigen Kriege den Erfolg in den Massen sehen, in einer überwältigenden Anzahl, und das ist gewiß ein Moment, welcher schwer ins Gewicht fällt. Wir verlassen uns mehr auf eine sorgfältige Ausbildung unserer Truppen und auf ihre innere Tüchtigkeit. Die Franzosen sind uns überlegen in einem Punkte ganz entschieden, darin, daß sie für alle ihre zahlreichen Formationen für den Krieg bereits im Frieden die Kadres besitzen. Es wird Ihnen nun hier eine Maßregel vorgeschlagen, die, freilich nur in geringerem Grade, den Mangel bei uns bessern soll. Man hat uns gesagt, daß durch die Schaffung der dreizehnten Hauptleute die Zahl der Armee überhaupt gar nicht vermehrt wird; das ist vollkommen richtig. Allein es bringt eine Anzahl Officiere in diejenige Stellung früher hinein, welche sie im Kriege ausführen sollen. Es ist doch ganz natürlich, daß jemand, der plötzlich unter den allerschwierigsten Verhältnissen, vielleicht abgerufen aus einem ganz anderen Lebensberufe, an die Spitze einer Truppe gestellt wird, im ersten Augenblick mit einiger Befangenheit auftritt, und das verbreitet sich unausbleiblich von oben durch alle Reihen nach unten. Unsicherheit im Befehlen erzeugt Unzuverläßigkeit im Gehorsam. Es wird nun durch Schaffung der dreizehnten Hauptleute möglich werden, ältere Officiere schon frühzeitig in solche Uebungen hineinzubringen für den Fall, wo es nothwendig ist, daß der Betreffende sich in dieselben vorher einleben kann. Sie brauchen wirklich nicht zu besorgen, daß die dreizehnten Hauptleute spazieren gehen. Es ist vollauf zu thun. Ich meine, daß namentlich diejenigen Herren, welche an den

Kommissionsberathungen theilgenommen haben, überzeugt worden sind, daß wir in der That eine sparsame Militärverwaltung haben, die wirklich nur fordert, was dringend wünschenswerth ist. Ich empfehle Ihnen die Annahme." Die Exigenz wurde vom Reichstag angenommen und die angekündigte Ausgleichungsmaßregel durch einen kaiserlichen Erlaß vom 26. Mai, welcher eine wesentliche Verstärkung der Besatzung von Metz verfügte, vollzogen.

Es folgten trübe Tage. Das Attentat vom 11. Mai 1878, welches das Leben des Kaisers bedrohte, enthüllte die große Gefahr, vor der Deutschland stand. Die Regierung war indessen nicht blind gegen dieselbe gewesen. Schon im Jahre 1875 hatte sie bei Vorlegung der Strafgesetznovelle Vollmachten zu Repressivmaßregeln gegen die sozialistischen Vereine, Versammlungen und Presse verlangt, und Fürst Bismarck und Graf Eulenburg, Minister des Innern, hatten im Reichstag im Januar und Februar 1876 die Organisation, die Mittel und die Ziele der Socialdemokratie genau nachgewiesen. Der Reichstag lehnte die „Kautschukparagraphen" ab. Nach dem Attentat, welches so deutlich auf eine Mitschuld dieser permanenten socialdemokratischen Verschwörung hinwies, legte die Regierung den Entwurf eines Gesetzes zur Abwehr socialdemokratischer Ausschreitungen vor. Die Berathung hierüber im Reichstag fand am 23. und 24. Mai statt. Am zweiten Tage, nachdem schon manche Redner, welche man gar ungern mit den Socialisten stimmen sah, gegen die Vorlage sich ausgesprochen hatten, erhob sich auch der Abgeordnete Graf Moltke und sprach folgendes: „Ich wünsche aufrichtig, daß die geehrten Mitglieder, die gestern und heute die Regierungsvorlage bekämpft haben, nicht allzu=

bald in die Lage gerathen mögen, eben dieses Gesetz oder ein ähnliches, vielleicht ausgestattet mit noch größeren Beschränkungen, selbst von der Regierung zu verlangen. Es mag sein, daß die Vorlage an manchen Punkten einer Verbesserung bedarf, daß manche Paragraphen geändert werden müssen; aber die Ueberzeugung scheint mir doch allgemein Platz gegriffen zu haben, daß wir eines besseren Schutzes bedürfen gegen die Gefahren, welche dem Staate in seinem Innern drohen durch die fortschreitende Organisation der Socialdemokratie. Ich fürchte, daß die Leiter dieser Organisation schon heute bedenklich nahe an die Grenze gedrängt sind, wo man von ihnen die Erfüllung ihrer Zusagen und Verheißungen fordert. Die Herren werden am besten wissen, daß das seine Schwierigkeiten haben wird. Sie können sich nicht dagegen verschließen, daß die erste Gütertheilung die hundertste involvirt; daß in dem Augenblick, wo wir alle gleich reich geworden sind, wir alle gleich arm geworden sind; daß Noth, Elend und Entbehrung untrennbare Bedingungen des menschlichen Daseins sind; daß keine Form der Regierung, keine Gesetzgebung und überhaupt keine menschliche Einrichtung Elend und Noth jemals aus der Welt schaffen werden. Wohin wäre man auch mit der Entwicklung des Menschengeschlechtes gekommen, wenn diese zwingenden Elemente nicht in Gottes Weltordnung enthalten wären? Nein, ohne Sorge und Arbeit wird auch die Zukunft nicht sein. Aber ein Mensch, der hungert und friert, fragt nicht viel nach den Konsequenzen der Zukunft; er greift nach den Mitteln, welche die Gegenwart ihm bieten kann. Lange zurückgedrängte Leidenschaften, enttäuschte Hoffnungen werden zu gewaltsamen Ausbrüchen drängen, welche die Leiter am

allerwenigsten verhindern können; denn die Revolution hat bisher noch immer ihre Führer zuerst verschlungen. Wie steht nun die Regierung dem gegenüber? Man sollte doch aufhören, die Regierung immer gewissermaßen als eine feindliche Potenz zu betrachten, die nur möglichst zu beschränken und einzuengen ist. Gewähren wir doch der Regierung die Machtfülle, welche sie braucht, um alle Interessen zu schützen! Was das auf sich hat, wenn die Regierung die Zügel der Herrschaft aus ihren Händen entschlüpfen läßt, wenn die Gewalt an die Massen übergeht, darüber belehrt uns die Geschichte der Kommune in Paris. Da war die Gelegenheit geboten, wo die Demokratie ihre Ideen in die Wirklichkeit überführen konnte, wo sie wenigstens eine Zeit lang eine Regelung nach ihren Idealen einrichten konnte; aber geschaffen hat sie nichts, wohl aber vieles zerstört. Die aktenmäßigen Berichte aus französischer Feder über diese traurige Episode der französischen Geschichte lassen uns in einen Abgrund der Verworfenheit blicken; sie schildern uns Zustände und Begebenheiten im 19. Jahrhundert, welche man für geradezu unmöglich halten sollte, wenn sie nicht unter unseren Augen verlaufen wären, vor den staunenden Blicken unserer Occupationsarmee, welche den Dingen bald ein Ende gemacht hätte, wenn sie nicht genöthigt gewesen wäre, Gewehr bei Fuß dem Verlaufe zuzuschauen. Solche Dinge beabsichtigen ganz gewiß unsere arbeitenden Klassen nicht, auch nicht der irregeleitete Theil derselben; aber auf dem Wege des Umsturzes werden die besseren Elemente sehr bald überholt durch die schlechteren; hinter dem Gemäßigt-Liberalen steht gleich jemand, der viel weiter gehen will als er. Das ist überhaupt der Irrthum so vieler gewesen, daß sie glaubten,

ungefährdet nivelliren zu können bis auf ihr Niveau; dann solle die Bewegung stille stehen, als ob ein in voller Fahrt heranbrausender Eisenbahnzug plötzlich Halt machen könnte, wobei ja auch die den Hals brechen würden, welche darin sind. Hinter den ehrlichen Revolutionären tauchen dann jene dunklen Existenzen auf, die sogenannten Bassermann'schen Gestalten vom Jahre 1848, die Professeurs der Barrikade und die Petroleusen der Kommune vom Jahre 1871. Meine Herren! Sie können ja heute das Gesetz ablehnen, in der begründeten Erwartung, daß die Regierung stark genug sein wird, um gewaltsamen Ausschreitungen entgegenzutreten, sie nöthigenfalls mit gewaffneter Hand niederzuwerfen; aber das ist ein trauriges Mittel; es beseitigt die Gefahr des Augenblicks, aber es heilt nicht den Schaden, aus welchem die Gefahr hervorgeht. Wenn uns nun hier ein Weg angedeutet wird, auf dem es vielleicht möglich sein wird, die Anwendung solcher beklagenswerther Mittel zu vermeiden durch vorbeugende Maßregeln, durch eine verständige, vorübergehende Beschränkung der gemißbrauchten Freiheit, so meine ich, daß wir dazu die Hand bieten sollten, im Interesse aller staatlichen nnd gesellschaftlichen Ordnung, im Interesse besonders der arbeitenden Klassen unserer Mitbürger, denen niemals geholfen werden kann durch einen plötzlichen Umsturz, sondern nur allein auf dem, zwar langsamen, Wege der Gesetzgebung, der sittlichen Erziehung und der eigenen Arbeit. Ich meinerseits werde dem Gesetze zustimmen." Diese Rede wurde zwar mit lebhaften Bravo's aufgenommen, aber mit 251 gegen 57 Stimmen wurde der Gesetzentwurf abgelehnt. Was Moltke im Eingang seiner Rede als Besorgniß geäußert hatte, trat nur zu bald ein. Es folgte das Attentat vom

2. Juni, die Auflösung des Reichstags, die Ausarbeitung eines neuen Gesetzes, „ausgestattet mit noch größeren Beschränkungen".

Unter allen Verhältnissen erscheint uns Moltke als der nämliche. Wir haben ihn als Officier in der Linie gesehen, als militärischen Berather am Bosporus und am Euphrat, als Chef des preußischen Generalstabes, als Sieger von Königgrätz und von Sedan, endlich als Redner im Reichstag, und immer hatten wir zu bewundern diese reine und volle Hingebung an den Dienst, welchem er sich widmete, diese bis zur Aufopferung gehende Pflichttreue, dieses lautere Gold des Charakters, dieses Durchdringende und Prophetische seines Blickes. Generalfeldmarschall Graf Moltke, nun 78 Jahre alt, steht nach solch reichem, vollem Leben auf sonnigster Höhe. Er hat seine ganze Manneskraft, sein ganzes Denken und Wollen dem Vaterlande gewidmet; das Vaterland wird, so lange es noch athmen kann, dessen eingedenk sein.